





# Der Schützer

1918

1918



1918

---

C. Fischer, Verlag  
Berlin





# Der Tänzer

Ein Roman  
in drei Büchern

von

Felig Hollaender

---


358959  
23:12:38

1918

---

S. Fischer, Verlag  
Berlin





Sechzehnte bis zwanzigste Auflage

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten  
Copyright 1918 S. Fischer, Verlag

5

Gina Hollaender  
meiner lieben Frau zu eigen





Erstes Buch



## Das Vorspiel

Es war bereits sieben Uhr, als der letzte Patient das Zimmer verlassen hatte. Der Geheimrat Kellnow machte bei der Meldung des Dieners, daß sich niemand mehr im Warteraum befände, eine flüchtige, abwehrende Handbewegung. Auf seiner Miene lag Abgespanntheit. Ganz mechanisch nahm er die goldene Brille von den wasserhellen Augen und pußte sie mit dem Taschentuch. Dann öffnete er das Fenster und ließ die eisige Luft des kalten Februarabends ins Zimmer. Es fröstelte ihn. Er schloß die Flügel wieder und setzte sich an seinen Schreibtisch. Ein Gefühl der Ermüdung und des Unbehagens hatte ihn ergriffen. Ohne einem bestimmten Gedanken nachzugehen, fuhr er mit der derben, breiten Hand erst durch den langen, rötlichblonden Vollbart und dann über das dünne, stark gelichtete, blonde Kopfsaar.

„Ich bin nicht auf dem Posten,“ sagte er leise und verstimmt vor sich hin und überlegte im stillen, ob er heute nacht wirklich zum medizinischen Kongreß nach München reisen sollte.

Er nahm einen kleinen Handspiegel aus der Tasche und betrachtete sich prüfend.

„Pfui Teufel!“

Um die dünnen, grausamen Lippen huschte ein unsicheres Lächeln.

Er stand auf und reckte sich gewaltsam, als wollte er dieser Schlawheit, die über ihn gekommen war, Herr werden.

Die wasserhellen Augen erhielten wieder ihren Ausdruck der stählernen Energie.

„Ich werde doch nicht zusammenklappen? Verdamm' mich Gott — das wäre etwas zu früh.“ Und wieder suchte er seinem Körper eine straffe Haltung zu geben — diesem Körper, der keine Proportionen hatte: er war offenbar als Jüngling zu rasch in die Höhe geschossen, denn Größe und Breite standen in keinem rechten Verhältnis zueinander. Sein Auge drückte einen Willen zum Leben aus, dem seine müde, lässige Haltung widersprach. Der ganze Mensch schien eine Mischung von Zügellosigkeit und Ernst — brutaler Lebensgier und geistiger Energie zu sein.

„Ausspannen!“ sagte er und steckte die Brille in das Futteral. Und überlaut, als müßte er vor seinen eigenen Ohren die wiedergewonnene Sicherheit bekräftigen, rief er „Herein!“, als es jetzt an seiner Tür pochte. Das Hausmädchen stand auf der Schwelle.

„Was wollen Sie?“ fragte er übellaunisch.

„Das Fräulein lassen fragen, ob das Essen aufgetragen werden kann.“

„Meinethalben,“ erwiderte er und drehte das elektrische Licht ab.

In dem hellerleuchteten Eßzimmer trat ihm eine völlige Person mit breiten Hüften, drallem Busen und derben Zügen entgegen. Sie war sauber und adrett

gekleidet, und etwas Handfestes, Selbstsicheres und Zielbewußtes lag in ihrem Wesen.

„Sehr müde?“ fragte sie und strich ihm das dünne Haar aus der Stirn.

Er wehrte nervös ab und setzte sich an den Tisch.

Über das Gesicht der Frau ging ein Begreifen. Sie sagte kein Wort mehr. Diesen Menschen schien sie zu kennen. Sie verstand es, ihn zu nehmen, und besaß eine Witterung für seine Stimmungen.

Sie tat ihm die Suppe auf, die er nicht berührte. Sie nahm keine Notiz davon, aß ruhig ihr Teil, läutete dann und ließ seinen gefüllten Teller vom Tisch tragen. Der Fisch wurde serviert. In einer umständlichen und betulichen Art suchte sie das beste Stück für ihn heraus und übergoß es mit Butter.

Wie einer, der nur auf die Gelegenheit lauert, um seiner Gereiztheit Luft zu machen, verfolgt er jede ihrer Bewegungen, und ihre Ruhe und Gleichmäßigkeit, ihre selbstverständliche Sicherheit verletzten ihn plötzlich in eine grundlose Wut.

„Wie diese Person mich behandelt,“ dachte er und sah sie mit versteckter Drohung an. Und auf einmal schob er den Teller mit einer heftigen Bewegung von sich, hob Messer und Gabel empor und schleuderte sie klirrend auf den Tisch.

„Wenn ich dich störe, kann ich das Zimmer verlassen,“ sagte sie ruhig und ohne mit der Wimper zu zucken.

„War das ein Signal?“

„Ja, ja, ja!“ schrie er und sprang von seinem Stuhle auf.

Die Frau schloß hinter sich geräuschlos die Thür.

Er nahm die Karaffe vom Tisch und trank aus ihr wie ein Verdurstender, lange und gierig.

„Dieser Mensch ist unerträglich!“ stieß er hervor, durchmaß mehrere Male das Zimmer und führte, um seinen Zorn gewaltsam zu steigern, halbblaute Selbstgespräche: „Pöppelt mich wie ein Kind, will mich einlullen und mit diesem Abfüttern Firre machen.“

Er lachte schadenfroh auf, und ein verbitterter Zug grub sich um seine herabgezogenen Lippen. Dann blieb er mitten im Zimmer stehen und horchte. Aber von draußen wurde kein Laut vernehmbar.

Er lauschte angespannt. Alles blieb still. Und nun spürte er deutlich, wie seine Erregung verrauchte und an ihre Stelle ein unangenehmes, beklemmendes Gefühl trat.

Zuweilen schielte er nach der Thür, in der Hoffnung, sie würde wieder erscheinen. Aber diese Hoffnung trog.

Ein lähmendes Unbehagen, eine Art von Furcht ergriffen ihn, gegen die er sich wie ein Schuljunge trotzig auflehnte.

„Was will denn dieses verdammte Frauenzimmer? Was habe ich ihr eigentlich getan?“

Auch sein Hunger begann sich zu melden.

„Dumme Gans! Konnte sie nicht irgendein beruhigendes Wort finden?“

Er klingelte heftig.

„Sind meine Koffer gepackt?“ fragte er das Mädchen.

„Ja, gnädiger Herr.“

„Und wo ist das Fräulein?“

„Auf ihrem Zimmer, gnädiger Herr.“

„Soll sich herbemühen, ich habe nur noch eine Stunde Zeit.“

Als das Mädchen sich entfernt hatte, brummte er ganz wie vor sich hin: „Zu dumm . . .“ Und er schien über seine eigene Weisung einen Moment ärgerlich zu sein. In einer Art von Schamgefühl verzog er das Gesicht in einem dunkel aufdämmernden Bewußtsein seiner Schwäche.

In diesem Augenblick trat sie wieder ein, setzte sich an seine Seite und legte ihm die Speisen auf, als ob nicht das mindeste vorgefallen wäre.

Er mied ihren Blick und aß ganz still. Aber als sie zu ihm an ihn herantrat, den Arm um ihn legte und in ihrer Gutmütigkeit ihn ihren „dummen Jungen“ nannte, lachte er gezwungen und dennoch beruhigt auf.

Wieder kam eine große Hast über ihn — er wurde nervös, fahrig und trat an das Fenster, um sich zu überzeugen, ob der Kutscher schon vorgefahren wäre.

„Es ist die höchste Zeit,“ sagte er, läutete und befahl dem Diener, ihm Hut, Stoß und Mantel zu bringen und das Gepäck schleunigst aufzuladen.

Er küßte sie flüchtig auf die Stirn, sie aber zog ihn enger an sich, ohne daß er sich sträubte, drückte ihren Mund fest und hart auf den seinen und sagte:

„Komme mir gesund wieder - - und telegraphiere keine Ankunft, denn schreiben wirst du ja doch nicht.“

„In spätestens zehn Tagen bin ich zurück,“ erwiderte er und war aus der Thür.

Ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, ging er noch einmal in sein Arbeitszimmer und entnahm seinem

Schreibtisch das ganze Geld, das er im Hause hatte. Er zählte die Scheine flüchtig durch und stellte fest, daß es ungefähr fünftausend Mark waren, die er hastig in seine Rocktasche steckte, als besorgte er, im letzten Augenblick überrascht zu werden.

Und nun stürzte er die Treppen hinab, setzte sich neben den Kutscher und übernahm selbst die Führung des Wagens.

Er fuhr in einem Tempo, daß der Kutscher ihn mißtrauisch von der Seite beobachtete.

„Den reitet der Teufel,“ dachte der Mann und lag auf der Lauer, um ihm nötigenfalls die Zügel zu entreißen. Als Kellnow bei einer Biegung jede Vorsicht außer acht ließ, hielt er nicht länger an sich und sagte kurz

„Gnädiger Herr, lassen Sie mich fahren, es gibt sonst ein Unglück.“

„Unsinn!“ erwiderte der Geheimrat und fuhr weiter, ohne die Schnelligkeit im mindesten einzudämmen.

Am Anhalter Bahnhof stieg er in den Münchener Zug und trat in ein Schlafkupee erster Klasse, das er sofort abschloß, um sich zu entkleiden. Trotz der verhältnismäßig kurzen Fahrt war sein Hemd durchnäßt. Wieder wurde er übellaulisch. „Eine verfluchte Schwäche,“ brummte er, während er sich für die Nacht umzog.

Er lag lange Zeit wach und suchte umsonst gegen die tiefe Verstimmung, die völlig von ihm Besitz genommen hatte, anzukämpfen. Und wieder stieg in ihm ein stumpfer Haß auf gegen diese Person, die ihm seit Jahren das Hauswesen führte, und die, wie ihm jetzt klar wurde, auf eine niederträchtige und raffinierte Art sich seiner bemächtigt hatte.



„Ich komme von ihr nicht los,“ dachte er und suchte methodisch die Ursachen seiner Schwäche aufzuspiiren. Dann lächelte er böseartig, als ihm die Tricks einfielen, mit denen sie ihn festhielt.

Er sah auf einmal ganz deutlich, wie er sie an der Kehle packte und würgte. Dabei hatte sein Gesicht einen grausamen, wollüstigen, bis zum äußersten entschlossenen Ausdruck.

Er erschrak. Ein Glück, daß es Hemmungen gab und nicht jeder Reflexer eine Handlung nach sich zog. Verloren war man sonst. Die Psyche des Verbrechers beschäftigte ihn einige Augenblicke. Wie viele Untaten wurden durch den Intellekt verhindert. Er spürte in sich alle — alle Möglichkeiten. Lediglich ein Zufall, daß sein Gehirn durch wissenschaftliche Arbeit in Anspruch genommen war.

Aufhören — — schlafen.

Er nahm aus seinem Koffer ein Brompulver, legte sich auf die Seite und schief die ganze Nacht durch, bis ihn der Schaffner weckte.

In den „Vier Jahreszeiten“ hatte er Logis bestellt. Um elf Uhr sollte er im Kongreß sprechen. Es blieben ihm also nur noch wenige Stunden.

Die Stadt lag in undurchdringlichem Nebel da. Ihn fror, als er in den Wagen stieg, um in das Hotel zu fahren.

Der Portier führte ihn in sein Zimmer. Eine Weile saß er stumpf mit leerem Gesichtsausdruck auf einem der Fauteuils. Dann wusch er sich mechanisch.

„Mit mir ist sicherlich etwas nicht in Ordnung,“ spintisierte er, während er Toilette machte.

Als er in den Kongreßsaal trat, unterhielten sich die Kollegen, die aus allen Teilen der Welt gekommen waren, bereits in lebhaften Gruppen. „Gute Köpfe“ — konstatierte er und betrachtete aufmerksam die Gesichter, denen das Merkmal geistiger Arbeit aufgedrückt war.

Er selbst machte unter ihnen keine üble Figur, obwohl seine schräg abfallende Stirn verdächtig war. Aber seine durchdringenden, wasserhellen Augen hatten etwas Zwingendes.

Die Versammlung wurde eröffnet. Nach den einleitenden Worten des Präsidenten hörte er seinen Namen nennen, mit der Aufforderung, sein Referat zu beginnen.

Er fuhr leicht zusammen, denn er war nicht darauf gefaßt gewesen, als erster zu sprechen. Offenbar mußte das Programm im letzten Augenblick durch irgendeinen Zwischenfall geändert worden sein.

Er zog aus der Rocktasche seine Notizen hervor und betrat das Rednerpult.

Er sprach über die letzten Ergebnisse der Karzinomforschungen und über seine eigenen Versuche und Beobachtungen. Er sprach mit einer autoritativen Sicherheit und Knappheit des Ausdrucks und mit einer vollkommenen Beherrschung des Materials, die alles Redensartliche ausschaltete.

Inmitten seines Vortrages schweiften mit einem Male alle seine Gedanken ab. Ein entsetzliches Angstgefühl stieg ihm bis zur Kehle hinauf. Er fühlte eine unheimliche Leere im Gehirn und klammerte sich mit beiden Händen an das Rednerpult. Eine peinliche Stille trat ein, die durch ein kurzes, jähes Auflachen seinerseits

unterbrochen wurde, ehe er seinen Vortrag wieder aufnahm und ihn in kalter Ruhe, ohne zu stocken, zu Ende führte.

An das Referat, das mit dem sachlichen Beifall einer gelehrten Körperschaft aufgenommen wurde, schloß sich eine äußerst lebhafteste Diskussion, denn im Zeichen des Krebses, dieses grausamsten Verwüsters der Menschheit, stand die medizinische Forschung und dieser Münchener Kongreß.

Es war gegen zwei Uhr, als die Tagung unterbrochen wurde und die Ärzte zum Mittagessen gingen.

Ein Münchener Kollege, ein ehemaliger Studienkollege, hatte sich ihm angeschlossen. Eine Zeitlang saßen sie schweigend nebeneinander.

Sie sollten etwas für sich tun," sagte nach einer Weile der Kollege. „Sie sind unzweifelhaft überarbeitet," und als er keine Antwort erhielt, fuhr er fort: „Ihr in Berlin seid ja wie besessen. Ihr wütet gegen eure eigene Gesundheit. Diese Art von Betätigung hält auf die Dauer kein Mensch aus. Ich sage Ihnen," schloß er lächelnd, „das Münchener Bier hat einen tiefen Sinn. Es bedingt einen Ausgleich der Kräfte."

Der Geheimrat blieb mitten auf der Straße stehen.

„Kollege," sagte er und fuhr sich mit seiner fleischigen häßlichen Hand durch das dünne Haupthaar, „ich glaube, ich bin wirklich nicht recht gesund. Kommen Sie, ich spreche mit Ihnen darüber beim Frühstück."

Sie saßen an einem der kleinen Tische im Restaurant der „Bier Jahreszeiten".

„Nämlich," begann er dort von neuem, „ich fühle zuweilen, daß ich keine Hemmungen habe. Und dann

kommen plötzlich Phobien über mich und zeitweise Flucht in die Neurose — um mich mit Freud auszudrücken.“ Er lächelte dabei obenhin.

Der Kollege sah ihn gütig an.

„Etwas anormal sind wir alle — — wo wollen wir die Grenzen ziehen?“ erwiderte er vorsichtig. „Und Sie sind unzweifelhaft überarbeitet.“

„Zugegeben — aber das kommt erst zu zweit in Betracht. Bei mir spielen Anlagen — und auch Privatverhältnisse,“ fügte er zögernd hinzu, „eine übergeordnete Rolle. Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen einmal in Freiburg sagte, ich wäre ohne meine wissenschaftliche Arbeit im wörtlichsten Sinne verkauft und verraten?! Wissen Sie, daß eine intensive Tätigkeit uns gleichsam drapiert, verhüllt und vor den Häschern in uns selbst verbirgt?! Wir sind auf einer beständigen Flucht vor uns und nehmen die Arbeit als Betäubungsmittel, als Morphotikum. Es ist auch gleichgültig, ob man sich Morphium injiziert oder“ — — — er brach mitten im Satze ab. „Machen Sie kein besorgtes Gesicht,“ sagte er lachend. „Sie haben doch selbst soeben abnorme Zustände bei uns allen konstatiert. Übrigens,“ setzte er unvermittelt hinzu, „ich habe verschiedene Ventile geöffnet: unter anderem bin ich passionierter Pferdeliebhaber, ich reite die schärfsten Gäule. Sollten Sie nächstens einmal hören,“ schloß er heiter, „ich sei gestürzt, so wundern Sie sich nicht allzusehr.“

Der Münchener Kollege hob sein Glas.

„Prosit! Auf vergangene und auf zukünftige Zeiten. Sobald Sie lachen, wird mir wohler. — Nein, Sie müssen unbedingt für eine Zeit ausspannen und Berlin

verlassen. Diese Stadt zermahlt die Menschen. Sehen Sie sich München an: man ist beruhigt, schon wenn man durch die Straßen geht. Die schönen, alten Häuser, die prächtigen Anlagen — und diese netten, saugroben Menschen, die imstande sind, alles kurz und klein zu schlagen, und die immer Zeit haben. Und nun Ihr entsetzliches Berlin: Mietskasernen, nur für Zweck und Arbeit gebaut. Wahnsinnige Leute, die wie besoffen aneinander vorbeirasen und sich einbilden, die Welt ginge unter, wenn sie ihr Arbeitspensum an einem Tage nicht glatt erledigen. Die Welt geht nicht unter, die Menschen aber reiben sich vor der Zeit auf. — Man ist in dieses Dasein für eine flüchtige Spanne Zeit gestellt. Nur Narren vergessen das und kosten das Leben nicht aus. Heute abend werden Sie mit auf die Redoute gehen und das lustige und verwegene München kennenlernen. — Warum heiraten Sie eigentlich nicht?“ fragte er plötzlich ohne Übergang. — „Sie sind ein Mann in den besten Jahren — haben einen Überschuß von Lebenskraft in sich — und können es sich leisten.“

„Zu spät — aus tausend Gründen zu spät. — Und dann, mein Verehrtester, es gehört zu meinen Grundüberzeugungen: ein verheirateter Mann — ein geschlagener Mann! — Was soll man mit einem Weibe anfangen? Mit so einem fremden Menschen, der sich in unser Dasein stiehlt, eine Affenkomödie mit uns aufführt, sich unseren Gewohnheiten auf eine unterwürfige, perfide Art anpaßt. Oder — und dies ist der noch bößere Fall — uns den Boden unter den Füßen abträgt... Das Geschlecht fortsetzen? Blödsinn! Ich bin dafür, daß die Welt ausstirbt.“

Der Münchener Arzt schüttelte bedenklich den Kopf.

„Sie sind in einer Katerstimmung. Verzeihen Sie, ich nehme diesen Zustand nicht ganz ernst. Wenn es Ihnen recht ist, hole ich Sie heute zur Redoute im Deutschen Theater ab.“

„Gut,“ sagte der Professor und erhob sich. Er schüttelte dem Kollegen zum Abschied die Hand und begab sich auf sein Zimmer.

Das ist ein guter Narr! dachte er, während er den Rock auszog und sich auf der Chaiselongue ausstreckte.

Kellnow saß in einer der kleinen Nischen neben seinem Münchener Bekannten. Die Wellen der Musik schlugen an sein Ohr, und wie Fledermäuse schwirrten Frauen und Mädchen, verfolgt von ihren Kavaliern, in bunten Kostümen, die Gesichter unter schwarzen Larven verborgen, an ihm vorbei. Er hörte das leise, inbrünstige Lachen, er sog wider seinen Willen den Duft der Parfüms ein, er sah, wie Männlein und Weiblein sich aneinanderschmiegen und — unbekümmert um die Zuschauer — sich kosen und küßten.

„Das ist ja widerlich!“ sagte er und trank in einem Zuge das mit Sekt gefüllte Glas aus, als müßte er einen üblen Geschmack loswerden. „Alles Serus! Freud hat schon recht: das ist die Formel, auf die sich die verworrensten Dinge bringen lassen. Ich komme mir hier so überflüssig vor. Man muß für derlei Ekstasen jünger sein. Ich denke, wir haben genug!“

Der Münchener stieß statt jeder Antwort ein behäbiges Lachen aus, bei dem sein Hängebauch zu wackeln begann. „Sie schauen wie sieben Tage Regenwetter drein,“

sagte er. „Aber mir ist's schon recht; wenn Sie durchaus gehen wollen, bin ich bereit. Ich meine nur, Sie sollten noch einmal allein durch den Saal spazieren — vielleicht finden Sie doch etwas und kommen auf andere Gedanken.“

Kellnow kniff die Augen zusammen und fixierte mit einem leichten Zwinkern den Kollegen.

„Wissen Sie, ich finde es furchtbar komisch, daß Sie sich meiner annehmen. Wie kommen Sie eigentlich dazu? Oder,“ setzte er halb spöttisch, halb mißtrauisch hinzu, „haben Sie vielleicht das Gefühl, daß ich nicht ganz richtig bin und man mich augenblicklich nicht ohne Aufsicht lassen darf?“

Der Münchener wechselte den Ton.

„Aufrichtig gestanden: Sie sind wirklich nicht ganz beisammen, lieber Kollege. Ich sagte Ihnen schon heute vormittag, Sie müßten unbedingt etwas für sich tun.“

„Ganz recht haben Sie. Ich muß etwas für mich tun, und — ich kann nichts für mich tun. Nämlich, Verehrtester, ich bin in einer Mausefalle. Wissen Sie — es ist etwas Scheußliches, wenn die Klappe zugefallen ist und so ein Tierchen verängstet die kleinen Augen aufreißt und wie irrsinnig hin und her läuft und einen Ausweg sucht.“

Der Doktor wollte etwas erwidern. Aber in diesem Augenblick wurde seine Aufmerksamkeit auf eine junge, elegante Person gelenkt, die ihre Larve vom Gesicht gerissen hatte und einen so verstörten Ausdruck zur Schau trug, daß einem angst und bange werden konnte. Er vergaß den Geheimirat, erhob sich trotz seiner Schwer-

fälligkeit hastig von seinem Sitz und suchte der Enteilenden habhaft zu werden.

„Gräfin Ginsdorf! — Gräfin Ginsdorf!“ rief er ein paarmal durchdringend hinter ihr her.

Aber sie schien seine Stimme nicht zu hören, hatte den Arm eines jungen Menschen ergriffen und tanzte wie eine Bacchantin durch den Saal — sie tanzte nicht mehr, sie schien zwischen Himmel und Erde zu schweben.

Die übrigen Paare hielten inne.

„Die Gräfin Ginsdorf tanzt . . .“ rief man von allen Seiten und eilte herbei, um ihr zuzuschauen. Auch Kellnow hatte sich von seinem Platze erhoben und verfolgte eine Weile das befremdliche Schauspiel — ein rasender Mensch verbrauchte die letzte Kraft und pflanzte sein ganzes Sein in diese wirbelnde Bewegung.

Es begann vor seinen Augen zu flirren.

Er wandte sich in dem Moment verärgert ab, als ihr Partner plötzlich erschöpft zu Boden fiel, ohne daß sie irgendwie beunruhigt — den Tanz unterbrochen hätte. Ja, es schien sogar, als ob sie dadurch zu noch wilderen, noch tolleren Sprüngen aufgereizt würde.

Inzwischen hatte Kellnow seinen Platz wiedergefunden und sich eine Zigarette angezündet, um die Nervosität, die sich seiner bemächtigt hatte, loszuwerden.

„Das ist ja ein Luder!“ dachte er und rauchte unaufhörlich.

Er wußte später nicht, wie lange er allein gesessen hatte — eine geraume Zeit mußte jedoch verstrichen sein — denn er fuhr schreckhaft empor und erinnerte sich erst wieder an den Vorgang, als der Kollege mit jener



Dame vor ihm stand und, mit einem gutmütigen Lachen, zu ihm sagte:

„Die Gräfin Ginsdorf bittet mich um zwanzig Gramm Morphium — unter dem tut sie es nicht. Ich habe ihr erklärt, daß ich für Mord und Totschlag nicht zu haben bin, aber zufällig sei ein berühmter Kollege aus Berlin anwesend, dem ich alle Schandtaten in der Richtung zutraue. Gestatten Sie: Geheimrat Mellnow — die Gräfin Ginsdorf, das Verwegenste, was München aufzuweisen hat. Nehmen Sie sich in acht — sie hat drei Teufel im Leibe!“

Bei dem letzten Worte machte er plötzlich eine Verbeugung und war auf und davon . . .

Mellnow sah in ein blaßes, todesentschlossenes Gesicht von edelster Rasse. Er sah in zwei, trotz ihrer dunkelblauen Färbung nachtfinstere Augen und auf zwei Hände, deren schmale, längliche Form etwas Seltsames und Überraschendes hatte. Diese Hände frappierten ihn einen Moment. „Das ist vornehmster Stall,“ sagte er sich im stillen.

Auf ihrer weißen Stirn, die niedrig und doch gut gebaut war, lag eine leichte Feuchtigkeit. Der ein wenig breite Mund war tief herabgezogen und hatte etwas unsagbar Verbittertes.

„Wollen Sie mir eine Dosis Morphium verschreiben?“ fragte sie kurz.

„Gewiß — aber vorher trinken Sie ein Glas Sekt — das Morphium wirkt dann besser,“ entgegnete er ernsthaft.

Sie sah ihn eine Sekunde mißtrauisch an. Dann nahm sie ohne weiteres das Glas, das er ihr reichte.

„Wie alt sind Sie?“ fragte er.

Sie runzelte die Stirn, und ihre Miene wurde störrisch.

„Gehört das zur Sache?“

„Unbedingt. Ich muß über Ihre Personalien auf das genaueste informiert sein, wenn ich Ihnen zum Selbstmord verhelfen soll. Denn das ist doch wohl der Zweck?“

Sie nickte stumm.

„Nun — sehen Sie,“ fuhr er sachlich fort, „man wird Sie morgen früh tot auffinden und sogleich Nachforschungen anstellen, aus welcher Apotheke Sie das Morphium bezogen haben. Man wird die Apotheke ausfindig machen. Die Polizei hat für solche Dinge eine feine Nase. Man wird herausbekommen, daß ich das Rezept geschrieben habe. Man wird mich zur Verantwortung ziehen. Es ist selbstverständlich, daß ich alle Mittel der Verteidigung zur Hand haben muß.“

Die Ginsdorf lachte kurz auf.

„Sie sind ein vorsichtiger Herr.“

„Das ist in diesem Falle durchaus nötig!“

„Sie treiben nicht Ihr Spiel mit mir?“

„Fällt mir nicht ein.“

„Und das Gift werden Sie mir unbedingt geben?“

Ihr Gesicht überzog sich bei dieser Frage mit einer leichten Röthe und nahm einen äußerst gespannten Ausdruck an.

„Unbedingt!“

„Gut — ich bin dreiundzwanzig Jahre“ —

Er nahm einen Block aus der Tasche und notierte:  
„Gräfin Ginsdorf — dreiundzwanzig Jahre alt.“

„Grund des Selbstmordes?“

„Das ist ja ein Verhör!“ ächzte sie. „Leicht machen Sie es einem nicht.“ Es klang wie in unterdrücktem Weinen.

„Sie fordern auch viel.“

„Ich kann nicht länger leben. Fragen Sie nicht weiter.“

Er zuckte die Achseln. „Sie müssen mir die Gründe nennen,“ antwortete er unerbittlich.

Sie blickte ihn groß und trostlos an. Dann schüttelte sie traurig den Kopf und sagte: „Sie sind kein nobler Mensch.“

„Durchaus richtig — es fehlt mir an Noblesse. Aber mir geht es auch schlecht,“ fügte er ohne Zusammenhang hinzu.

Beide schwiegen.

„Wenn ich nicht so feige wäre, ginge ich ins Wasser und brauchte Sie nicht. Oder ich nähme eine Pistole und schösse mir eine Kugel durch den Mund.“

„Das sind sehr unangenehme Todesarten, die zudem noch vorbeigelingen können. Morphium ist entschieden bequemer und vor allem sicherer . . . Trinken Sie.“ Er goß ihr von neuem ein.

Sie schwankte einen Moment, aber er sah sie mit seinen hellen Augen so befehlend an, daß sie folgte.

„Sie können sich ruhig Zeit nehmen,“ sagte er. „Die Apotheken sind ohnehin geschlossen. Man wird die Nachtglocke in Bewegung setzen müssen. Übrigens halte ich es für sicherer, wenn ich Ihnen das Morphium gebe und die Flasche dann mit mir nehme, um zunächst jede Spur zu vertilgen. Notabene — wenn Ihnen Pulver lieber sind —?“

Ein lautes Gejohle im Saal schnitt ihm die Rede ab. „Kommen Sie,“ sagte er. „Es wird hier unangenehm. — So — und nun geben Sie mir Ihre Garderobemarke.“

Draußen wehte ihnen die eisige Nachtluft entgegen. Eine schneidende Kälte kam aus den Bergen.

„Es ist zu ungemütlich, um im Englischen Garten spazieren zu fahren. Also in eine Weinstube. Wenn es Ihnen recht ist, mache ich dort meine Notizen, und dann erhalten Sie das Billett für Ihre große Reise.“

Während der Fahrt sprachen sie kein Wort. Aber er spürte die Wärme ihres jungen Blutes — er fühlte, wie Wünsche in ihm aufstiegen.

Im Restaurant bestellte er Burgunder und kaltes Büfett.

„Burgunder ist das gesündeste Getränk,“ meinte er erklärend. „Und bevor man reist, soll man anständig essen und trinken. Unterwegs wird man in der Regel schlecht bedient.“

Sie rührte aber trotz seiner Aufforderung weder Speise noch Trank an.

„Fragen Sie, wenn es sein muß. Aber zu Spaß bin ich nicht mehr aufgelegt.“

Aus ihrer Stimme klang eine dumpfe, todestraurige Entschiedenheit, die ihn noch mehr erregte.

Er blickte sie mit brennenden Augen an, sah seinen Willen wieder auf ein festes Ziel gerichtet, und wie von einer fixen Idee besessen, folgerte er, daß diese ganze Affäre für ihn eine Auslösung bedeute. Er spürte, wie ihm das Blut zu Kopfe stieg.

Ganz langsam tat er Kaviar auf den Toast und verzehrte ihn.

„Wie jung sie ist!“ dachte er, und seine Augen flackerten unruhig.

Und nun fiel ihm auf einmal seine Hausdame ein. Blichartig verglich er die beiden. Eine Kuh und eine Gazelle! Grotesk! —

Er lachte ungeniert auf, als ob er ganz allein gewesen wäre . . .

Sie nahm von seinem Lachen keine Notiz.

Bestimmt werde ich sie erwürgen — ohne Erbarmen erwürgen, wenn sie sich wehrt. Es ist gleichgültig, ob sie so oder so in den Himmel fährt . . .

Von der Straße her drang freischendes Singen betrunkenen Menschen zu ihnen und weckte ihn aus seinem Grübeln.

„Die Gräfin Ginsdorf — — dreiundzwanzig Jahre alt — — verheiratet?“

„Nein!“

„Jungfrau?“ —

Sie sah ihn verblüfft an.

„Ich würde das ohnehin nach Ihrem Tode erfahren, da man Sie unzweifelhaft sezieren wird.“

Sie lächelte seltsam.

„Ich bin keine Nonne. In München pfeifen es die Späßen von den Dächern!“

„Also mehrere Liebhaber?“

„Ein Schock, wenn Sie wollen.“

Sie war vor Zorn noch einen Schatten bleicher geworden und klopfte nervös auf den Tisch.

„Ich antworte nicht weiter,“ sagte sie plötzlich. „Ich werde auch ohne Sie meinen Weg finden.“

Dabei machte sie eine Bewegung, als wollte sie aufstehen.

„Bleiben Sie ruhig sitzen — ich bin zu Ende. Und jetzt trinken Sie gefälligst ein Glas Burgunder, wir wollen ernsthaft miteinander reden. — Sie haben sicher heute etwas sehr Schweres — etwas Furchtbares erlebt. Und nun sind Sie fertig und wollen fort. — Ist es nicht so?“

Sie machte eine lautlose, bejahende Bewegung.

„Gut. Warum nehmen Sie das so tragisch? Sie sind über frühere Erlebnisse hinweggekommen — weshalb hängen Sie sich an dieses? — Das ist — verzeihen Sie — eine Überwertung!“

„Ich kann nicht mehr,“ schrie sie auf, und ihre Stimme hatte etwas Unartikuliertes. „Weshalb kriechen Sie in mich hinein? Woher wissen Sie diese Dinge?! Was geht Sie mein Schicksal an!?“

„Mehr, als Sie sich vorstellen können. Ich habe nämlich, genau wie Sie, eine Art von Lebensüberdruß — einen Ekel vor mir selbst. Ich finde die ganze Geschichte belanglos und wie Sie übel bis zum Erbrechen.“

„Dann machen Sie es wie ich.“

Er schüttelte den Kopf.

„Es ist für uns beide zu früh — viel zu früh, meine Gnädige. In uns beiden ist trotz alledem noch ein ungeheures Quantum von Vitalität, das erst verbraucht werden muß.“

„Das ist nicht wahr — ich muß fort — unbedingt fort! Und nun kommen Sie, Sie haben mir Ihr Wort gegeben.“

„Sie haben mein Wort — dabei bleibt es. Aber

hören Sie mir noch ein Weilchen zu. Es geht mir hundsmiserabel — Sie dürfen es mir glauben. Und Sie sind vielleicht der einzige Mensch, der mir helfen kann. Dieser Doktor, der Sie vorhin zu mir gebracht hat, ist fest überzeugt“ — er hielt einen Moment inne, ehe er ganz langsam wiederholte — „ist fest davon überzeugt, daß ich auf der äußersten Grenze stehe. Ich habe mich sozusagen überschritten — ich bin,“ setzte er stockend hinzu, „außerhalb des Weichbildes meiner selbst und finde mich nicht mehr zu mir zurück . . . Können Sie das verstehen? — Ich bin nicht mehr ich — bin von mir entfernt — beinahe abgesägt . . . Das ist etwas Entsetzliches . . . viel schlimmer als alles, was Ihnen begegnet ist. Warum wollen Sie mir nicht helfen?“

Seine Miene hatte bei diesen Worten etwas Jammervolles.

„Helfen Sie sich selbst — gehen Sie in den Tod,“ sagte sie düster.

„Ich kann nicht — ich kann einfach nicht! Das ist nicht bloße Feigheit, glauben Sie mir . . . ich habe noch etwas zu tun. Es gibt einige Leute, die mit der Möglichkeit rechnen, daß ich das Mittel gegen Karzinom finde. Wissen Sie, was Karzinom ist?“

„Ich weiß es; meine Mutter ist daran gestorben.“

„Nun denken Sie, wenn es mir gelänge . . .!“

„Dann haben Sie ein Ziel und müssen weiterleben.“

„Ich kann es aber — — — nur mit Ihrer Hilfe!“

„Das ist lächerlich! Wenn ich Ihnen nun nicht begegnet wäre?“

„Sie mußten mir eben begegnen! — Und nun bitte ich Sie: konzentrieren Sie Ihr ganzes Denkvermögen: wenn es mir mit Ihrer Hilfe gelingt, den Krankheitserreger des Karzinom zu finden, so haben Sie etwas zumege gebracht, wodurch Sie Ihre ganze Vergangenheit gereinigt, Ihr Weiterleben gerechtfertigt haben würden... Bitte, unterbrechen Sie mich um Gottes willen nicht! — Ich weiß es, Sie haben in sich ein Gefühl der Unreinheit, das Ihnen den Lebensboden abträgt. Das ist selbstverständlich ein ganz törichtes Vorurteil, aber Sie sind so weit davon abhängig, daß Sie keinen anderen Ausweg finden, als sich davon zu machen. Sie haben sich so und so oft hingegeben, gelten in den Augen Ihrer Familie für eine Verworfene, und die bürgerliche Welt rechnet nicht mehr mit Ihnen. Als letzten Halt haben Sie sich an einen Menschen geklammert, der Sie im Stich ließ — und deshalb Ihr Entschluß, in den Tod zu gehen.“

„Das ist ja furchtbar, was Sie mir da sagen! Können Sie denn in einen Menschen hineinschauen?“ fragte sie zitternd, und aus ihren dunkelblauen Augen starrte das Entsetzen.

„Ja,“ entgegnete er ernst. „Denn ich tanze wie Sie am Rande des Lebens, und deshalb habe ich eine feine Bitterung.“

Er lächelte höchst eigentümlich, und, vor sich selber gleichsam auf der Lauer liegend, dachte er: Es ist doch seltsam, daß ich alle diese Dinge sage und mit einer solchen Feierlichkeit sage. Vielleicht wird man mich wirklich noch einsperren...

Er sah wie abwesend vor sich hin, und als plötzlich



ungerufen der Kellner vor ihm stand, befahl er: „Eine Flasche Lacrimae Christi!“

„Sie müssen mit mir trinken — die Kehle ist mir wie ausgedörzt.“

Er schenkte ein. „Lacrimae Christi,“ sagte er langsam.

Sie folgte wie ein gehorsames Kind. — Und in einem Ton, der zwischen Sarkasmus und Ernst bedenklich schwankte, fuhr er fort:

„Jetzt haben wir das Blut Christi getrunken und sind miteinander vermählt.“

„Es sind die Tränen des Heilands,“ sagte sie, und ein Schauer ging durch ihren Körper.

„In den Tränen des Heilands ist sein Blut.“

Dabei sah er sie durchdringend an und spürte deutlich, wie sie langsam willenlos wurde.

„Was soll ich tun?“ fragte sie fröstelnd.

Lange zögerte er. Dann schoß es ihm blitzartig durch den Kopf: „Wenn ich diese blutjunge Person ins Ehebett nähme!“

So toll ihm der Einfall zuerst erschien, so fest biß er sich in ihn hinein, und eine wahnsinnige Schadenfreude durchdrang ihn, als er sich das maßlose Erstaunen der Frauensperson in seinem Hause vorstellte.

Er wußte jetzt, daß er die Gräfin Ginsdorf heiraten würde.

„Wir werden sofort nach London fahren und uns dort Trauen lassen,“ sagte er kurz. „Ich frage nicht nach Ihrer Vergangenheit, und Sie kümmern sich nicht um meine Gegenwart. Schlagen Sie ein und sagen Sie: ja!“

Er verglich plötzlich seine fleischige Rechte mit ihren langen, bleichen Fingern.

„Es wird eine ausgezeichnete Rasse geben,“ setzte er mit einem verwirrten Lächeln hinzu. Und in einem beinahe demütigen Ton: „Sie sind wirklich noch nicht todesreif. Sie haben für die Fortpflanzung der Rasse und für die Wissenschaft noch einiges zu tun.“

Etwas Unerhörtes, etwas, das sie nicht fassen konnte, aber als unabwendbares Schicksal spürte, ging in ihr vor. Dabei vernahm sie ganz deutlich verschiedene Stimmen.

Die eine Stimme sagte: „Hüte dich! Du stehst im Begriff, etwas Entsetzliches zu tun — der Satan sitzt neben dir.“

Und die andere Stimme flüsterte: „Gott wirft einen letzten Anker aus, halte ihn fest und tue alle Unreinheit von dir!“

Sie erschrak im tiefsten Innern vor seinen groben roten Händen. Aber seine hellen Augen hielten sie im Bann. Sie horchte noch einmal mit aller Kraft auf, aber beide Stimmen waren verstummt.

Da sagte sie: „In Gottes Namen“ — und gab ihm die Hand . . .

Wenn Professor Mellnow später auf seine Heirat zu sprechen kam, so behauptete er steif und fest, seine Eheschließung mit der Gräfin Ginsdorf sei nur auf der Grundlage eines pathologischen Zustandes möglich gewesen. Und ein bekannter, hervorragender Nervenarzt, mit dem er eine vertrauliche Konsultation über sich abgehalten hatte, unterstützte und bestätigte diese Auffassung unter Heranziehung zahlreicher Fälle aus der psychiatrischen Literatur, die darlegten, daß sehr häufig Menschen unter dem Drucke von Zwangsvorstellungen

ähnliche Handlungen, bei denen jede Willensfreiheit ausgeschaltet war, vollzogen hätten. Und zu seiner besonderen Beruhigung fügte jener Spezialarzt noch hinzu, daß solche Menschen trotz ihrer krankhaften Verfassung von einem sicheren Instinkt geleitet würden, weil ihr Handeln eine starke Auslösung bedeutete und vielfach die Gesundung zur Folge hätte. Man könnte solche Zustände als seelische Stauungen bezeichnen, oder als unterdrücktes Sexualempfinden, das sich Luft machen müßte, sei es auch auf eine gewaltsame Weise — wenn es nicht für den Patienten verhängnisvoll werden sollte.

Weshalb legte Mellnow solchen Wert auf die wissenschaftliche Feststellung seines Falles? — — Welche Räte und Ängste trieben ihn dazu...?

Am Morgen, der jener nächtlichen Unterredung folgte, fuhr Mellnow mit dem ersten Zuge in Begleitung der Gräfin Ginsdorf nach London, wo die Trauung zwischen den beiden vollzogen wurde.

Erst nach diesem Akt fand er sein inneres Gleichgewicht wieder, und zugleich überkam ihn eine gewisse Erleichterung.

Er trat nun in ein neues Stadium: er fühlte sich wie einer, der einen Totschlag ausgeführt hatte und jetzt unter Anspannung aller Nerven sich seinen Verfolgern zu entziehen sucht.

Er schrieb an seine Hausdame, daß er sich soeben in London verheiratet habe und es unter diesen Umständen für das Zweckmäßigste hielte, wenn sie nach Auszahlung einer größeren Summe das Haus verlasse.

Und zwei Stunden später schrieb er wieder an sie, daß er auch nichts dagegen hätte, wenn sie den Haushalt weiter führte, da seine Frau — eine Gräfin Ginsdorf, aus Dänemark gebürtig — von Wirtschaftsdingen nichts verstände.

Er sandte auch an zwei Berliner Zeitungen Annoncen, in denen er offiziell seine Vermählung mit der Gräfin Ginsdorf bekanntgab.

Bei allen diesen Dingen verspürte er einen leichten angenehmen Kitzel. Er empfand der Berliner Gesellschaft gegenüber seine Verbindung mit einer Dame aus der ältesten dänischen Aristokratie als eine nicht alltägliche Sensation.

Seine Eitelkeit war bis zu einem gewissen Grade befriedigt.

Die Hausdame depeschirte lakonisch: „Ich bleibe.“

Ihr Telegramm verstimmte ihn für einige Stunden. Dann schüttelte er die unbequeme Last von sich und fand zeitweilig sogar Gefallen an der verwickelten Lage, in die er sich gebracht hatte.

Die Beziehungen zu seiner jungen Frau gestalteten sich vor ihrer Heimreise nach Berlin ganz aus dem Wesen seiner brutalen Natur heraus: er stürzte sich wie ein Raubtier auf sie und sah einen widerstandslosen, zerbrochenen Menschen, der alles mit sich geschehen ließ. Ihm kam es vor, als ob ein totes Bündel neben ihm lag. Gereizt und erbittert wie einer, der sich getäuscht und betrogen fühlt, packte er sie mit seinen breiten, ungeschlachten Händen an, als ob sie wirklich ein lebloser Gegenstand wäre. Und je schweigsamer und verschlossener sie wurde, je tiefer sie in sich hineinkroch,

um so zynischer, um so unverhüllter wurde dieser Mensch. Er schien von einem inneren Bedürfnis getrieben zu sein, alles Häßliche, alles Böse, alles Dreiste und Schamlose auf sie zubürden.

Vielleicht lag hierin das Geheimnis seiner Natur und überhaupt etwas von der Mannesbrutalität, die ihm jeden Preis — auch wenn der andere Teil darunter zusammenbricht — ihre Befriedigung fordert.

Sie trug das mit einer Lautlosigkeit ohnegleichen. Und wenn er sie mit Ruten gepeitscht hätte — ihr Mund wäre stumm geblieben. Sie zeigte ihm nicht einmal die grenzenlose Verachtung, die sie erfüllte. Sie kam sich selber wie abgestorben vor.

Auch als das böseste Wort fiel — ein Wort, das sie für immer von ihm schied —, auch da geriet sie in keine laute Aufwallung. Sie nahm still den Hut und verließ das Zimmer.

Sie ging durch den Hydepark, der Themse zu. Sie war entschlossen, ein Ende zu machen, als sie am Genick keine Hand spürte, „diese Fleischerhand,“ wie sie sie ihm stillen nannte.

„O nein“ — stieß er hervor und lachte leise und höh-nisch, „so haben wir nicht gewettet.“

Und indem er sie roh und fest beim Gelenk packte, führte er sie in das Hotel zurück.

Er ließ sie nicht einen Augenblick allein. Er bewachte sie, wie man den gefährlichsten Staatsverbrecher bewacht, bevor er abgeurteilt wird. Und es gab Stunden, in denen er vor sich selbst entfesselt war.

Einmal sagte er: „Sei ein wenig gut zu mir, sonst nächst aus mir das Böse heraus. Es muß neben meiner

Bosheit etwas Gutes in mir ruhen, sonst hätte ich mich nicht an dich geklammert."

Bei diesen Worten fühlte er sich selbst so heftig erschüttert, daß er sich abwenden mußte.

Am dem Tage gab es eine innere Berührung zwischen ihnen. Sein Ton hatte sie getroffen.

Mit dem Instinkt ihrer Frauennatur spürte sie, daß hier das Rätsel seines Wesens lag und daß vielleicht — vielleicht auch in ihm etwas Zartes, etwas Namenloses und Schönes aufblühen könnte.

Ein spärliches Hoffen durchdrang sie, ein dürftiges Gefühl jener schöpferischen, mütterlichen Freude, das die Urkraft einer Frau ausmacht.

Es war das einzige Mal, daß sich die beiden Menschen im Leben nahe kamen.

In der Nacht wurde das Kind empfangen, der Mensch, den ich den Länger nenne.

Von ihm handelt dieses Buch.

Der Knabe hatte niemals seine Mutter gesehen, von der böse Zungen behaupteten, sie sei eines unnatürlichen Todes im Kindbett gestorben.

Am Ende der ersten Woche habe sie plötzlich das Bett verlassen, das Kleine an die Brust genommen und sei — nur mit einem leichten Hemd bekleidet — an das Fenster gestürzt; die Hausdame und die Pflegerin hätten sie nur mit Not und Mühe in das Bett zurückgebracht. Denn mit allen Leibeskräften, die sie in ihrem geschwächten Zustande noch aufzubringen vermochte, hätte sie Widerstand geleistet. Als sie dann endlich eingeschlafen wäre, hätte die Pflegerin das

Zimmer verlassen und eine Weile später die geborene Gräfin Einsdorf mit aufgeschnittenen Pulsadern tot im Bett vorgefunden . . .

Aber das sind, wie gesagt, alles Gerüchte, die sich auf ihre Wahrheit hin nicht kontrollieren lassen.

Soviel indessen steht fest, daß gerade ein Jahr später Kellnow wieder heiratete.

Und diesmal war es die Haushälterin, die er in die Ehe führte . . .

Der Junge, der nach dem Willen der Verstorbenen Andreas genannt wurde, schoß empor und trug den Kopf hoch auf den edlen, schmalen Schultern. Zum Entsetzen des Geheimrats zeigte er, kaum daß er auf seinen beiden Füßchen stehen konnte, eine ganz verräterische Lust zu tänzerischen Bewegungen und eine auffallende Liebe zu allem, was Ton, Klang, Musik bedeutete.

Da der Vater sich in den ersten Jahren um die Erziehung gar nicht kümmerte, so lag diese von Rechts wegen in den Händen der Stiefmutter. Die aber hatte keine Freude an dem Jungen und unterzog sich ihren Obliegenheiten nur so weit, als sie es dem Geheimrat gegenüber für notwendig erachtete.

So war das Kind fast ganz sich selbst überlassen und lebte sein erstes, entscheidendes Dasein ohne fremde Einflüsse. Denn es hatte von Anfang an eine so bestimmte Art, zu tun und zu lassen, was ihm wohlgefiel, daß niemand dagegen aufkam. Ja, er gewann über die Menschen trotz seiner Selbstherrlichkeit eine merkwürdige Macht. Den Frauen wurde sonderbar zumute, wenn er sie plötzlich mit seinen schmalen Händchen sanft streichelte. Es ging ihnen ins Blut.

Ein Stubenmädchen aus Böhmen, das schlich sich abends noch an sein Bett, um den weichen Druck seiner Hand zu spüren und ihn auf Stirn, Augen und Mund zu küssen. Ganz verliebt war sie in ihn. Und verliebt war in ihn — vom obersten bis zum untersten Stockwerk — alles, was einen Noth trug.

Er stahl sich in den Hof zu den kleinen Mädchen, die sich um ihn rauften.

In der Dunkelheit schmiegteten sie sich an ihn und ließen seine Hände nicht locker. Und jede von ihnen wollte hören, daß er sie am liebsten habe.

Einmal geschah es gar, daß zwei kleine Dinger mit geballten Fäusten aufeinander losgingen, weil jedes ihn für sich in Anspruch nahm.

Wenn die Damen im Vorbeigehen auf der Treppe der Frau Geheimrätin von ihrem „entzündenden“ Kinde reden wollten, lehnte sie das schroff ab. Sie fühlte instinktiv, daß aus seinen tiefblauen Ginsdorffschen Augen eine Lebenskraft und ein unbeugsamer Wille leuchteten, die durch keine Strenge zu brechen waren.

Das sollte auch der Geheimrat zu seinem Schrecken und seiner Verwunderung bald genug erfahren, und zwar war es eine an sich harmlose Angelegenheit, die ihm über das Wesen seines Kindes Aufschluß gab.

Der Junge hatte plötzlich eine kleine Geige. Niemand wußte, wie er in ihren Besitz gelangt war. Und er spielte auf dieser Geige, und niemand wußte, wo und bei wem er das Spiel erlernt hatte.

Als die Stiefmutter ihn danach fragte, schüttelte er den Kopf, und nicht ein Sterbenswörtchen war aus ihm herauszubekommen.



Die Frau versuchte es mit allen Mitteln, redete zuerst ganz ruhig auf ihn ein, bis sie durch seinen Trotz erbittert wurde und strengere Saiten aufzog.

Aber der Junge blieb unbeweglich.

Da hob sie die Hand gegen ihn, um ihn zu schlagen.

Und nun geschah etwas sehr Seltsames: das Kind umspannte mit seinen langen Fingern — denn auch die Hände hatte es von der Mutter, wie es überhaupt in dem ganzen Gesichtsausdruck und der Haltung seines Körpers dieser gleich — das Kind umspannte so fest die starken Gelenke der Frau, daß sie, wie gelähmt, keinen Laut hervorzubringen vermochte.

Und mit einem Stimmchen, das trotz der mühsam verhaltenen Erregung etwas Schneidendes hatte, sagte es:

„Ich lasse mich nicht schlagen.“

Als Mellnow nach Hause kam, wurde ihm der Vorfall sofort berichtet.

Er traute seinen Ohren nicht und ließ sich den Jungen kommen. Und ohne jeden Übergang, kurz angebunden, fragte er ihn im barschen Ton:

„Woher hast du die Geige?“

Nun wiederholte sich die gleiche Szene, die zwischen dem Knaben und der Stiefmutter sich abgespielt hatte.

Andreas verweigerte die Antwort, und während er den Kopf in den Nacken warf, fielen ihm die braunen Haare über die weiße Stirn.

„Antworten!“ schrie der Geheimrat. — Der Junge schüttelte den Kopf. — Mellnow geriet außer sich. Er packte den kleinen Mann an der Brust und rüttelte ihn.

„Wirßt du reden?!“ schrie er heiser und fühlte dabei, wie er alle Selbstbeherrschung verlor.

Andreas rührte sich nicht.

Da fiel die Hand des Vaters schwer auf die Wange des Kindes. Und von neuem klang es drohend:

„Gibst du jetzt Antwort!“

Das Gesicht des Knaben wurde weiß. Selbst aus den Lippen war jeder Blutstropfen gewichen. Seine Augen weiteten sich auf eine so schreckhafte Art, daß der Geheimrat die Hand, die sich abermals erhoben hatte, zurückzog.

Aber in seine Miene kam ein Ausdruck des Hasses und der ohnmächtigen Wut.

„Mach, daß du hinauskommst!“ sagte er hart.

Dann durchmaß er mit schweren Schritten das Zimmer und murmelte unverständliche Worte vor sich hin. Es war ihm, als ob die Tote in dem Kinde wieder erwacht wäre.

Das Kind ist vielleicht gar nicht von mir — dachte er. Und dieser Einfall hatte für ihn etwas Erlösendes und zugleich Niederschmetterndes.

Von dem Tage an war jede Verbindung zwischen dem Knaben und ihm abgeschnitten. Er betrachtete ihn als einen Feind im Hause, als eine Rute des Schicksals.

Mit der Stiefmutter hatte Andreas überhaupt keinen Zusammenhang. Er lehnte sie mit allen Instinkten seines Blutes ab.

Und seitdem führte der Junge einen zähen, jahrelangen Kampf, um zwei Fremdkörper, die mit der Schwere ihres Gewichtes auf ihm lasteten und seine Art erdrücken wollten, von sich abzuschütteln.

---

## Erstes Kapitel

Ein junger Mensch von etwa 25 Jahren stand unter den Linden, nicht weit vom Hotel Adlon, vor der Auslage eines Herrenwäschegeschäftes und betrachtete sehr interessiert die Krawatten neuester Mode. Er war mit jener saloppen Eleganz gekleidet, die, weil ihr jede Absicht fehlte, etwas Selbstverständliches hatte. Trotz der schneidenden Februarfalte trug er einen Demi-Überrock aus Covercoat. Es war ganz und gar nicht die letzte Mode, nach der er sich trug; ja, ein erfahrener Beobachter hätte leicht festgestellt, daß dieser Anzug schon ein paar Jahre hinter sich hatte, von seinem Besitzer aber ungemein sorgfältig behandelt und mit einer gewissen Zärtlichkeit getragen wurde.

Der ganze Habitus des Menschen erregte bei den Passanten Aufsehen. Er war groß und schlank und in seiner ungezwungenen, ein wenig nach vorn geneigten Haltung lag ein gewisser Reiz: die Lippen waren fein geschwungen und hatten trotz eines leisen sinnlichen Ausdrucks eine ungewöhnlich gute Zeichnung — das Kinn war vielleicht ein wenig zu breit, fügte sich aber gut zu der kühnen, schmalen Nase.

Wunderschön waren die tiefblauen, strahlenden

Augen unter der weißen gewölbten Stirn, das glänzende, dunkelbraune Haar und die feinen Hände, die Klasse verrieten.

Es ging von ihm eine geheimnisvolle Überlegenheit aus — so etwas Sicheres, von allen Ängsten Freies hatte der junge Mensch!

Er schien einen Entschluß gefaßt zu haben; denn er lächelte auf eine unbeschreiblich anmutige Weise und trat in das elegante Geschäft. Ein alter soignierter Herr in Begleitung einer jungen Dame, die ihm den Rücken zukehrte, machte gerade seine Einkäufe.

Ein Ladenfräulein wandte sich beflissen dem neuen Kunden zu.

Er wünschte die violette Krawatte zu sehen, die im Schaufenster ausgestellt war. Er sprach mit einer wohl-lautenden, nicht allzu tiefen, männlichen Stimme.

Die junge Dame drehte sich in diesem Augenblicke nach ihm um. Sie war brünett, dunkeläugig, zierlich und hatte eine niedrige, eigensinnige Stirn, an die sich ein kleines Stupsnäschen schloß.

Während der alte Herr mit einer Verkäuferin sprach, sahen sich die beiden an, und der junge Mensch warf einen so prüfenden Blick auf die junge Dame, daß über ihr Gesicht ein unwilliges Rot flog und sie sich sofort umwandte.

Das Ladenfräulein, das mit einem diskreten Lächeln die kleine Szene beobachtet hatte, legte den gewünschten Schlips auf den Tisch.

„Kostet?“

„Zehn Mark.“

Er zog ein Portefeuille hervor, dem er die letzte Zwanzigmarknote entnahm.

Inzwischen hatte auch der alte Herr seine Einkäufe erledigt.

„Schicken Sie die Sachen ins Adlon,“ sagte er, „für Kommerzienrat Trenkwiß.“

„Sehr wohl.“

Beim Hinausgehen trafen sich noch einmal die Blicke der beiden jungen Leute, ohne daß der alte Herr davon Notiz genommen hätte.

Die Herrschaften gingen direkt ins Hotel Adlon zum Lunch, und der junge Mensch folgte ihnen auf dem Fuße.

Er stellte fest, daß sie in dem Frühstückssaal Platz nahmen und ließ sich ebenfalls an einem der kleinen Tische nieder.

Als der Herr und die Dame auffahen, verbeugte er sich leicht.

Trenkwiß erwiderte den Gruß gemessen, und das Fräulein tat zu ihrem großen inneren Ärger wider ihren Willen das gleiche.

„Woher kennst du denn diesen Menschen?“ fragte der Kommerzienrat.

„Ich kenne ihn überhaupt nicht,“ antwortete sie wütend, „er ist mir einmal flüchtig in München vorgestellt worden,“ setzte sie hinzu und beugte sich dabei tief über ihren Teller.

„Wer ist es denn?“

„Ich weiß es nicht, lieber Papa.“

„Aber wenn er dir vorgestellt ist, mußt du doch seinen Namen wissen?“ forschte Trenkwiß beharrlich weiter.

„So hör doch auf, Papa! Dieser Herr hat in seiner

Unverschämtheit schon bemerkt, daß wir uns mit ihm beschäftigen."

Trenkwiß zog aus seinem Etui den goldenen Kneifer hervor, um sein Gegenüber besser mustern zu können.

"Ich stehe sofort auf, wenn du das nicht unterläßt," sagte sie gereizt und war dem Weinen nahe.

"Um Gottes willen, Lux, was hast du denn?" Der alte Herr blickte sie bestürzt an.

"Nichts habe ich — ich möchte nur auf mein Zimmer! Der Mensch nerviert mich — mir ist aller Appetit vergangen."

Und ohne eine Antwort abzuwarten eilte sie davon.

Der alte Herr schüttelte den Kopf und frühstückte ruhig weiter. Dann setzte er das Pincenez auf, holte aus seiner Seitentasche einen Brief und begann eifrig zu lesen.

Diesen Moment benutzte der junge Mensch, um sich leise zu entfernen.

Eine Minute später stand er vor dem Zimmer des Fräulein Lucie Trenkwiß und öffnete behutsam die Thür.

Sie war bei seinem unvermuteten Eintritt so perplex, daß sie nicht einmal aufzuschreien vermochte.

Er mußte offenbar damit gerechnet haben. Denn ohne alle Verlegenheit sagte er in einem ruhigen sachlichen Ton: "Ich wollte Sie nur um Verzeihung bitten wegen der Ungelegenheit, die ich Ihnen bereitet habe. Es ist so peinlich, wenn man wider seinen Willen lügen muß. Es war in jedem Falle sehr ungezogen, eine mir völlig fremde Dame zu grüßen."

"Und noch ungezogener," stieß sie zornig hervor, "unser Gespräch zu belauschen!"

"Pardon," entgegnete er mit einem lustigen Lächeln,

„Sie haben ein wenig laut gesprochen — und ich habe ein gutes Gehör.“

Mit dem hochmütigsten Gesicht von der Welt hob sie sich ein wenig auf den Zehen und gab sich die Haltung einer großen Dame:

„Ich darf dieses Gespräch wohl jetzt als beendet ansehen?“

„Gewiß — nur möchte ich zuvor das Versäumte nachholen und mich Ihnen vorstellen. Ich heiße —.“  
Einen Moment stockte er, dann fuhr er fort: „Ich heiße Baron Ginsdorf — und da ich mich auf das Lügen besser verstehe und Ihnen die Situation gern erleichtern möchte, so teile ich Ihnen zu Ihrer Orientierung mit, daß wir uns im Prinz-Regenten-Theater kennengelernt haben. Und nun bitte ich um die Erlaubnis, mich heute abend an Ihren Tisch setzen zu dürfen. Sie speisen doch wieder im Hotel?“

Sie war sehr bleich geworden, und ging auf die elektrische Klingel zu.

Er kam ihr zuvor.

„Soll ich dem Zimmerkellner läuten? Im übrigen bedürfen Sie seiner nicht . . . es genügt ein Wort, und ich entferne mich.“

Sein Ton war kühl und gemessen.

„Ich bitte darum,“ sagte sie zitternd.

Er verbeugte sich ganz tief vor ihr.

Auf dem Korridor begegnete er dem Kommerzienrat, der ihn jedoch nicht sah.

Im Entree des Adlon kaufte er für das letzte Geld, das er besaß, einen Strauß Nelken und schickte ihn durch einen Boy hinauf.

Dann schlenderte er dem lateinischen Viertel zu und machte vor einer der traurigen Mietskasernen halt, in der er zwei Zimmer bewohnte.

Trotz seiner mißlichen Lage leistete er sich diesen Luxus, der für ihn so notwendig war wie saubere Wäsche. Er konnte nicht in dem nämlichen Raum schlafen und wohnen. So hatte er es gehalten von dem Tage an, da er allein stand und das durchlöchernte Band zwischen ihm und seinem Vater für immer zerschnitten war.

Er schlug sich auf eine sonderbare Art durch, seitdem er die Universität verlassen. Ein eigentliches Studium hatte er niemals getrieben. In allen Hörsälen hatte er herumgesehen, ohne irgendwelche Befriedigung, obwohl er seiner Anlagen wegen den Professoren aufgefallen war. Eine Weile hatte er auch in einem Bankhause gearbeitet. Überall wollte man den schönen, eigenartigen Menschen fesseln — und immer entwich er.

Er hatte einen Abscheu vor allen diesen Arbeiten: sie kamen ihm so überflüssig, so belanglos vor. Nur die Genies sollten arbeiten — und die Steinklopfer. Die übrigen waren in das Dasein gestellt, um zu leben — wenn sie zu leben vermochten.

Er selber fühlte in sich einen mächtigen Willen, der ihn von gemeiner Betätigung fernhielt und in eine besondere Bahn lenkte.

Er hatte eine grenzenlose Verachtung gegen jede Berufsarbeit, deren Endzweck es war, das Leben zu fristen. Was tat es, wenn man verhungerte? Mit Bewußtsein zu verhungern und mit einer guten Verbeugung hinter den dunklen Vorhang zu treten, erschien ihm nobler,



anständiger als berufsmäßiges Vegetieren. Es mutete ihn an wie eine Farce, daß ein Mensch jahraus, jahrein in Wolle handelte, oder Prozesse führte, oder im Halse pinselte.

Das Geheimnis des Lebens lag anderswo.

Er kannte die Richtung, in der man gehen mußte. Er kannte den Trunk, den man trinken mußte, um während der flüchtigen Spanne Zeit, die einem gegeben war, zu berauschen und selbst in Rausch zu geraten. Bis in die Fingerspitzen spürte er seine Kraft, die ihn über den Alltag hinaushob.

Nur in der äußersten Not, um seines höheren Daseins willen spielte er abends im Orchester — heute in einem Tanzlokal, morgen in einem regelrechten Konzert. Sobald er eine kleine Summe sich ergeigt hatte, hörte er auf.

Er war ein ausgezeichnete Geiger. Karriere könnte er machen, wie seine Bekannten ihm immer wieder versicherten. Dazu lächelte er geringschätzig.

Er suchte das Quellwasser des Lebens.

Und auf Schritt und Tritt stieß er auf die Quellen, aber niemals machte er dauernd halt. Er löschte den Durst — und wanderte weiter.

Er dachte nicht darüber nach, wohin ihn seine Wanderung führen würde.

Daß ein Ziel vor ihm lag, war ihm eine Gewißheit, daß er es nicht kannte, machte ihm den Weg erst reizvoll . . .

## Zweites Kapitel

Als er in seiner Wohnung angekommen war, sah er das Bild des Fräuleins, fühlte er die innere Bewegung, die von ihr ausging. •

Wunderschön — wunderschön! sagte er vor sich hin. Und jeden Blick und jeden Ton rief er sich zurück — von der ersten scheuen Verlegenheit bis zu dem nervösen Ausbruch bei Tisch und dem sprachlosen Zorn, als er sie plötzlich in ihrem Zimmer überfallen hatte.

Er fühlte, wie er sie bereits in den Armen hielt und ihr Widerstand zerbrochen war — wie das stolze kleine Mädchen ihm die Lippen entgegenhielt — ganz weich, ganz hingebungsvoll.

„Zu hübsch ist das alles — zu hübsch!“

Keinen Moment zweifelte er daran, daß es ihm gelingen würde. Nur ganz vorsichtig mußte man sein — behutsam — leise.

Er lächelte. Er wußte in solchen Dingen Bescheid.

„Warte — ich spiele dir eins auf.“

Er holte die Geige aus dem Kasten — aber er spielte nicht.

Er betrachtete nur mit großer Zärtlichkeit das alte Instrument — er streichelte es sanft, wie man eine Frau streichelt, und sprach, ohne es zu wissen, gute, kosende Worte wie zu einer geliebten Freundin — besänftigte und beruhigte sie — beteuerte so inbrünstig Gefühl und Neigung, bis sie zu widersprechen aufhörte, weich wurde und nachgab.

Die Geige — er redete sie nur mit Viola an — war ihm kein toter Gegenstand, der etwa erst durch ihn lebendig

wurde — nein, sie hatte etwas Schöpferisches an sich — ihr Anblick allein weckte Vorstellungen, für die es keinen Namen, keine Bezeichnung gab. Und wenn man sie falsch behandelte, so war es um einen geschehen — so tief verstimmt, so innerlich verletzt war sie, daß man nur schrille Töne vernahm, die dem Ohre wehtaten.

Das alles mußte er wie kein anderer.

Er verstand sich auf die Kunst des Werbens — er besaß die dazu nötige Ausdauer, Zähigkeit, Härte und Grausamkeit. Er bestand auf dem ihm eingeborenen Recht — wie er es nannte. — Und um sein Ziel zu erreichen, ließ er sich durch nichts hemmen; durch keine Rücksichtnahme, durch kein Mitleid.

Das Ziel war etwas, auf das er losgehen mußte — allen Hindernissen zum Trotz.

So sehr war er mit allen seinen Gedanken bei dem Fräulein, daß er gar nicht bemerkt hatte, wie die Dunkelheit hereingebrochen war.

Irgendein Geräusch weckte ihn.

Er sah auf die Uhr und erschrak — es war die höchste Zeit.

Er machte sorgfältig Toilette und war eben im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als ihm einfiel, daß er keinen Pfennig Geld mehr besaß.

Eine hilflose Verlegenheit überfiel ihn.

Er zuckte die Achseln und machte sich auf den Weg. Der Gedanke, wieder eine Weile arbeiten zu müssen, drückte ihn.

Er piffte vor sich hin und ging schnurstracks auf das Hotel Adlon zu.

Er war fest davon überzeugt, Trenkwitz und seine

Tochter zu treffen und begab sich sofort in den Speisesaal.

Aber nirgends konnte er die beiden entdecken.

„Zu dumm!“ brummte er ärgerlich vor sich hin, und eine böse Falte grub sich über der Nasenwurzel in seine Stirn.

„Will diese kleine Person mich reizen?“ fragte er sich, und seine Züge bekamen etwas Finsteres. „Weshalb denn diese Komödie? Ich habe ihr doch gesagt, daß ich zum Diner kommen würde — will sie mir etwa entfliehen — Versteck mit mir spielen? — — Unsinn! Sie hat sich verspätet und wird in einigen Minuten zur Stelle sein.“

Er trat wieder an den Eingang, dann in das Vestibül und wartete.

Vergebens . . .

Nun ging er direkt zum Portier und fragte ihn, ob Kommerzienrat Trenkwiß nichts für ihn hinterlassen hätte.

Nein, nicht daß er wüßte.

„Unbegreiflich! Ich hatte mich doch mit ihnen verabredet!“

Der Portier zuckte die Achseln.

„Die Herrschaften sind in die Oper gefahren. Sie sind abends in der Regel fort.“ Er selbst habe die Billetts für die Oper besorgt — und für morgen die Karten zum Philharmonischen Konzert.

„Ich weiß, daß sie morgen dort sind,“ sagte Mellnow leichthin, während er im Innersten tief erfreut war. „Aber das Mißverständnis heute ist mir unbegreiflich!“

„Kann ich vielleicht etwas ausrichten?“

„Nein, danke schön!“

Er griff in die Tasche, um dem Portier ein Douceur zu geben — aber im selben Augenblick erinnerte er sich seiner Misere.

„Unangenehm! Ich habe mein Portemonnaie vergessen.“

„Kann ich vielleicht dem Herrn Baron aushelfen?“

„Ja — kennen Sie mich denn?“

„Das Fräulein Trenkwiß hat sich nach Ihrer Adresse bei mir erkundigt. Ich konnte ihr aber keine Auskunft erteilen.“

Kellnow lachte triumphierend auf. Dann sagte er schlagfertig: „Sie wollte mir natürlich mitteilen, daß sie bei unserer Verabredung die heutige Vorstellung ganz vergessen hatte.“

„So wird es wohl sein,“ bestätigte der Portier.

In dem Moment ging Graf Donath, der bekannte Sportsmann, vorbei und grüßte Kellnow, den er von früher her kannte, höflich.

Der Portier stellte das mit Befriedigung fest.

„Die Herrschaften nehmen eben alles noch mit, bevor sie nach Lugano fahren,“ fuhr er etwas redselig fort.

„Will denn der Kommerzienrat jetzt schon reisen?“ fragte Kellnow erschrocken und vergaß seine Rolle.

„Heute nach dem Lunch wurde es beschlossen. Übermorgen früh geht es los.“

„Hm“ — machte Kellnow. Dann sagte er unvermittelt: „Wenn Sie mir bis morgen früh aushelfen könnten —“

Der Portier zog eine Fünzigmarknote aus seiner Briefftasche.

„Genügt Ihnen das, Herr Baron?“

„Vollkommen. Aber bitte wechseln Sie mir den Schein! — Danke sehr! Also morgen früh.“

Er ließ sich seine Sachen geben und war im Begriff, das Hotel zu verlassen; aber er kehrte noch einmal um.

„Was für Plätze haben denn die Herrschaften?“

„Erste Rangloge, links, Herr Baron.“

„Merci.“

Er grüßte und verschwand.

Wie er allein auf der Straße war, blieb er mitten im Gedränge der Menschen stehen: Es ist doch ganz ausgeschlossen, daß sie fortreißt! Ganz ausgeschlossen! wiederholte er noch einmal. Das kann nicht sein! Aber weshalb war sie nicht gekommen? —

Er wurde mißtrauisch. Sollte sie in festen Händen, gebunden sein? — Und wenn — das genierte ihn doch nicht. Sie hatte seinen Blick erwidert, wie das nur eine Frau tut, die unbewußt reagiert . . . wie eine Dame hatte sie sich benommen, gewiß! Und doch: hinter aller Damenhaftigkeit barg sich das Verlangen nach ihm — ganz deutlich spürte er es.

„Gut,“ sagte er, „ich werde auch nach Lugano fahren.“ Und dieser Entschluß stimmte ihn heiter.

Nachdem er sich genau orientiert hatte, welchen Ausgang Trenkwitz benutzen mußte, wartete er geduldig, trotzdem es auf einmal stark zu regnen begann.

Jetzt war die Oper zu Ende.

Er nahm eine straffe Haltung an, und sein Auge verfolgte mit äußerster Spannung die Menschen, die aus dem Hause strömten.

Ab — da waren sie.

Das Fräulein hatte sich in den Arm des alten Herrn gehängt, der jetzt einen vorbeifahrenden Wagen halten ließ.

Kellnow tat daselbe.

„Zu Borchardt!“ kommandierte Trenkwitz.

„Zu Borchardt!“ wiederholte Kellnow.

Er ließ Vater und Tochter eintreten und zögerte ein paar Minuten, ehe er ihnen folgte.

Es war gesteckt voll und keine Möglichkeit, unterzukommen.

Die Trenkwitzens waren sehr gut placiert — hatten sich offenbar ihren Tisch reservieren lassen.

Jetzt bemerkte ihn Lucie und suchte zusammen.

Ohne einen Moment zu überlegen, ging er auf die beiden zu, begrüßte das Fräulein wie eine alte Bekannte und wandte sich mit einer chevaleresken Bewegung an den alten Herrn.

„Gestatten Sie, Herr Kommerzienrat, daß ich mich Ihnen vorstelle“ — wieder stockte er eine Sekunde, ehe er sagte: „Baron Ginsdorf. — Ich hatte in München die Ehre, das gnädige Fräulein kennen zu lernen. Übrigens wollte ich die Herrschaften nur begrüßen. Es ist leider unmöglich, hier unterzukommen.“

„Wenn Sie mit unserer Gesellschaft vorlieb nehmen wollen . . .“

Trenkwitz sagte es der Form wegen und machte eine flüchtige, einladende Handbewegung.

„Ich weiß nicht, ob es dem gnädigen Fräulein recht ist,“ meinte er zaudernd.

Ganz ruhig sagte sie: „Ich bin zu gut erzogen, um dem Papa zu widersprechen.“

„Schön, so nehme ich dankend an.“

Er tat, als ob man ihn mit offenen Armen willkommen heißen und setzte sich ihr gegenüber.

Sie war einfach starr. Niemals hatte sie einen so unverschämten Menschen gesehen.

Er begann, indem er sie zuerst völlig ignorierte, sich eifrig mit dem Kommerzienrat zu unterhalten. Aber mitten in der Konversation wandte er sich an sie mit der Frage, ob sie dieses Jahr wieder nach München käme.

Nein, sie käme nicht nach München.

„Schade, Sie waren doch damals ganz entzückt von den Aufführungen im Prinz-Regenten-Theater.“

Im Gegenteil, direkt enttäuscht sei sie gewesen.

„Verzeihen Sie,“ antwortete er ernsthaft, „von der Vorstellung der ‚Meistersinger‘ waren Sie einfach hingekniffen.“

Seine Dreistigkeit entwaffnete sie. Sie lachte nur kurz auf.

„Haben Sie schon ein bestimmtes Reiseziel?“ fragte er weiter mit einem höchst ehrbaren Gesicht.

Sie hätten noch gar kein Programm gemacht, sagte sie rasch, um den Vater an einer Dummheit zu verhindern, denn der gute Papa wollte gerade — — Nein, absolut kein Programm hätten sie gemacht! Wahrscheinlich gingen sie an die Riviera.

„Ja, höchstwahrscheinlich an die Riviera,“ wiederholte Trenkwitz, der auf einmal zu begreifen schien.

Kellnow rühmte nun in allen Tonarten die Riviera: sie hätte in der Tat das einzige Klima, das in dieser Jahreszeit erträglich sei. Dann erhob er sein Glas und sagte in einem lebenswürdigen, warmen Tone:



„Auf eine glückliche Zeit im Süden!“

Trenkwitz stieß mit ihm an — das Fräulein nickte hochmütig.

Der Kellner brachte eine Visitenkarte an den Tisch. Trenkwitz las, und sein Gesicht wurde rot vor Vergnügen.

„Na, das ist aber doch — weißt du, wer hier ist, Lux? — Loffen, Brandt, Drewitz! Ich bitte mich eine Minute zu entschuldigen!“

„Sehen Sie,“ sagte Kellnow, „Gott hilft mir. Seien Sie also nicht strenger als der liebe Gott — und sehen Sie mich einmal gut an. Ich bin doch wirklich nett mit Ihnen. Der Papa glaubt Ihnen jetzt unbedingt die Sache mit München,“ setzte er schelmisch hinzu. „Und im übrigen hatten Sie die reine Wahrheit gesprochen: Wir kennen uns in der That schon lange.“

Ganz ernsthaft sagte er die letzten Worte.

Sie wollte ihm etwas erwidern, biß sich aber auf die Zunge und schwieg. Der Mensch mochte reden, was er wollte — aus ihr würde kein Laut kommen.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen,“ fuhr er leiser fort, „aber das ist ein Irrtum. Zwei Menschen, die sich lieben, haben sich längst vor ihrer ersten Begegnung gekannt.“

„Wenn Sie die Abwesenheit meines Vaters benutzen, um gegen mich — —“

„Sprechen Sie bitte nicht weiter. Ich gebe Ihnen kein Wort, nichts würde mich abhalten, in Gegenwart Ihres Herrn Vaters zu wiederholen, daß wir uns lieben — ja, daß wir uns lieben —, wenn ich das nicht für ganz unwesentlich, für ganz geschmacklos hielte — für

eine Indiskretion — für eine üble Sitte. Diese Angelegenheit geht ja nur uns beide an. Außerdem habe ich gar nicht die Absicht, Ihnen einen Antrag zu machen," setzte er im ehrlichsten Tone der Welt hinzu.

Jetzt mußte sie wider ihren Willen lachen.

„Das beruhigt mich einigermaßen. Ich bin übrigens niemals einem Menschen von solchem Zynismus begegnet.“

„Pardon — diesen Vorwurf lehne ich ab. Ich finde es viel zynischer, immer gleich ans Heiraten zu denken, sobald man einen Menschen liebt. Ich denke, das widerstrebt uns beiden. Wir werden uns sehr, sehr lieb haben, ohne einen solchen Endzweck ins Auge zu fassen.“

„Wir werden uns in diesem Leben nicht mehr wiedersehen.“

„Ganz bestimmt werden wir das, mein gnädiges Fräulein. Glauben Sie, ich mache Redensarten? — Wofür halten Sie mich denn?“

„Für einen Verbrecher, dem ich aus dem Wege gehen werde.“

„Für den Vordersatz danke ich ergebenst. Ein Verbrecher ist wenigstens etwas Positives. — Ich bin das vielleicht auch in Wirklichkeit. Allen Respekt vor Ihrem Scharfsinn! Aber den Nachsatz werden Sie wohl nicht durchführen können. Sie wollten es mir doch auch am Morgen nicht glauben, daß wir am Abend zusammen speisen würden.“

„Das ist also kein Zufall?“

„Natürlich ist es ein Zufall. Gott steht hinter mir.“

„Lassen Sie Gott aus dem Spiele!“

„Niemals sollte man Gott aus dem Spiele lassen,

gnädiges Fräulein. Im übrigen nehme ich diese Sache sehr ernst: Ich werde von nun ab überall da sein, wo Sie sind — ich meine das natürlich nicht wörtlich — aber an der Riviera werden Sie mich voraussichtlich treffen."

"Glauben Sie?"

"Ja, das glaube ich bestimmt."

"So helfe Ihnen Gott!"

"Amen," ergänzte er. "Sehen Sie, nun sind Sie, wie ich, bei Gott angelangt. Schon bewegen wir uns in dem nämlichen Geleise. — Liebes Fräulein Lur, warum gestehen Sie denn nicht, daß Sie mir gut sind? Jeden Augenblick kann Ihr Herr Papa zurückkommen — und dann wird es Ihnen leid tun, die Zeit nicht besser benützt zu haben."

"Wollen Sie mich zwingen, meinen Vater rufen zu lassen?"

"Das werden Sie nicht tun, mein gnädiges Fräulein. Aber später, wenn Sie ganz bei mir sind, werde ich Sie daran erinnern, wie töricht Sie sich an diesem Abend benommen haben. — Nein," unterbrach er sich, "haben Sie keine Sorge — ich werde das nicht tun. Ich werde so glücklich mit Ihnen sein, daß ich die Stunden bis zum Abschied mir nicht durch solche Erinnerungen trüben werde."

"Wissen Sie, was ich mit Ihren Blumen gemacht habe?" fragte sie statt jeder Antwort.

"Nun?"

"Aus dem Fenster habe ich sie geworfen...!"

"Oh, — oh! Nicht schön von Ihnen! Diese Blumen kaufte ich für mein letztes Geld!"

„Ja — aber,“ sagte sie ganz erstarrt und blickte ihn ungläubig an — in seinem eleganten Smoking — — Er fing ihren Blick auf.

„Das täuscht, meine Gnädige. Ich besitze wirklich keinen Pfennig!“

„Und dann essen Sie hier bei Borchardt —? Halten Sie andere Leute zum Narren!“

„Ihretwegen bin ich hier. Ich spreche die reine Wahrheit.“

„Und wie wollen Sie denn Ihre Rechnung bezahlen? — Kann ich Ihnen vielleicht aushelfen?“ setzte sie boshaft hinzu und machte eine dementsprechende Bewegung.

„Ich danke Ihnen sehr für Ihre Güte — ich habe mir kurz vorher fünfzig Mark geborgt. Übrigens — ich bin nur momentan in Verlegenheit — im allgemeinen verfüge ich über sehr große Mittel — wie sollte ich auch sonst an die Riviera gehen?“ schloß er in einem fast schüchternen Tone.

Um Gottes willen — was ist das! Das Herz schlug ihr hörbar.

Sie vermochte den Blick nicht von ihm zu wenden. So etwas kindhaft Demütiges lag auf seinen Zügen.

„Wer sind Sie?“ fragte sie ganz leise.

„Ein Mensch, der Sie liebt.“

„Das will ich nicht wissen. Sind Sie — — ein Schauspieler?“

„Wenn Sie wollen, bin ich ein Schauspieler.“

„Also, Sie sind kein Schauspieler?“

„Nein, ich bin kein Schauspieler!“

„Was sind Sie? — Ich will es wissen!“

„Ich bin — ein Spieler!“

„Sie spielen!?“

Ein entsetzter Ausdruck kam in ihre Züge.

„Ich spiele mit dem Leben — — und setze mich dabei ein.“

Der alte Herr kam zurück, und Mellnow erhob sich:

„Ich bitte, mich empfehlen zu dürfen.“

Trenkwitz stuzte, sah flüchtig seine Tochter an:

„Pardon, wenn ich zu lange ausgeblieben bin.“

Er reichte Mellnow die Hand, forderte ihn aber nicht auf, länger zu bleiben.

Der machte vor Lucie eine förmliche Verbeugung.

„Auf Wiedersehen!“ sagte er und blickte sie dabei fest an.

„Der Mensch hat sich wohl unziemlich benommen? Du siehst ja ganz verstört aus?“ fragte Trenkwitz, und sein vom Wein gerötetes Gesicht wurde noch um einen Schatten dunkler.

„Nicht im mindesten, Papa.“

Und unvermittelt fügte sie hinzu: „Wie gefällt er dir eigentlich?“

„Gar nicht,“ antwortete Trenkwitz. „Was treibt er denn übrigens, was für einen Beruf hat er?“

Einen Moment wurde sie verlegen.

„Er ist Sportsman und hält sich einen Rennstall,“ entgegnete sie dann schnell.

„Hat er dir das erzählt?“

„Nein, man hat es mir in München gesagt, wo man ihn genau kennt.“

„Die Herren drüben wußten nichts von der Existenz eines Baron Ginsdorf.“

„Weshalb gefällt er dir nicht?“

„Das ist ein Umstürzler, ein Anarchist — aus jedem seiner Worte spüre ich es.“

„Da bist du aber in einem gewaltigen Irrtum, lieber Papa — der ist ein Bejager, wie er im Buche steht — ein völlig kindhafter Mensch.“

„Kindhafter Mensch! Was du für verschrobene Ausdrücke brauchst. Früher sagte man ‚kindlich‘ und wußte, woran man war. Übrigens, was geht uns dieser Baron an! So Gott will, sind wir übermorgen in Lugano und haben ihn das lehtemal gesehen,“ schloß er übel-launig.

Sie sah ein Weilchen vor sich hin.

„Was würdest du dazu sagen, Papa —“ sie hielt inne und dehnte jedes der folgenden Worte auf eine eigentümliche Art, indem sie den alten Herrn dabei gespannt ansah — „wenn ich — mich in diesen Menschen verlieben würde?“

Er schüttelte heftig den Kopf.

„Ausgeschlossen! Davor bewahrt dich ein sicherer Instinkt, dazu hast du zuviel gesundes Blut von mir.“

„Kennst du mich so genau — lieber Papa?“

„Ja, mein Kind.“

„Und wenn ich mich doch verliebte —?“

Er wurde ärgerlich.

„Willst du mir den netten Abend durchaus verderben?“

„Nein — aber du mußt mir antworten, Papa.“

„Muß ich?“

„Ja,“ beharrte sie eigensinnig.

„So würde ich dir sagen: darüber mußt du hinweg-

kommen, mein liebes Kind. Denn man baut sein Leben nicht auf so unsicherem Grunde auf; dazu ist es zu kurz und zu mühselig."

"Ja, woher weißt du, daß Ginsdorf ein schlechter Mensch ist?"

"Habe ich nicht behauptet. Ich fühle nur, er ist das radikale Gegenteil von mir."

Sie lachte laut auf.

"Aber lieber Papa, das ist kein Beweis gegen ihn. Damit leugne ich nicht, daß du der liebste und beste Mensch bist. Aber Rehrücken ist etwas sehr Schönes, und ein zarter Truthahn ist auch nicht zu verachten. Oder wenn du lieber willst: Steinberger Kabinett ist gut, und alter Burgunder schmeckt ebenfalls nicht übel. Auf diese Weise kann man doch einen Menschen nicht aburtheilen."

"Komme mir nicht mit Exempeln, liebe Lux. Er mag für tausend andere passen — mag ein Kronjuwel sein, für dich paßt er nicht. Ich lehne ihn ab und damit basta! Kein Wort mehr von diesem Herrn Baron. Ich bin überhaupt gegen die Barone, soweit sie unsereinen berühren."

"Einverstanden, lieber Papa. Ich wollte auch nur dein Urteil hören. Im übrigen — du hast recht. Übermorgen sind wir in der Schweiz, und es gibt keinen Baron Ginsdorf mehr, hat nie einen gegeben. Und jetzt wollen wir nach Hause gehen, ich bin todmüde!"

"Ja, mein Kind."

Trenkwitz beglich die Rechnung und fuhr mit seinem Kind ins Adlon.

## Drittes Kapitel

Mit Tschaikowskis Symphonie hatte der berühmte Dirigent den ersten Teil des letzten philharmonischen Programms geschlossen. Es war eine seiner Bravourleistungen, die auch von seinen Gegnern als meisterhaft anerkannt wurde.

Die jungen Menschen, die auf den hintersten Stufen des Saales dicht nebeneinander gekauert dageessen und jeden Takt im Klavierauszug verfolgt hatten, waren bis an das Podium gestürmt und klatschten wüthend. Aber auch die Damen der Gesellschaft waren außer sich. Einige rissen sich die Sträußchen von der Brust und warfen sie auf das Podium, andere beugten sich über die Brüstung ihrer Loge, richteten die Augen auf den Meister, als wollten sie durch eine Art Suggestion ihn zwingen, ihren Blick zu erwidern.

Immer wieder mußte er sich nach allen Seiten verbeugen, immer wieder strich er sich die trotz seiner Fünfzig noch dunklen Haarsträhnen zurück. Dann aber ließ er sich, obwohl der Beifall unaufhörlich weiter tobte, nicht mehr sehen.

Und nun sah man, wie eine Reihe von Damen und Herren ins Künstlerzimmer eilten, um ihn zu begrüßen, ihm die Hand zu drücken, ihn zu beglückwünschen.

„Ich möchte ihm auch guten Tag sagen. Willst du mich nicht begleiten, Papa?“

Mit diesen Worten wandte sich Lucie Trenkwiß an den Kommerzienrat, der ein großer Musikfreund war und mit ihr in einer der vordersten Reihen des Parketts saß.



„Nein, liebes Kind, ich mache den Kummel nicht mit. Aber grüße ihn von mir — er ist doch ein ganzer Kerl. Und bleibe mir nicht zu lange fort.“

„Gut, Papa.“

Sie war schon auf und davon.

Der Dirigent war im Künstlerzimmer von einer Korona seiner Verehrer umgeben, als Lucie eintrat.

Sie war ebenfalls von der Musik wie benommen, zudem in einer nervösen, unsicheren Verfassung, die sie sich nicht eingestehen wollte.

Sie hatte nicht bemerkt, daß dicht hinter ihr jemand schritt.

Nun hörte sie ihren Namen und schrie leise auf.

„Sie — — Sie sind hier?“

„Ja, wundert Sie das? Übrigens, guten Abend, mein gnädiges Fräulein. Wollen Sie mir nicht wenigstens die Hand geben?“

Sie reichte ihm mit einem spontanen Entschluß die Rechte.

Er hielt sie ganz zart und nur eine Sekunde.

„Ich wollte mich von Ihnen verabschieden und Ihnen gut Wetter wünschen.“

Er zögerte, als wartete er auf eine Antwort. Aber sie sah ihn nur mit einem prüfenden Ernste lange an und versuchte in seinem Gesicht zu lesen.

„Ich fürchte, wir werden uns nun doch nicht an der Riviera treffen — es fehlt mir an dem nötigen Kleingeld,“ setzte er schüchtern hinzu.

„Vielleicht gehen wir gar nicht an die Riviera,“ entgegnete sie und hatte plötzlich den Wunsch, ihm etwas Tröstliches zu sagen.

„Sie bleiben in Berlin?“

Sein Ton traf sie — er hatte etwas so jungenhaft Frohes.

„O nein — wir reisen schon — — aber nicht an die Riviera.“

Es tat ihr beinahe leid, ihm diese Antwort geben zu müssen. Aber gleich darauf besann sie sich eines anderen. Es fiel ihr ein, daß diese Begegnung eigentlich empörend war.

„Sie scheinen mich wirklich zu verfolgen,“ sagte sie gereizt.

„Gott bewahre mich!“ gab er erschrocken zurück. „Es verfolgt mich — oder richtiger gesagt: Sie nehmen mir meine Ruhe! Warum setzen Sie mir denn in dieser Weise zu?“

„Ich setze Ihnen zu? — Das ist der Gipfel!“

Er ließ die Arme hängen, und sein Körper erhielt dadurch eine schlaffe, unterwürfige Haltung.

„Als ob Sie das nicht wüßten! Notabene,“ fuhr er fort und lächelte dabei verstohlen, „vielleicht mache ich eine große Erbschaft, und dann werde ich Sie im Süden zu finden wissen, wo Sie auch immer sein mögen. Wollen Sie mir nicht aus freien Stücken Ihre Adresse geben?“

„Monte Carlo — wir wollen uns im Spiel versuchen, wie Sie.“

Sein Gesicht verfärbte sich.

Er machte eine steife Verbeugung vor ihr und wollte sich entfernen.

„Ich habe Sie nicht beleidigen wollen.“

„Um so schlimmer für mich.“

Sie zuckte die Achseln.

Da sagte er ganz ruhig:

„Es wird Ihnen bitter leid tun, daß Sie mich so behandelt haben. Man geht an mir nicht vorbei, ohne Schaden zu nehmen.“

„Immerhin. — Sie haben eine glänzende Meinung von sich.“

Sie stieß es in einem wütenden Tone hervor.

„Ich glaube an mich.“

„Das merkt man.“

„Und Sie glauben ebenfalls an mich und werden mich nie mehr vergessen!“

„Das bilden Sie sich wirklich ein?“

„Es ist keine Einbildung. Sie werden sich einmal sagen: Warum habe ich mich gegen mein eigenes Glück so borniert gewehrt? Warum habe ich Gottes Stimme nicht hören wollen?!“

„Also Gott spricht aus Ihnen?“

„Ja, mein Fräulein! Über den Vorwurf werden Sie nicht hinwegkommen.“

„Da irren Sie aber gründlich.“

„Nein, ich irre mich nicht. Es ist eine Todsünde etwas, das aufblüht, mutwillig zu zerstampfen.“

Der Dirigent bemerkte jetzt das Fräulein.

„Ah, meine Gnädige! So eine Überraschung rief er freudig und kam auf sie zu, während ein paar Herren und Damen zur Seite traten.

Kellnow war diese Begrüßung sehr unangenehm zu herzlich, zu vertraut.

Er zog sich in den Hintergrund zurück.

Im Orchester hatten die Musiker wieder ihre Plätze

eingenommen und ihre Instrumente zu stimmen begonnen. Diese im Zusammenklang seltsamen Geräusche drangen durcheinander zu ihm. Mit dem feinen Ohr des Musikers schied er Ton von Ton und empfand ein wahres Behagen dabei. Denn nur ein Musiker konnte begreifen, was es bedeutete, mit seiner Geige, seiner Viola oder seinem Cello ins Einvernehmen zu kommen.

Der Dirigent verabschiedete sich jetzt eilig — im Orchester und im Saale wurde man bereits ungeduldig.

Das Künstlerzimmer entleerte sich im Nu.

Kellnow und Lucie Trenkwiß waren plötzlich allein.

„Wir werden uns nie wiedersehen,“ sagte sie sehr ernst. „Aber lassen Sie uns ohne Groll aneinanderdenken.“

Sie reichte ihm die Hand.

Er schüttelte den Kopf.

„Ich nehme keinen Abschied. Für solche Sentiments bin ich nicht zu haben.“

Seine Stimme klang hart. Seine tiefblauen Augen bekamen etwas Stählernes, Leuchtendes, Funkelndes.

Sie ließ den Kopf auf die Schulter fallen, wartete ein Weilchen, ehe sie ihm den Rücken wandte und das Zimmer verließ.

Er rührte sich nicht von der Stelle.

Er wartete.

Sie mußte ja zurückkommen.

Unmöglich, daß sie ihn so stehen ließ!

Er verdeckte sich die Augen und horchte angespannt.

Im Korridor und im Saale war es mäuschenstill geworden. Beethovens Fünfte wurde gespielt.

Er vergaß für eine Weile alles. Nur die Musik sog

in sich ein. Er fühlte, wie sie in seine Poren drang und völlig Besitz von ihm ergriff.

Aber in die brausenden Klänge tönte plötzlich ihre Stimme hinein. Er wollte sie ausschalten und vermochte es nicht.

Diese Stimme marterte ihn.

Er ließ die Hand fallen.

„Schweigen Sie!“ sagte er ganz laut und erschrak, denn er bemerkte, daß er allein war.

Er sah sich verwundert um. — War er in einem Dämmerzustande — war das Zimmer nicht mit Menschen angefüllt?

Nein — er war wirklich allein.

Aber wo befand er sich denn?

Ah, da hing der Pelz des Dirigenten . . .

Er trat an den Kleiderständer heran und betastete den Pelz, als müßte er sich überzeugen, daß keine Inne-tauschung bei ihm vorläge.

Und ohne zu wissen, was er tat, griff er in alle Taschen und hatte auf einmal eine schwere Brieftasche in den Händen, die er ganz mechanisch öffnete. Sie war mit Banknoten förmlich gespickt.

Da fühlte er, wie ein Zucken durch seinen Körper ging.

„Unsinn . . . Unsinn . . .“ murmelte er und lachte leise. Dann wog er die Tasche in seinen Händen, als müsse er ihr Gewicht feststellen.

Bieviel Geld mag das wohl sein — überlegte er, und alle seine Unruhe war von ihm gewichen.

Es wird das Honorar für die zehn Konzerte sein — heute nacht wird er es verspielen — —

Er begann langsam die Scheine zu zählen.

Wie leichtsinnig der Mensch ist! Wie vertrauensselig! kalkulierte er weiter. Läßt das Portefeuille so mir nichts dir nichts im Pelz und wundert sich am Ende noch, wenn ihm das Geld gestohlen wird.

Es waren elftausendsiebenhundert Mark — sechs Noten zu tausend Mark, das andere Hundertmarkscheine.

Er nahm plötzlich sämtliche Scheine an sich und tat die Tasche wieder in den Pelz, ohne auch nur die geringste Erregung zu spüren.

Sehr seltsam, dachte er: jetzt bin ich ein Dieb und empfinde nichts dabei — — in den Augen aller anständigen Menschen ein Verbrecher — — und ich selbst komme mir nicht im mindesten entehrt vor.

Ich werde fünf Minuten warten, ob nicht irgend jemand ins Zimmer tritt, um mich festzunehmen.

Er zog die Uhr aus der Tasche und blickte solange auf das Zifferblatt, bis die fünf Minuten verstrichen waren.

So, nun ist es entschieden.

Eine Kugel durch den Kopf, wenn er das Geld nicht zurückerhält. Im Augenblick habe ich es nötiger als er. Punktum!

Er betrachtete noch einmal den Pelz, als müßte er sich das Aussehen des Kleidungsstückes für alle Fälle einprägen.

Wie kostbar das Ding ist — wie gut es dieser Mensch hat!

Inmitten seines Gedankenganges fuhr es ihm durch den Sinn, daß der Dirigent vielleicht absichtlich die Tasche nicht zu sich genommen hätte, um einem, der

auf der Glückssuche war, wie er, einen großen Dienst zu erweisen.

Über den Einfall mußte er lächeln.

Jetzt ist es die höchste Zeit, dachte er und war schon in der Thür, als er sich noch einmal umdrehete und einen Hundertmarktschein in die Tasche zurücklegte. Unter keinen Umständen sollte sein Wohltäter heute nacht in Verlegenheit geraten.

So, nun sind es elftausendsechshundert Mark.

Ich muß ihm eine Quittung geben.

Er riß aus seinem Notizbuch ein Blatt und schrieb darauf in griechischen Lettern: elftausendsechshundert Mark entliehen zu haben, bescheinigt bestens dankend der Entnehmer.

Hierauf verließ er aufrechten Kopfes und ausgezeichnete Laune das Künstlerzimmer und ging direkt zur Garderobe, um sich seine Sachen zu holen.

Soll ich heute abend mit den Herrschaften noch zusammensein, überlegte er.

Nein, das hat keinen Sinn, sie muß Zeit haben, um mit sich ins reine zu kommen. Alles Weitere wird sich dann von selbst ergeben.

hm — hatte sie nicht zu ihm gesagt: Ich halte Sie für einen Verbrecher!

Wie sagt doch Falstaff: Instinkt ist eine feine Sache.

War er ein Verbrecher?

Er fühlte sich so leicht, so frei, so seelenvergnügt wie ein Schuljunge, der frische Nüsse gestohlen hatte.

Wo lag der Unterschied? Er pfiff vor sich hin und ging geradeswegs zu Josty, ließ sich einen Tee und ein Brot mit Schinken geben, las das Abendblatt, wechselte

den ersten Hundertmarkschein und begab sich in absoluter Heiterkeit, immer das Bild des Fräuleins vor Augen, heimwärts.

Etwa um die gleiche Zeit war das philharmonische Konzert zu Ende gewesen. Trenkwitz half übellaunig seiner Tochter beim Anziehen des eleganten Peizmantels.

Stumm gingen sie durch das Gedränge der Menschen.

Sie dachte unaufhörlich nur an das eine: würde Ginsdorf wieder auftauchen?

Bei jedem Laut, der hinter ihr hörbar wurde, zuckte sie zusammen.

Ein paarmal drehte sie sich scheu um.

Endlich unterbrach der Kommerzienrat die Stille.

„Ich fand es sehr rücksichtslos, mich derartig lange warten zu lassen — eine Ewigkeit hat das ja gedauert. So was kriegst nur du fertig.“

„Ganz recht hast du, Papa, ich sehe es vollkommen ein. Aber schilt mich nicht länger, mir ist nämlich gar nicht wohl zumute.“

„Fehlt dir etwas?“

Er sah sie besorgt an.

„Dann wollen wir schleunigst nach Hause und zu Bette gehen, wir müssen ohnehin morgen zeitig aufstehen.“

Nein, sie müsse unbedingt noch essen — sei auch zu nervös, um sofort schlafen zu können.

„Gut, so werden wir im Adlon etwas zu uns nehmen.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nicht zu Adlon, Papa, ich möchte noch einmal zu Borchardt.“



„Wie du willst,“ er streichelte zärtlich ihren Arm.

Sein ganzes Gefühlsleben beschränkte sich auf sie, die er allein aufgezogen hatte. Sie war kaum zwei Jahre alt gewesen, als die Mutter starb. Von klein auf hatte sie ihn tyrannisiert und er, der bei seinen Geschäftsfreunden und Untergebenen im Rufe einer zähen Energie stand, ließ es sich gefallen. Ubrigens tat sie es auf eine scharmante Art. Er war wirklich verliebt in sie.

Bei Borchardt rührte sie keinen Bissen an. Ihre Ungeduld steigerte sich beständig. Sie wippte unaufhörlich mit dem rechten Fuß, fuhr jedesmal auf, wenn ein neuer Gast hereinkam, und ihre Augen flackerten unruhig.

Was wollte sie eigentlich?

Weshalb war sie so böse auf ihn?

Hatte sie ihn hier erwartet?

Mit welchem Rechte, nachdem sie ihm mit solcher Entschiedenheit kurz vorher den Laufpaß gegeben?

Er durfte ja gar nicht kommen, wenn er nur noch einen Funken Ehrgefühl im Leibe hatte.

Er mußte kommen, setzte sie kategorisch hinzu, wenn er sie wirklich lieb hatte.

Er mußte wissen, daß er sie heute abend hier bei Borchardt treffen würde — oder er war minderwertig und hatte keine Instinkte.

Sie mußte selber lachen.

Wenn er jetzt hereinträte, sie würde ihn mit einer großen Herzlichkeit... nein, das würde sie nicht — und trotzdem würde er spüren, daß sie ihm näher war, als sie selbst zugeben wollte.

„Du scheinst wirklich nicht auf dem Posten zu sein. Es ist am Ende doch besser, wir fahren schleunigst nach Hause.“

„Ich glaube auch,“ entgegnete sie rasch und erhob sich. Eine schwache Hoffnung dämmerte in ihr auf. Vielleicht war er im Abdon.

Unterwegs lehnte sie sich eng an den Papa. Als sie im Hotel angelangt waren, ließ sie ihre scharfen Augen nach allen Richtungen schweifen, ohne ihn zu entdecken . . .

„Entschuldige mich einen Moment, lieber Papa, ich bin gleich wieder da.“

Sie trat an den Portier heran.

„Haben Sie eine Bestellung von Baron Ginsdorf an uns?“

„Nein, gnädiges Fräulein, der Herr Baron ist bis jetzt nicht dagewesen.“

„Wissen Sie es bestimmt?“

„Ganz bestimmt, denn ich erwarte ihn auch.“

„Sie erwarten ihn,“ fragte sie befremdet.

„Ja, gnädiges Fräulein. Ich brauche schließlich kein Hehl daraus zu machen, ich habe dem Baron gestern mit fünfzig Mark ausgeholfen, wie er vorgab, hatte er — — —“

Sie wurde über und über rot und zog mit einer hastigen Bewegung ihr Portemonnaie hervor.

„Beinahe hätte ich vergessen — — —“

In diesem Augenblick trat ein Dienstmann an den Portier und übergab ihm ein Kuvert.

Er öffnete den Brief, dem sechs Zehnmarkscheine entfielen.

„Ah, — von Baron Ginsdorf!“

Er atmete erleichtert auf.

„Das wäre auch das Ende vom Lied gewesen, wenn ich mich so getäuscht hätte. Sie müssen das nicht falsch auffassen,“ setzte er gleichsam begütigend hinzu. „In so einem Hotel lernt man die sonderbarsten Kavaliere kennen. Ich habe genug Lehrgeld zahlen müssen — ehe ich mich auskannte. Übrigens habe ich dem Baron Ginsdorf nicht eine Sekunde so etwas zugetraut.“

„Es ist gut,“ sagte sie kurz und kehrte schwer atmend zu dem Papa zurück.

Er war also nicht gekommen — und sie hatte ihn einen Moment für einen Zechpreller gehalten.

Sie schämte sich.

Das hatte er weiß Gott um sie nicht verdient.

Nein, das war ja Unsinn! Nichts Unredliches hatte sie ihm zugetraut. Nur ärgerlich war sie gewesen, daß er sich überhaupt mit so einer Lafaienseele eingelassen hatte.

Nun, er war nicht gekommen — und somit hatte dies Intermezzo sein Ende gefunden. Gottes Wink! Er sprach ja immer von Gott, der hinter ihm stand.

Es war besser so!

In Lugano würde sie bei Tennis und Golf nicht mehr an ihn denken . . .

Da stand der Kommerzienrat.

„Ich bin todmüde, Papa. Laß uns schleunigst hinauffahren.“

Als sie in ihrem Bette lag, vermochte sie nicht einzuschlafen.

Sie richtete sich auf und saß lange mit gefalteten Händen da.

„Dieser Mensch hat kein Glück,“ sagte sie vor sich hin. Er wäre sonst dagewesen. Er hätte wissen müssen, daß dies seine Stunde gewesen, daß sie im Begriff gestanden, sich zu ihm hinüberzubeugen. Das hätte er wissen müssen.

Der Papa pflegte zu sagen: Mit Menschen, die kein Glück haben, soll man sich nicht einlassen. Der Papa hatte unbedingt recht. — Erledigt — erledigt!!

Aber sie fand keinen Schlaf.

Er tauchte immer wieder vor ihr auf. Und ein heimliches Entzücken empfand sie auf einmal über die Berwegenheit, mit der er in ihr Zimmer gedrungen war.

Ob er wirklich rein zufällig bei Borchardt gewesen war! —

Und mit welcher Demut und Schlichtheit er ihr eingestanden, daß es sein letztes Geld gewesen, für das er die Blumen gekauft hatte.

War sie in ihn vergafft — verliebt —?

O nein! — Nur einmal wollte sie ihn in Gedanken umarmen — zum Abschied küssen. So!... So!... So!... Gute Nacht, mein teuerster Freund!

Und in Lugano gab es keinen Baron Ginsdorf mehr!

Endlich fielen ihr die Lider zu — die Glieder wurden ihr schwer. Dann schlief sie ein — verzückte Vorstellungen nahmen von ihr Besitz — und im Traum zerbrach aller Wille, aller Widerstand, alle Scham. —

Als sie in der Frühe geweckt wurde, die Augen sich rieb, und ihr alles wieder einfiel, wurde sie von einer solchen Trauer erfüllt, daß sie am liebsten gar nicht aufgestanden wäre.

Einen Augenblick dachte sie daran, das Stubenmädchen zum Papa zu schicken und ihm sagen zu lassen, daß sie nicht reisen könne.

Nein — das ging nicht — das durfte sie dem Papa nicht antun.

Und in der Erinnerung an seine Güte stieg eine leichte Rührung in ihr auf. Sie mußte auch an seine Worte denken — an die scharfe Art, in der er Ginsdorf ablehnte.

Sie wurde sehr nachdenklich. Vielleicht kannte er sie viel besser und hatte recht, daß ein Mensch ihres Schlages nicht von der Heerstraße abbiegen durfte. Aber worin bestand dann das Glück, das der Papa für sie im Sinne hatte — was nannte er auf sicherem zuverlässigem Grunde bauen?

Sie ging der Reihe nach ihre Freundinnen durch. Ach Gott, wie waren sie in kurzer Frist geworden! Übellaunisch, hysterisch, schifands gegen ihre Dienstboten, gereizt gegen ihre Männer, geödet bis auf den Grund des Herzens, begierig von einem Vergnügen ins andere zu rennen, nur um sich zu betäuben. — Oder sie waren aufgeschwemmt, in die Breite gegangen, gesättigt und von einem stumpfen Wohlbehagen, vor dem ihr schauderte. Diese wissenden, trüben, wunschlosen Augen taten ihr noch in der Erinnerung weh.

Nein, davor mochte sie der Himmel bewahren. In ihr hatte immer eine Sehnsucht nach etwas Zartem und Schönem, etwas Singendem und Klingendem geschlummert.

Und Baron Ginsdorf hatte das erkannt — der erste, der das in ihr erkannte.

Und sie hatte sich gewehrt!

Der gute, liebe Papa! Was wußte er von ihrer Seele — und wenn sie so wie die anderen würde — konnte ihm das eine Befriedigung gewähren?! . . . Rückständig und altmodisch ist der Papa und ahnt gar nicht, worauf es ankommt. Als ob nicht in mir genug Anlage und Gefahr steckt, ebenso zu verwachsen, ebenso bucklig zu werden wie all die Freundinnen. Nein — dagegen mußte sie sich wehren — mit aller Energie wehren!

Mit solchem Vorsatz stand sie auf, und ein freieres und frischeres Empfinden erfüllte sie.

Als sie beim Frühstück saßen, brachte der Oberkellner einen Strauß von Maréchal-Nil-Rosen, der in Seidenpapier gehüllt war.

Ein Freudenrot schoß in ihr Gesicht, und ihr Herz wurde weich.

Sie suchte vergeblich nach einer Zeile, aber der Ober erklärte, es sei kein Brief dabei gewesen, der Bote hätte nur bestellt, er sollte einen Gruß ausrichten. Nicht einmal einen Namen hat er genannt — das Fräulein wußte schon — —

„Es ist gut,“ sagte Trenkwitz, und ärgerlich fügte er hinzu: „Wer erlaubt sich denn diese Artigkeiten?“

Da antwortete sie in einem überströmenden Gefühl: „Die Blumen sind von Baron Ginsdorf. Es hätte mir nichts Besseres heute morgen begegnen können. — Verzeih', lieber Papa, ich muß rasch ein paar Dankesworte schreiben.“

Sie eilte in das Vestibül.

„Portier, wo wohnt Baron Ginsdorf?“

„Gnädiges Fräulein, ich weiß seine Adresse noch immer nicht.“

Sie ließ den Kopf sehr traurig hängen und kehrte zu Trenkwitz zurück, der ihr kein Wort sagte.

Man stieg in den Wagen und fuhr zum Anhalter Bahnhof.

Vielleicht erwartete er sie auf dem Perron . . .

Sie schüttelte den Kopf.

Sie wußte auf einmal mit Bestimmtheit, daß er nicht da sein würde und fror. Die Blumen drückte sie an ihr Herz.

Das Gepäck wurde aufgegeben — es war die höchste Zeit.

Der Papa kaufte rasch noch ein paar Morgenblätter — man stieg in den Zug, und schon setzten sich die Wagen in Bewegung.

Sie hatte beständig aus dem Fenster gelugt — aber von Ginsdorf war keine Spur zu entdecken.

Trenkwitz machte es sich bequem. Er setzte die grauseidene Reisemütze auf, holte seinen goldenen Kneifer hervor und begann gemächlich in der Zeitung zu lesen.

Sie aber sog den feinen Duft der Maréchal=Nil=Rosen ein und wußte dem Papa Dank, daß er jetzt nicht mit ihr sprach. So konnte sie sich in ihre Schwermut einspinnen.

War das Ganze nur ein flüchtiges Abenteuer? Würde sie ihn jemals wiedersehen?

Wenn nicht, so wollte sie die Erinnerung im Herzen bergen als etwas Wunder=Wunderschönes — als etwas, das nicht jedem Menschenkind begegnet . . .

„Das ist aber stark, hör' nur einmal zu, Luz,“ unterbrach Trenkwitz die Stille.

„Was ist denn, Papa,“ sagte sie fast weinend, so sehr hatte sie sich erschreckt.

„Das sollst du gleich erfahren, mein Kind — hör' nur zu.“ Er rückte sich den Klemmer zurecht und las: „Gestern abend während des letzten philharmonischen Konzertes wurden dem berühmten Dirigenten elftausendsechshundert Mark aus seinem Pelz gestohlen. Der Dieb, der offenbar den besseren Ständen angehört, ist mit einer beispiellosen Frechheit vorgegangen. Er ließ in der Briestafche einen Hundertmarkschein zurück und bescheinigte in einer Quittung, die in griechischen Buchstaben geschrieben war, seinen Raub. Der Diebstahl kann nur in der Pause geschehen sein, in der eine Unzahl von Menschen in das Künstlerzimmer gedrungen war, um den Meister zu dem großen Erfolg der Tschairowskyschen Symphonie zu beglückwünschen. Hierbei muß das betreffende Individuum die Entdeckung gemacht haben, daß der Dirigent leichtsinnigerweise vergessen hatte, seine Briestafche aus dem Pelz zu sich zu nehmen. Die Kriminalpolizei ist sofort verständigt worden. Übrigens hat der Bestohlene den Fall nicht zu tragisch genommen — er soll sogar herzlich gelacht haben, als ein Bekannter ihn mit den Worten tröstete: Stellen Sie sich vor, Sie hätten die Summe heute abend beim Pokern verloren.“

„Was sagst du dazu — — — ja, um Gottes willen, was hast du denn? Ist dir nicht wohl, Lux? So sprich doch!“

Trenkwitz hatte sich tief über sein Kind gebeugt, das grau und fahl geworden war und keinen Laut von sich gab. Er holte aus dem Handkoffer einen Flakon mit



ölnischem Wasser und befeuchtete ihre Stirn, ihre Schläfen und ließ sie den starken Geruch einziehen.

„Es ist schon wieder gut, Papa,“ sagte sie matt, versuchte zu lächeln und sich aufzurichten, „eine plötzliche Schwäche, die nichts auf sich hat.“

Trenkwitz streichelte sie vorsichtig.

„Lucerle — liebster Lux — du wirst mir doch keine Beschichten machen — wirst mir doch nicht krank werden.“

Eine rührende Angst und Besorgnis lag auf seinem Gesicht.

„Nein, Papa, es ist völlig vorüber — gib mir einen Augenblick das Blatt.“

„Hier mein Kind.“ Nur zögernd reichte er ihr die Zeitung. Sie las Silbe für Silbe. Dann lachte sie hell auf und sagte leise vor sich hin: „Pfui Teufel, wie konnte ich auch nur einen Moment so etwas glauben. Niemals war dieser Mensch einer gemeinen Handlung fähig.“

Sie schämte sich.

„Wie wär's, Papa, wenn du dem armen Kerl das Geld anonym schicken würdest, es ist doch ein großer Verlust für ihn.“

Trenkwitz zwinkerte nur ganz unmerklich mit den Augen und tat, als ob er diese Worte überhört hätte. Er las schon wieder eifrig in seiner Zeitung.

## Viertes Kapitel

Bei miserabilem Wetter war man in Lugano eingetroffen. Hätte Trenkwitz nicht rechtzeitig die Zimmer

bestellt — es wäre kaum eine Möglichkeit gewesen, unterzukommen.

Das Palace-Hotel, wie die meisten anderen Hotels unmittelbar am See gelegen, war überfüllt. Eine internationale Gesellschaft, in der Engländer und Russen vorherrschten, hielt es besetzt. Auffallend stark war auch der deutsche Adel vertreten.

Der Kommerzienrat fühlte sich nicht behaglich. Was sollte er in der Umgebung. Er war von einem viel zu starken Selbstbewußtsein, um auch nur den leisesten Annäherungsversuch zu machen — obwohl er wußte, daß sein Name einen solchen Klang hatte, daß man ihn ohne weiteres willkommen geheißen hätte. Aber daran war ihm verdammt wenig gelegen. Er, der Großindustrielle, mied diese Kreise, hatte sie stets gemieden und den Gegensatz seinerseits immer scharf betont. Dennoch hielt er mit seinem Ärger zurück. Das Kind gefiel ihm gar nicht. In einem derartigen Zustande hatte er sie nie gesehen. Sein gesundes, starkes Mädel — und Nervenanfalle, wie reimte sich das zusammen? Und als sie nach ein paar Tagen zu klagen begann, daß ihr Lugano gar nicht bekomme, war er willens, möglichst bald die Koffer zu packen.

„Laß uns heimreisen,“ sagte er, „zu Hause ist es am besten. Die ganze Geschichte ist diesmal verpfuscht.“

Davon wollte sie aber nichts hören. Er müsse unbedingt seine Erholung haben. Unter keinen Umständen dürften sie zurück. — Und halb unentschlossen rückte sie damit heraus, ob man es nicht mit der Riviera versuchen sollte.

„Ich gehe mit dir an den Südpol, aber gesund mußt du mir werden.“

Sie sah den guten Papa gerührt an.

„Mir fehlt gar nichts — vielleicht habe ich mich in Berlin etwas überanstrengt. Es war ja die reine Hezjagd!“

Er blinzelte ein wenig mißtrauisch zu ihr hinüber. Da wandte sie sich ab, weil sie seine Gedanken zu erraten glaubte.

Sie betrat den Balkon und blickte auf den See, der in seiner smaragdnen Bläue klar und scheinbar durchsichtig bis auf den Grund vor ihr lag — sie blickte auf die schneebedeckten Berge, die in der Sonne glitzerten.

Tiefatmend sog sie die reine Luft ein und suchte all die Schönheit in sich aufzunehmen — und empfand noch deutlich, daß ihre Gedanken eine ganz andere Richtung nahmen.

Sie fühlte sich krank, aufgerieben, aus der Bahn geworfen. Und mit niemandem konnte sie reden. Sollte sie sich dem Papa anvertrauen? — Der würde vor Schrecken die Augen weit aufreißen und sich wortlos abwenden.

Auf gut Glück hatte sie ihm geschrieben. Adresse: Baron Ginsdorf, Berlin — und auf die Rückseite: Absenderin: Lucie Trenkwitz, Lugano, Palace-Hotel. — Für die Blumen hatte sie sich bedankt und ihn gebeten, etwas von sich hören zu lassen.

Aber der Brief war als unbestellbar wieder in ihre Hände zurückgelangt.

Nun blieb nur noch die eine Hoffnung, ihn in Monte Carlo zu treffen.

Er konnte sie nicht vergessen haben — es war unmöglich, daß dieses Erlebnis im Sande verlief; denn es hatte zu tiefe Spuren zurückgelassen.

Alles war eingetroffen, wie er es vorausgesagt hatte — ihr ganzer Mädchenstolz war zusammengebrochen, sie hatte nur ein Sehnen: die Arme weit zu öffnen und in Demut zu ihm zu sagen: „Komm, lieber Mann, und nimm mich. Das Spiel ist zu Ende. Du hast es gewonnen. Mach mit mir, was du willst, aber geh nicht von mir.“

Sie litt bis zu dem Grade, daß ihr der Anblick der Menschen peinlich war. Das Sprachgewirr reizte sie auf, so oft sie in die Hall trat.

Diese Hall hatte etwas Altmodisches. Durch ein mächtiges Blumenrondell mit großen Palmen in der Mitte gliederte sie sich gleichsam in zwei Teile. Bequeme, eingeseffene Fauteuils mit altfränkischen Stoffen überzogen, rot- und grünlederne Klubsessel luden zu behaglichem Verdauen ein. Dicht am Eingange stand ein langer schmaler Tisch mit Zeitungen aus aller Herren Ländern, und an den Seiten befanden sich eine Unmenge kleiner Pulte, mit Schreibmaterial versehen.

Hier hielt man sich in der Regel nach dem Frühstück auf — hier nahm man den Tee oder Nachmittagskaffee, naschte dazu das feine Schweizer Gebäck oder ließ sich Toast servieren, wenn man für Süßigkeiten nicht aufgelegt war.

Hier versammelten sich die Herren und Damen nach dem Diner in ihren eleganten Gesellschaftstoiletten, scharmierten und kokettierten, lachten und plauderten, während die alten Damen Karten und Domino spielten

der Patientinnen legten und die alten Herren bei der Zeitung gemächlich ihre Havannas rauchten. Und geschimpfte Musikflänge drangen aus einem Nebenraum herein, schmeichelten sich in die Ohren und würzten den Flirt.

Lucie hatte sich mit dem Papa in den ersten Tagen abseits von allen Menschen gehalten. Dies Treiben machte sie noch nervöser. Aber auf die Dauer vermochte man doch nicht auszuweichen — und so waren hier und da flüchtige Bekanntschaften angeknüpft worden, und plötzlich befand man sich zum Leidwesen des Kommerzienrats inmitten der feudalsten deutschen Gesellschaft im Zentrum des preußischen Hochadels.

Der Papa war ein scharfer Beobachter, und für jede neue Bekanntschaft hatte er sofort ein Spottwort.

Er machte sich über den kleinen alten General von Weichmann, der mit seinem massiven, vorgeschobenen Bauche sich äußerst wichtig vorkam und beständig Vorträge aus der Kriegsgeschichte hielt, weidlich lustig, behandelte die Generalin mit ausgesuchter Höflichkeit und verulkte die Tochter, die berufsmäßig Graphologie trieb und mit jeder Post einen Stoß Briefe erhielt.

Den Staatsanwalt Fleck, der wegen eines Familienunglücks beurlaubt war und beständig den Staat, die Kirche und die Familie unter Applaus des Generals von Weichmann rettete, zog er mächtig auf, während er eine achtungsvolle Beziehung zum Grafen Laugwitz, einem alten Korvettenkapitän, getreten war, der, nachdem er sich ein Leben lang auf allen Meeren herumgetrieben, viele Jahre als deutscher Militärbevollmächtigter in Rom gelebt hatte. Es war zu amüsan, wenn

Laugwitz seine majestätische Frau, die ein Maß von sechs Fuß hatte, zärtlich Herzblättchen titulierte.

In der Gesellschaft befand sich auch ein junger Fürst aus dem Hause Schaumburg-Lippe, der in Berlin bei der Garde stand, und ferner ein Prinz von Hohenzollern, ein blutjunges Bürschlein, in Begleitung seines Erziehers, eines Oberst Dörner, der eine ausgezeichnete Figur machte — Typus Moltke, hagere, schlanke Gestalt mit äußerst intelligenten, scharfen Gesichtszügen.

Sehr possierlich wirkten Herr und Frau von Lizing, die auf der Hochzeitsreise waren, immer verspätet zu allen Mahlzeiten kamen, immer übernächtigt ausfahen, beständig dunkle Ringe unter den Augen hatten und ihre Verliebtheit, wie die Generalin Weichmann meinte, denn doch auf eine etwas zu unappetitliche Art zur Schau trugen.

In Begleitung des jungen Paares befand sich eine franke, unverheiratete Schwester des Barons Lizing und deren Pflegerin, eine Frau von Osten, die mit ihren fünfunddreißig Jahren brillant ausfah und interessante, vom Leben gezeichnete Gesichtszüge hatte.

Dies waren die Menschen, mit denen man zunächst bekannt geworden war.

Vor der Ankunft des Medizinalrats Schuhmacher, eines beleibten, jovialen Herrn, der etwa in der Mitte der Sechzig stand und mit seinem gutmütigen Humor sehr zum Behagen der ganzen Gesellschaft beitragen sollte, waren Trenkwitz und der Staatsanwalt Fleck die einzigen Bürgerlichen in diesem Kreise.

Auf stürmische, naßkalte Tage war ein klarer, südlicher Himmel gefolgt, und Trenkwitz, der trotz seines

anfänglichen Widerstrebens mit der hochadeligen Sippe, wie er sie zuerst genannt, allmählich Fühlung gewonnen hatte, wäre nicht ungern noch eine Zeitlang geblieben.

Aber Lux drängte.

Man hatte sich geeinigt, noch drei bis vier Tage zuzugeben und dann geradeswegs nach Monaco zu fahren.

„Fühlst du dich inzwischen hier wohler, können wir ja immer noch bleiben — die Riviera läuft uns schließlich nicht davon,“ damit hatte Trenkwiß eines Nachmittags das ReisetHEMA geschlossen, und Lucie war in die Hall gegangen, um in einem illustrierten Journale zu lesen, während der Kommerzienrat noch etwas ruhen wollte.

Es war eine Stunde vor dem Diner, und in der hell erleuchteten Hall saßen nur wenige Menschen.

Sie war gerade im Begriff, in einem der großen Klubfessel unterzusinken, als Kellnow durch die Thür trat. Im ersten Augenblick glaubte sie an eine Erscheinung — unwillkürlich legte sie die Rechte an ihr Herz.

„Sind Sie es wirklich?“ fragte sie taumelnd, ihrer selbst kaum mächtig.

Und in ihrem Innern dachte sie, daß sie auf der Stelle zu Boden fallen würde, wenn ihr die Sinne ein Trugbild vorgegaukelt hätten. Er nahm ohne weiteres ihre Hand, die sie ihm wortlos überließ.

„Sie sind nicht an der Riviera — wer hätte sich das träumen lassen.“

Wie ein kalter Wasserstrahl trafen sie diese Worte. — Mit einer raschen Bewegung entzog sie ihm ihre Hand.

„Sie wußten also nicht, daß wir hier waren?“ Ihre dunklen Augen erhielten etwas Irres.

„Nicht die leiseste Ahnung hatte ich. Sie haben mir doch ausdrücklich erklärt, Sie gingen höchstwahrscheinlich nach Monaco!“

„Gewiß, gewiß! Ich bitte um Verzeihung für meine unmotivirte Frage. Nämlich, ich bin nicht ganz auf dem Posten,“ fügte sie zusammenhanglos hinzu.

„Darf ich ein wenig bei Ihnen bleiben?“

Sie nickte.

Er setzte sich in gemessener Entfernung ihr gegenüber. Sein ganzes Wesen war von Respekt getragen.

Er schien ihr völlig verändert.

„Ich bin,“ sagte er erklärend, „von einem Onkel telegraphisch hierher berufen worden. Vormittags hatte ich eine Besprechung mit ihm, nachmittags ist er nach Genua abgefahren; ein furioser Kauz übrigens!“

„Sie sind bereits einen ganzen Tag hier im Hotel?“

„Nein, gnädiges Fräulein,“ entgegnete er rasch, „der Onkel war im Hotel Walter abgestiegen. Sobald er abgereist war, habe ich das Quartier gewechselt. Es behagte mir dort nicht, obwohl ich nur zwei Tage hierzubleiben gedenke. Ich will mich mit dem Onkel in Paris treffen. Außerdem ist dies Lugano ein verdammt teures Pflaster!“

„Unzweifelhaft!“ erwiderte sie wie geistesabwesend.

„Und wie kamen Sie plötzlich auf Lugano?“

„Von plötzlich kann gar keine Rede sein. Es stand von vornherein auf unserem Programm!“

Ein wilder Trotz leuchtete aus ihren Augen.

„Hm, das ist aber sonderbar. Ich hätte nie geglaubt, daß Sie einer Lüge fähig sind!“

„Man irrt sich eben zuweilen!“



„Es bleibt aber doch sonderbar!“

„Apropos,“ unterbrach er sich, „was haben Sie zu dem tollen Diebstahl in der Philharmonie gesagt?“

Sie sah ihn groß an.

„Hat man den Banditen wenigstens gefaßt? Papa und ich bekamen einen gehörigen Schreck, als wir es in der Bahn lasen.“

„So, in der Bahn lasen Sie es? — Nein, man hat ihn nicht gefaßt. Bis jetzt wenigstens nicht! Obwohl die Kriminalpolizei unerhörte Anstrengungen macht. . . Denken Sie nur, man hat durch die Zeitungen alle, die das Künstlerzimmer an jenem denkwürdigen Abend betraten, aufgefordert, sich auf dem Polizeipräsidium zu melden — beziehungsweise sie ersucht, ihre Beobachtungen mitzuteilen. Komisch, nicht? Als ob irgend- ein Mensch daraufhin eingestellt gewesen wäre! Oder haben Sie vielleicht etwas bemerkt — haben Sie irgend- einen Verdacht gefaßt?“

Er fixierte sie scharf.

„Ich?! . . .“ sie lachte hysterisch auf.

„Ja,“ sagte er langsam, „Sie hatten einen Verdacht, einen ganz bestimmten Verdacht.“

Dabei maß er sie mit einem Blicke grenzenloser Verachtung.

„Das ist nicht wahr,“ schrie sie gequält auf.

„Es ist wahr! Warum belügen Sie mich schon wieder?“

Sie konnte seinen Blick nicht ertragen.

„Woher wissen Sie das?“ stammelte sie.

„Als Sie in der Bahn die Zeitung lasen, haben Sie sofort an mich gedacht — ja, oder nein?“

Sie blieb ihm die Antwort schuldig.

„Es ist auch kein Wunder,“ fuhr er unbeirrt fort, „gesprächsweise haben Sie mich ja bereits einen Verbrecher genannt. Es war also kein so großer Schritt, den Sie zu tun hatten!“

„Damals kannte ich Sie noch nicht!“

„Und als Sie mich für den Dieb hielten, da kannten Sie mich, wie . . .?“

„Nein, es ist nicht wahr — es ist nicht so gewesen. Ich habe den Gedanken im Augenblick weit von mir gewiesen, so wahr mir Gott helfe!“

„Also hatten Sie ihn einen Moment. Seien Sie bedankt, mein gnädiges Fräulein!“

Sie hielt beide Hände an ihre Schläfen, die wie Feuer brannten.

„Vielleicht bin ich sogar der Dieb,“ sagte er plötzlich.

„Welch eine Satansfreude müßten Sie dann wegen Ihrer feinen Spürnase haben. Auf wie lange würden Sie mich hinter Schloß und Riegel bringen?“

„Hören Sie auf!“ rief sie in heller Verzweiflung.

„Ich halte es nicht länger aus.“

„Wünschen Sie, daß ich mich entferne?“

Er machte Miene, aufzustehen.

Ihre Züge verdunkelten und verbitterten sich.

„Das ist überflüssig,“ sagte sie und erhob sich.

Er tat das nämliche und verbeugte sich.

Sie flog die Treppen hinauf.

„Papa,“ rief sie atemlos, „weißt du, wer soeben angekommen ist? — Baron Ginsdorf!“

„Da soll doch gleich der Teufel dreinfahren.“

Er schlug ingrinnig mit der Faust auf den Tisch.

„Morgen wird abgefahren — basta!“

„Nein, lieber Papa, jetzt reisen wir unter keinen Umständen eher fort, als bis der Baron das Hotel verlassen hat.“

Trenkwitz sah Lucie voller Zweifel an.

„Soll er sich etwa einbilden, daß wir vor ihm Reißaus nehmen? — Übrigens bist du in einem Irrtum befangen. Er hatte keine Ahnung, uns hier anzutreffen — glaubte uns in Monaco und war wie aus den Wolken gefallen, als er mich erblickte.“

„Und wie kommt er denn plötzlich hierher?“ fragte Trenkwitz verärgert.

„Durch einen Onkel, der ihn herziitierte!“

„Ist er mit einem von da unten versippt?“

„Nein, Papa!“

„Nun, mir soll er nicht in die Nähe kommen, das will ich ihm geraten haben.“

„Papa,“ sie faßte unvermittelt seine Hand, „du wirst sehr höflich mit ihm sein. Versprich es mir. Ganz abgesehen davon, daß er gegen mich von der größten Aufmerksamkeit gewesen ist, habe ich ihn —,“ sie stockte einen Moment, ehe sie leise und traurig fortfuhr, „so schmäblich gekränkt, daß wir ihm eine Genugtuung schulden.“

„Das sind mir böhmische Dörfer, kein Wort verstehe ich davon. Ich konstatiere nur, daß mir der Bursche gründlich die Laune verdorben hat.“

„Du sollst mir versprechen, mit ihm nett zu sein, sonst rühre ich keinen Bissen an.“

Der Kommerzienrat knurrte etwas von Mädchenlaunen und kehrte ihr widerwillig den Rücken.

Da mußte sie, daß er nachgegeben hatte.

Sie eilte auf ihr Zimmer, um Abendtoilette zu machen.  
Sie war wie verwandelt.

Unter aller Furcht brannte lichterloh die Freude.  
Er war mit ihr unter einem Dache, und mochte er  
ihr noch so zürnen, sie hatte tausend Möglichkeiten,  
ihn wieder umzustimmen.

Ihr Herz schlug ihm entgegen — ein gutes Wort —  
und sie gehörte ihm, mochte sich der Papa mit Händen  
und Füßen wehren.

Kellnow saß während des Diners mit zwei neuen  
Ankömmlingen, dem Kammerherrn von Seydlitz und  
dessen schlanker, sehr distinguiert aussehenden Tochter  
an einem Tisch.

Nicht weit von ihnen entfernt speiste Medizinalrat  
Schuhmacher allein für sich. Er war mit dem Abend-  
zug erst eingetroffen.

Als Lucie mit dem Kommerzienrat in den Saal trat,  
war das Diner bereits im Gange.

Der weiße Speisesaal erschien ihr wie verzaubert.  
Die Lampen brannten heller als sonst, die Musik  
spielte intensiver, die Menschen sahen festlicher aus,  
und ihr Lachen klang anders als früher, zarter und fröh-  
licher.

Und das alles hatte Ginsdorf zuwege gebracht.

Er war der Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft, ohne  
es selbst zu merken.

Aber sie fühlte es, fühlte, wie die Frauen nur für  
ihn sprachen, nur für ihn lachten, auch wenn sie ihm  
den Rücken zugekehrt hatten.

Sie glühte vor Eifersucht, als sie sah, wie eine junge  
Russin ihn ungeniert aufs Korn nahm und ihm ein-

ladende Blicke zuwarf. Aber am meisten beunruhigte sie das Fräulein von Seydlitz mit den blassen, rassistigen Zügen, den großen grauen Augen und der hochmütigen Haltung des Kopfes. Sie fand mit einem inneren Unbehagen, daß er mit diesen Leuten ein wenig rasch intim geworden war. Dabei mußte sie zu ihrem Leidwesen feststellen, daß das Fräulein von Seydlitz etwas Bestechendes hatte.

Nach dem Essen bildeten die deutschen Gäste der Gewohnheit gemäß eine Gruppe für sich.

Graf Laugwitz war ein alter Bekannter des Kammerherrn von Seydlitz und hatte diesen mit seiner Tochter den übrigen Herrschaften vorgestellt — Trenkwitz vermittelte die Bekanntschaft mit „Ginsdorf“, während Medizinalrat Schuhmacher durch den alten General Weichmann präsentiert wurde.

Medizinalrat Schuhmacher musterte „Ginsdorf“ mit einem auffallend scharfen Blick, den dieser sich nicht zu deuten wußte. Bevor er jedoch noch eine Frage zu stellen vermochte, benutzte General Weichmann einen Augenblick allgemeiner Ruhe, um die Aufmerksamkeit an sich zu reißen. Außerhalb jeden Zusammenhanges begann er plötzlich von einer allgemeinen Verrohung der Sitten zu sprechen. Den Maulhelden und Demagogen mußte endlich das Handwerk gelegt werden. Aber Deutschland frankte an einer lendenlahmen Regierung, die unfähig sei, die Autorität von Staat und Kirche zu wahren. Gewaltmaßregeln seien das letzte Mittel, um eine Katastrophe zu verhüten.

Kellnow fühlte sich durch die apodiktische Art, mit der der General diese Gemeinplätze von sich gab,

geradezu herausgefordert — er hatte auf einmal den Drang, sich dagegen aufzulehnen.

„Das Autoritative von Staat und Kirche kann ich nicht ohne weiteres zugeben, Excellenz,“ sagte er in einem etwas ironischen Tone.

„Hören Sie mal,“ replizierte der General, „das sind mir schöne politische Anschauungen!“

„Ich bin ein ganz harmloser Mensch,“ versetzte Kellnow sanft, „und von Politik verstehe ich nichts.“

Staatsanwalt Fleck fixierte ihn. „Wollen Sie eine Attaque gegen Thron und Altar reiten?“ fragte er spöttisch.

Eine leise aber deutliche Mahnung lag in seinen Worten.

„Der Herr Staatsanwalt dürfen außer Sorge sein; das sind für mich historische Begriffe, denen ich leidenschaftslos gegenüberstehe. Übrigens respektiere ich es durchaus,“ fügte er mit ein wenig boshafter Liebeshwürdigkeit hinzu, „daß Sie als guter Bürger und hoher Beamter die Tradition gewahrt wissen wollen.“

„Tradition — handelt es sich allein darum?“ warf General Weichmann dazwischen.

Der Staatsanwalt machte eine ausgreifende Bewegung mit beiden Armen.

„Einen Moment, Excellenz,“ bat er höflich, „ich bin sogleich zu Ende.“

Trenkwitz und Graf Laugwitz sahen sich belustigt an. Die Geschichte machte ihnen offenbar Spaß.

„Ich wollte mir nur eine Frage gestatten, Herr Baron — Baron — —“

„Ginsdorf,“ kam ihm Kellnow zu Hilfe.

„Also gut, Herr Baron von Ginsdorf, ich wollte fragen —“ seine Augen funkelten, und sein Ton hatte eine gewisse Schärfe, „die Ehrfurcht vor der Tradition, auf der sich unser ganzes Staatswesen gründet, werden Sie doch unmöglich als Phrase abtun wollen. Denn das mußte ich mit aller Energie zurückweisen.“

Die letzten Worte hatte er stoßweise hervorgebracht. Es klang fast so, als ob er die Absicht hätte, Kellnow zu provozieren.

Eine peinliche Stille trat ein.

Die Generalin und ihre Tochter sahen konstant zu Boden. Die Gräfin Laugwitz fuhr mit dem Taschentuch über beide Augen. Niemand wußte, weswegen sie eigentlich so gerührt war.

Lucie und Fräulein von Seydlitz blickten gespannt auf Kellnow.

Der verbeugte sich anmutig vor dem Staatsanwalt.

„Ehrfurcht ist etwas so Wunderschönes und zugleich so Seltenes,“ erwiderte er, „daß ich unbedingt davor Achtung habe, auch wenn ich sie nicht teile.“

Staatsanwalt Fleck riß die Augen weit auf. Der Mensch erschien ihm trotz — oder gerade wegen der artigen Form, in die er seine Worte kleidete, äußerst verdächtig.

„Keine Ausflüchte, Herr Baron. Für eine klare und präzise Antwort wäre ich Ihnen dankbarer.“

Einen Moment stutzte Kellnow.

„Darf ich mir eine Gegenfrage erlauben?“

Der Staatsanwalt nickte.

„Sind Sie ein Nachkomme des berühmten Schauspielers Fleck?“

Eine Pause des allgemeinen Entschens.

Aber Kellnow fuhr unbeirrt fort:

„Ich meine den sehr berühmten Schauspieler Fleck, der seinerzeit die Schillerschen Helden am Berliner Schauspielhaus freierte?“

Staatsanwalt Fleck hielt nur mühsam an sich.

„Ich ersuche Sie, mir gefälligst den Sinn dieser Frage näher zu erklären!“

„Mit Vergnügen: Sie haben in Ihrem Vortrag ein derartiges Temperament entwickelt, daß ich mir sofort sagte, Sie müßten direkt von dem großen Schauspieler abstammen, obgleich ich im Augenblick nicht weiß, ob er überhaupt in legitimer Ehe gelebt hat.“

Staatsanwalt Fleck brauste auf.

„Mit allem Nachdruck weise ich . . .“

„Pardon,“ unterbrach ihn Kellnow sehr höflich und sehr bestimmt, „Sie haben nichts zurückzuweisen. Je meinerseits suchte nach einer Erklärung, weshalb Sie diesen nicht gerade sehr amüsanten Austritt inszeniert haben. So kam ich auf Ihre Deszendenz und sagte mir, dieser Mann hat es im Blute, Vorstellungen zu geben. Also ist er entschuldigt.“

Der Staatsanwalt war vollkommen vertattert. Aber bevor ihm noch General Weichmann, der schon mit einem „Erlauben Sie mal, junger Freund,“ seine Rede begonnen hatte, sekundieren konnte, legte sich der junge Fürst Schaumburg-Lippe ins Mittel.

Er hatte Kellnow aufmerksam und sehr interessiert zugehört — seine Art hatte ihn gefesselt.

„Ich meine, die Herren sollte aus dieser Sache keine Staatsaffäre machen; ich bin überzeugt, Herr Baron,



daß es dem Herrn Staatsanwalt ferngelegen hat, Sie meistern zu wollen. Im übrigen gestehe ich ganz aufrichtig, daß ich mich ebenfalls durch Ihre Kritik verletzt fühlte.“

Nellnow blickte überrascht auf.

Und mit einer diskreten Verbeugung sagte er:

„Ich akzeptiere ohne weiteres den Frieden, den Durchsicht in so freundlicher Weise vermitteln, auch wenn ich mir bewußt bin, auf einem ganz anderen Boden zu stehen; — aber das interessiert keinen der Anwesenden“ — und zu Fleck gewandt: „Ich denke, Herr Staatsanwalt, wir können mit der Erklärung des Fürsten beiderseits den Zwischenfall als erledigt betrachten.“

Die allgemeine Spannung hatte sich gelöst — und als jetzt aus dem Speisesaal lustige Tanzweisen zu ihnen drangen, erklärt die junge Frau von Lizing, ebenfalls tanzen zu wollen, und das Fräulein von Seydlich stimmte ihr eifrig zu.

Es war plötzlich ein allgemeiner Aufbruch der Jugend, die von der politischen Unterhaltung genug hatte.

Nellnow wollte sich gerade an Lucie Trenkwitz wenden, als der Fürst Schaumburg-Lippe an ihn herantrat.

„Verzeihen Sie noch einen Augenblick. Ich wollte Ihnen nur dafür danken, Herr Baron, daß Sie meine Vermittlung vorher nicht abgelehnt haben. — Allerdings hat mich Ihre letzte Bemerkung sehr nachdenklich gestimmt. — Inwiefern — ich bitte das nicht als Indiskretion aufzufassen — stehen Sie auf einem anderen Boden? Ich würde die Frage nicht stellen, wenn Ihre Person mir nicht Achtung abnötigte.“

Diese Worte sagte er mit einer so zwingenden

Schlichtheit, daß Mellnow, leicht errötend, sich vor ihm verneigte.

„Durchlaucht sind sehr gütig, mir ein Wohlwollen entgegenzubringen, das sich nicht auf meine Leistungen, sondern auf einen flüchtigen persönlichen Eindruck gründet. — Ich fürchte indessen, Durchlaucht mit meinen unmaßgeblichen Privatansichten zu belasten und vielleicht sogar zu verletzen und deshalb — —“

Der Fürst schüttelte den Kopf.

„Sprechen Sie unbekümmert.“

Mellnow nickte.

„Ich bin kein unbedingter Anhänger des monarchischen Gedankens — und wenn ich vor dem Throne meine Reverenz machen soll, so muß mir der Träger der Krone, ich will nicht einmal sagen Bewunderung, aber doch mindestens tiefe Achtung einflößen. An ein Königtum von Gottes Gnaden vermag ich wirklich nicht zu glauben.“

Der Fürst sah ihn entsetzt an.

„Das klingt ja fast wie ein sozialdemokratischer Leitsatz.“

Mellnow lächelte mit unmerklicher Ironie.

„Dieser Ideengang, der nicht den geringsten Anspruch auf Ursprünglichkeit erhebt, ist den meisten Intellektuellen bis zu dem Grade geläufig, Durchlaucht, daß man ihn als platt bezeichnen darf.“

Der Fürst wollte etwas erwidern, aber er bezwang sich und sah Mellnow nur groß an, ehe er sagte:

„Das monarchische Prinzip ist also für Sie etwas Überwundenes; ich gehe demnach wohl kaum in der Annahme fehl, daß Sie auch die Altäre stürmen würden.“

„Über Religion, Durchlaucht, sollte man eigentlich grundsätzlich nicht sprechen,“ erwiderte er etwas befremdet. „Indessen, da wir bei dem Punkte angelangt sind, so sage ich: Jedes kirchliche Dogma im Sinne des Staatsanwalts Fleck lehne ich ab — es hat mit Religion verdammt wenig zu tun. Kirche und Staat sind aus Existenznot aufeinander angewiesen, — für den denkenden Menschen haben sie nur Interesse als historische Entwicklungen, mögen sie ihm an und für sich noch so unerquicklich erscheinen.“

Der Fürst, der angespannt zugehört hatte, verlor zuletzt seine Fassung, er hatte einen feuerroten Kopf bekommen, als er jetzt ganz leise entgegnete:

„Herr Baron, Sie flößen mir das tiefste Mitleid ein. So jung sind Sie, und alle Ehrfurcht ist für Sie etwas Abgetanes. Gebe Gott, daß Sie Ihren Glauben wiederfinden.“

Er verbeugte sich und trat auf den Oberst Dörner zu, der in respektvoller Entfernung auf ihn wartete.

Kellnow blickte ihm einen Augenblick verduht nach, dann glitt ein Lächeln über seine Züge.

Nein, dachte er, was ist das für ein guter, primitiver Mensch, und wie glücklich ist die Spezies, die für alles eine fix und fertige Formel hat, an die sie sich klammern kann.

Er hörte seinen Namen.

Neben ihm stand Lucie Trenkwiß.

„Ich möchte mit Ihnen tanzen,“ sagte sie, „und die anderen Damen haben den gleichen Wunsch.“

„Ich stehe zur Verfügung,“ antwortete er korrekt und reichte ihr den Arm.

„Herr von Ginsdorf,“ brachte sie mühsam hervor, „seien Sie mir, bitte, nicht länger böse.“

„Ich habe nicht das mindeste Recht dazu.“

Sie fuhr zusammen.

Er drehte sich ein paarmal mit ihr im Kreise herum und führte sie dann an ihren Platz, um gleich darauf Fräulein von Seydlitz aufzufordern.

Dem Fräulein Lucie Trenkwitz begann es vor den Augen zu flirren.

Was war denn geschehen? Weshalb peinigte er sie?

Sie schloß die Lippen fest aufeinander.

„Lieber beiß' ich mir die Zunge ab,“ sagte sie leise zu sich selbst, „ehe ich ihm noch ein gutes Wort gebe.“

Der junge Ehemann von Lizing forderte sie jetzt auf; sie folgte ihm bereitwillig — flog an Ginsdorf vorbei und hörte, wie dieser und seine Partnerin während des Tanzes miteinander flüsterten und leise lachten.

„Mir ist auf einmal ganz schwindelig geworden, — führen Sie mich, bitte, zu meinem Papa.“

Aber da am Eingang stand schon der Kommerzienrat in einer Gruppe mit dem Oberst Dörner, dem Grafen Laugwitz und dem Kammerherrn von Seydlitz.

„Bitte, lieber an meinen Platz, Herr von Lizing!“

„Darf ich Ihnen vielleicht ein Glas Wasser holen?“

„Danke schön — es ist bereits vorüber,“ antwortete sie, während sie tief Atem holte und sich niedersetzte. Der Papa winkte ihr gerade zu, und sie mühte sich, seinen Gruß unbefangen zu erwidern.

Ginsdorf tanzte noch immer mit dem Fräulein Angele von Seydlitz.

Schuhmacher beobachtete die Tanzenden, die gar

nicht aufhören wollten, zog die Stirn in Falten, fixierte Ginsdorf und horchte besorgt auf, sobald das Fräulein von Seydlitz zu husten begann. Ein paarmal preßte sie in einer ihm höchst verdächtigen Weise ihr Taschentuch an den Mund.

Er hielt nicht länger an sich.

„Herr Kammerherr,“ wandte er sich an Seydlitz, „ich würde Ihnen doch dringend raten, dem Fräulein Tochter das Tanzen zu verwehren, — es könnte höchst schädliche Folgen haben.“

Der Kammerherr lächelte skeptisch.

„Das spreche ich nicht so obenhin aus,“ fuhr Schuhmacher etwas gereizt fort, „ich behaupte es auf Grund meiner Beobachtungen.“

Das Gesicht des Kammerherrn nahm jetzt einen Ausdruck an, der Schuhmacher wehe tat.

„Um Gottes willen,“ sagte er bewegt, „ich wollte Sie gewiß nicht erschrecken! Prophylaxis — weiter nichts!“

Seydlitz machte eine abwehrende Handbewegung.

„Sie haben mich nicht erschreckt, Herr Medizinalrat. — Ihre Beobachtungen treffen ins Schwarze.“

Bei diesen Worten verfolgte er aufmerksam seine Tochter, deren Haut bleich und durchsichtig war und aus deren Stirn Feuchtigkeit drang.

„Und dennoch kann ich es ihr nicht verbieten, nämlich,“ setzte er leiser hinzu und mit einer solchen Trauer in der Stimme, daß Laugwitz, der Kommerzienrat und Schuhmacher tief betroffen waren, „es geht mit ihr zu Ende — und sie weiß es; sie tanzt in den Tod — soll ich ihr die letzte Freude vergällen? — Nein,

das tue ich nicht, mag sie fröhlich sein, mag sie tanzen — solange noch der Atem reicht, ich hindere sie nicht.“

„Herr Kammerherr, das ist doch gegen alle Vernunft,“ warf Schuhmacher ein; „ist sinnlos, verzeihen Sie den harten Ausdruck.“

„Lieber Medizinalrat, der Fall ist hoffnungslos, ganz hoffnungslos nach dem Ausspruch der Autoritäten; es handelt sich nur um die Frage, ob der Exitus in drei oder sechs Monaten eintritt. Und da soll ich dem Kinde mit Vernunft kommen — nein, mein Lieber, das verlange man von mir nicht.“

Er fuhr mit der Hand über seine Stirn. Seine Haltung schien ein wenig zusammengefallen, etwas Erschütterndes ging von ihm aus.

„Übrigens weiß Baron Ginsdorf Bescheid,“ sagte er und richtete sich wieder auf. „Ich habe ihn unterwegs aufgeklärt.“

„Kennen Sie den Baron Ginsdorf schon länger?“ fragte Schuhmacher, und es war zweifelhaft, ob er mit dieser Frage einen besonderen Sinn verknüpfen oder das Gespräch nur ablenken wollte.

„Nein, wir haben ihn auf der Bahn kennengelernt. Das ist ein sehr merkwürdiger und interessanter Mensch, mein Madel“ — ein schmerzhaftes, melancholisches Lächeln irrte dabei über seine Züge — „hat sich Hals über Kopf in ihn verliebt.“

„Ich traue ihm nicht über den Weg,“ knurrte Trenkewitz. „Ich habe die zweifelhafte Ehre seiner Bekanntschaft erst jüngst in Berlin gehabt — meiner Tochter ist er vergangenen Winter flüchtig in München vorgestellt worden.“

„Der irden Gottle ist ein distinguirter Geist, sehr beschlagen und voll von einer erschreckenden Originalität und einer Überlegenheit und Sicherheit des Auftretens, die für seiner Jugend verblüffend ist,“ antwortete der Kammerherr.

„Ginsdorf — was ist denn das für ein Adel?“ warf Graf Laugwitz flüchtig dazwischen.

„Dänischer Adel, Herr Graf. Ich habe ihn gefragt. Es gibt zwei Linien Ginsdorf in Dänemark: eine gräfliche — und eine freiherrliche. Seine Mutter war eine geborene Gräfin Ginsdorf, hat bürgerlich geheiratet, sich bald darauf scheiden lassen — und er ist von einem kinderlosen Verwandten, einem Baron Ginsdorf, adoptiert worden.“

„Hm — merkwürdig!“

Schuhmacher hatte es vor sich hingebrennt, ohne daß es von den Herren bemerkt worden war.

Der Tanz hatte aufgehört; der Kommerzienrat ging zu Lux, Seydlitz zu seiner Tochter, in die er mit unsagbarer Zärtlichkeit hineinsprach.

Sie schien endlich nachzugeben, hing sich an seinen Arm, und der Kammerherr entfernte sich mit ihr, nach allen Seiten zum Abschied grüßend.

Man war zu der übrigen Gesellschaft zurückgekehrt. Fräulein von Weichmann hatte sich von den Damen und Herren Schriftproben geben lassen und hielt graphologischen Vortrag.

Die Generalin und Frau von Osten legten Patience, das Lizingsche Ehepaar hatte sich auf einem Seitensofa niedergelassen und hielt die Hände zärtlich ineinander verschlungen. Fräulein von Lizing saß verstört auf ihrem Stuhl und redete beständig vor sich hin.

Niemand kümmerte sich um sie, man war diese Art des Benehmens an ihr gewöhnt. Sie hatte etwas Zigeunerhaftes und Seltsames in ihrem Aussehen und Gebaren. Und man wunderte sich allgemein darüber, daß sich die Vikings gerade auf die Hochzeitsreise die Schwägerin mitgenommen hatten. Übrigens wich ihre Begleiterin, Frau von Osten, fast niemals von ihrer Seite — und warf auch jetzt, während der Patience, ab und zu orientierende Blicke zu ihr hinüber.

„Sagen Sie, verehrter Herr,“ wandte sich Schuhmacher unvermittelt und mit halb unterdrückter Stimme an Ginesdorf, „hat Ihre Frau Mutter als junges Mädchen längere Zeit in München gelebt und später den bekannten Mediziner Professor Kellnow geheiratet?“

Der junge Mensch verlor einen Moment seine Fassung.

Er erhob sich von seinem Sitz, und Schuhmacher tat unwillkürlich das gleiche. Sie traten ein wenig abseits.

Kellnow hatte seine Selbstbeherrschung inzwischen wiedererlangt.

„Ich möchte meine Privatverhältnisse in diesem Kreise nicht gern erörtert sehen,“ meinte er erklärend; „darf ich wissen, auf Grund welcher Beziehungen Sie Ihre Frage an mich gestellt haben?“

„Ich war ein Freund Ihrer Frau Mutter und habe Sie sofort an der frappanten Ähnlichkeit mit ihr erkannt; durch meine Vermittlung kam es gewissermaßen zu der Verbindung zwischen ihr und Professor Kellnow. Die Geschichte gehört zu den seltsamsten Vorfällen, die mir im Leben begegnet sind. Ich stand mit Ihrem Vater, den ich als Wissenschaftler sehr hoch einschätze, damals in einem leidlich guten Verhältnis,



daß gerade durch diese Heirat in die Brüche ging. Kurz vor Ihrer Geburt schrieb mir Ihre arme Mutter das letztemal. Die ganze Affäre, an der ich unschuldigerweise schuldig bin, hat mir recht, recht viel Kopfzerbrechen gemacht, — daß ich auf so eigentümliche Art hier wieder daran erinnert werden würde, hätte ich mir allerdings nicht träumen lassen. Weshalb nennen Sie sich übrigens Baron Ginsdorf? Wollen Sie mir das zunächst erklären? Sie werden mir zugeben, daß ich ein leises Recht zu der Frage habe."

Der junge Mensch nickte.

"Ich räume Ihnen das ohne weiteres ein," entgegnete er sehr ernsthaft. „Also kurz und bündig: ich bin von einem Großonkel adoptiert worden, nachdem ich mich vor Jahr und Tag von dem Geheimrat Kellnow in aller Form losgesagt habe. Genügt Ihnen das — oder wünschen Sie Einzelheiten?"

"Danke," sagte Schuhmacher und reichte ihm schlicht die Hand; „nämlich," setzte er etwas schwerfällig hinzu, „Ihre Mutter war die wunderbarste Frau, die mir begegnet ist, das seltenste Geschöpf, bis vor ihrer Katastrophe die verkörperte Vitalität, hinreißend in ihrem Wagemut und einfach köstlich in allem, was sie tat — und sie tat bis an ihr Lebensende die merkwürdigsten Dinge."

"Herr Medizinalrat, ich werde Sie sehr bitten, mir von meiner Mutter zu erzählen. Ich brauche Ihre Aufschlüsse unbedingt," fügte er hinzu.

Der alte Herr nickte zustimmend.

"Nein, diese Ähnlichkeit! Ach, mein Herr Baron, was haben Sie für eine entzückende Mutter gehabt — von Ihrem Vater entdeckte ich nichts an Ihnen — es

müßte denn der energische Zug um den Mund und etwas in der Stirnbildung sein.“

„Gebe Gott, daß ich nichts von ihm habe,“ erwiderte Mellnow, und sein Gesicht wurde hart.

Schuhmacher sagte: „Er ist ein höchst seltsamer Mensch. Pathologisch bis in die Knochen — aber als Forscher steht er heute in der vordersten Reihe.“

„Er ist ein Arbeitstier, ein Effektiker — er nimmt vorhandene Komplexe auf — und knüpft an fremde Erkenntnisse an. Menschen, die, wie er, sich ganz spezialisieren können, weil ihnen der Blick für die Totalität fehlt, haben mitunter einen kleinen Einfall, der in der Regel sehr überwertet wird — und im Grunde genommen ihnen nicht einmal gehört. Ihr Fund ist eine notwendige Folge in der Entwicklungsreihe und könnte ebensogut von X oder Y gemacht werden, die in derselben Richtung arbeiten. Das sind Angelegenheiten des Hintern, mein verehrter Medizinalrat — die haben nichts mit Genie zu tun.“

Schuhmacher hatte verdukt zugehört.

„Sie haben eine merkwürdige Schärfe des Urteils! Sind Sie Naturwissenschaftler? Kennen Sie die Arbeiten Ihres Vaters?“

„Ich habe kein Fachurteil abgegeben. Ich habe nur die Persönlichkeit des Mannes umschrieben. Ich traue mir auf Grundlage meines Instinktes, oder wenn Sie lieber wollen: meines rhythmischen Gefühles unbedingt zu, einen Kärner von einem Könige zu unterscheiden. Es gibt eine bestimmte Art zu gehen — und den Kopf zu tragen! Und dann behaupte ich: Man kann vom Antlitz eines jeden Menschen lesen, wes Geistes Kind

er ist — Gott hat uns das Lügen sauer gemacht. Betrachten Sie nur etwas genauer die gemeinen Gesichtszüge meines Vaters!"

„Ich bewundere Ihre Objektivität.“

„Nichts Persönliches verbindet mich mit diesem Menschen.“

„Darf ich fragen, was für einen Beruf Sie haben?“

„Den der absoluten Trägheit, die beständig in Bewegung ist.“

Schuhmacher zuckte die Achseln.

„Das ist mir zu geistreich.“

„Ach, es ist nichts weniger als geistreich — ich bin wirklich nichts, tue rein gar nichts — und dennoch bin ich immer im Fluß. Mehr möchte ich über mich nicht sagen — aber das steht fest, ich bin auf eine ganz simple Formel zu bringen.“

„Hören Sie mal,“ sagte Schuhmacher und gab dem Gespräch eine andere Wendung, „den Staatsanwalt Fleck, der gewiß kein großes Kirchenlicht ist, haben Sie ein bißchen zu hart angefaßt. Der Mann hat Schweres durchgemacht. Frau und Kind sind ihm bei einem Brande ums Leben gekommen. Da man für seinen Geisteszustand fürchtete, hat man ihn beurlaubt.“

„Diese Befürchtung hat viel für sich. Hier haben Sie notabene ein Beispiel, das mich illustriert. Ich gerate in Bewegung, wenn es sich gar nicht lohnt. Denn der arme Teufel von einem Staatsanwalt lohnt sich letzten Grundes nicht. Man wird nur nachdenklich, wenn man dem Typus begegnet. Man sagt sich, von dieser Rückständigkeit des Denkens sind unsere Richter, Labbern ein Zeug zusammen, daß einem übel wird.“

„Man braucht ihnen ja nicht zuzuhören.“

„Gewiß nicht! Die Sache wird erst gefährlich, wenn man in ihre Klauen gerät!“

„Wieso?“

„Nun, so ein Bursche ist derartig primitiv, daß er einen unmöglich begreifen kann, sollte man jemals wegen irgendeines Vergehens unter Anklage kommen. In dem geistigen Lexikon eines solchen Menschen gibt es doch nur ein paar armselige Grundvokabeln. Ehe man sich's versieht, hat man die Etikette: Minderwertig.“

„Rechnen Sie mit dem Staatsanwalt?“

„Niemand ahnt, was ihm die Zukunft noch bescheren wird. Unsereins trägt alle Möglichkeiten in sich.“

„Wissen Sie, Herr Baron, daß Sie mich in diesem Moment zum erstenmal durch irgendeine Ideenassoziation an Ihren Vater erinnern?“

Es tat ihm sofort leid.

Kellnows Gesicht hatte sich bei seinen Worten verdüstert. Aber es klärte sich im Nu wieder auf.

„Mein Vater,“ sagte er scheinbar zusammenhanglos, „wäre nie imstande, ein großzügiges Verbrechen auszuführen; dazu ist er zu feige. Es reicht bei ihm nur zu kleinen Gemeinheiten.“

„Uff!“ machte der Medizinalrat und lachte laut auf.

„Übrigens — richtige Verbrechen gibt es ja kaum noch; die meisten werden — wie die Medizin so hübsch sagt — im Dämmerzustande ausgeführt. Das Blut steigt zum Herzen — das Hirn unnebelt sich — und die Hand tut, was der Intellekt nicht will, der im Augenblick nur zu schwach ist, um zu hemmen!“

„Ganz richtig,“ antwortete der Medizinalrat, „und

darum heißt es auch in unserer Terminologie: schwach-sinnig."

Kellnow kniff die Augen zusammen.

„Aber hinter dem ‚Schwach‘,“ sagte er, „steht oft ein Sinn, den der Sachverständige mit all seiner Klugheit nicht zu enträtseln vermag. Darum ist der Sachverständige auch in den meisten Fällen eine gemeine Eselsbrücke, auf die Richter und Staatsanwalt treten, sobald sie nicht weiterkönnen. Und wenn sie ein Duzend Sachverständige nebeneinander stellen, so können Sie zehn gegen eins wetten, daß immer einer das Gegenteil von dem anderen sagt.“

Schuhmacher zog aus der Rocktasche einen Apfel hervor.

„Hier,“ sagte er, „als Belohnung für Ihren hübschen Vortrag. Mein Schädel ist schon ein wenig zu verbraucht, um alles sofort zu kapieren — aber ich werde mir die Dinge durch den Kopf gehen lassen. — Notabene, das ist ein Gravensteiner, ein ganz vorzügliches Gewächs. So ein Apfel ist was Kerngesundes.“

Kellnow nahm den Apfel entgegen.

„Ich bin sehr stolz darauf — und heute nacht werde ich ihn mit Andacht verzehren.“

Das Fräulein von Lixing näherte sich ihm. Und in einem ordinären, groben Ton sagte sie:

„Hier — schreiben Sie auf dieses Blatt ein paar Worte! Wir wollen wissen, was mit Ihnen los ist!“

„Gern,“ erwiderte Kellnow und nahm Papier und Bleistift aus ihrer Hand. „Wollen Sie mir aber nicht zuvor sagen, mein gnädiges Fräulein, ob Sie aus Botokudien stammen?“

Frau von Osten eilte entsetzt herbei und warf ihm einen bittenden Blick zu.

Kellnow begriff. Er schrieb auf das Blatt: Feige Menschen sind erbärmlich.

Die junge Dame lachte höchst einfältig auf und übergab den Zettel Fräulein von Weichmann.

Lucie Trenkwiß stand dicht neben ihr und las die Worte. Ihre Backen wurden fleckig rot. Es war ihr, als ob sie ein paar schallende Ohrfeigen erhalten hätte.

„Nun?“ fragte Kellnow, „was deuten Sie aus meiner Schrift?“

Fräulein von Weichmann untersuchte aufmerksam und ernst jeden Strich.

Alle blickten erwartungsvoll auf sie.

„Wollen Sie die Wahrheit hören?“

„Unbedingt!“

„Nun denn — Ihr Charakter: kühn und verlogen!“

Sämtliche Herrschaften brachen a tempo in ein lautes Gelächter aus.

Kellnow aber sagte mit der größten Seelenruhe: „Dann haben Sie den Charakter Hegels entziffert. Denn dieses sind die Schriftzüge Hegels. Übrigens stimmt es vielleicht! Nur daß Schopenhauer das ‚kühn‘ weggelassen hätte.“

„Ja, was hat denn das zu bedeuten?“ fragte Graf Laugwiß höchlichst interessiert, während Fräulein von Weichmann ganz deprimiert ausfas.

„Nichts einfacher,“ entgegnete Kellnow. „Ich habe mich mit der Materie einige Wochen beschäftigt. Ich hatte damals einen wahnsinnigen Schnupfen, der mich an jeder geistigen Arbeit hinderte. In dieser Zeit habe ich

die Handschriften berühmter Männer studiert und mir ihre Schriftzüge zu eigen gemacht. Seitdem wende ich sie im täglichen Leben je nach Laune und Bedürfnis an. Heute Hegel, morgen Novalis und übermorgen Chopin. Aus Respekt lasse ich für gewöhnlich die ganz großen Genies beiseite!"

"Und Ihre eigene Handschrift?" rief der General von Weichmann.

"Zeige ich niemandem," antwortete Kellnow kurz.

"Sehr merkwürdig." Der Einwurf kam von Trenkwitz und hatte im Tone etwas Ironisches.

"Sehr simpel, Herr Kommerzienrat," entgegnete Kellnow. "Gestatten Sie etwa fremden Menschen Einblick in Ihre Geschäftsbücher? Nun, mit dem gleichen Rechte lehne ich es ab, jedem Beliebigen ein Wesentliches von mir zu offenbaren."

Er lächelte auf eine durchtriebene Art und fuhr fort:

"Denn darin hat das gnädige Fräulein von Weichmann unbedingt recht: die Handschrift ist etwas Wesentliches — und höchst Verräterisches. Wenn wir schon Komödie spielen, müssen wir bestrebt sein, sie nach Möglichkeit anständig zu spielen. Schlechte Schauspieler sind mir ebenso widerwärtig wie nutzlose Menschen. — Verzeihen Sie — ich bin auf einmal sehr müde geworden," brach er unvermittelt ab. „Wünsche den Herrschaften eine gute Nacht!"

Und ohne noch ein Wort hinzuzufügen, entfernte er sich.

"Na, hören Sie mal," krächzte der General von Weichmann, „das ist — um mich gelinde auszudrücken — ein ganz undisziplinierter Bursche."

„Ich finde ihn geradezu amüſant,“ erwiderte Laugwiß. „Und du, Herzblättchen, was meinst du?“ wandte er ſich an ſeine voluminöſe Frau.

Die Gräfin, die von Hauſe aus eine ſchüchterne Perſon war und ſich beſtändig genierte, weil ſie die meiſten Menſchen an Wuchs überragte, war über die unerwartete Frage etwas alteriert:

„Was ziehſt du mich hinein!“ ſagte ſie gekränkt. „Ich weiß nur, daß mir der Fürſt vor einer Stunde wirklich traurig erklärte, Baron Ginsdorf habe den lieben Gott in ſich totgeſchlagen. Nun — ſolche Leute halte ich mir vom Leibe.“

„Warum beſchäftigen wir uns eigentlich ſo viel mit dieſem Herrn?“ ließ Lißing ſich vernehmen.

„Weil eine mächtige Bewegung von ihm ausgeht, die uns den Atem benimmt, mein verehrter Herr von Lißing,“ entgegnete Schuhmacher. „Übrigens habe ich ſeine Mutter gekannt und kenne ſeinen Vater.“

„Erzählen — erzählen . . .“

Der Medizinalrat ſchüttelte den Kopf.

„Nein, meine Herrſchaften, ich möchte keine In-diskretionen begehen. Das iſt ein ſeltſames Kapitel. Ich ſage nur ſo viel: ich begreife manches, was Ihnen unverſtändlich iſt und unverſtändlich ſein muß. Aber nun denke ich: folgen wir ſeinem Beiſpiel — er hat doch das Klügſte getan, was man zu ſo ſpäter Stunde tun kann — nämlich ſein Bett aufgeſucht.“

Alles erhob ſich.

Als Lucie Trenkwiß dem Medizinalrat gute Nacht wünſchte, fragte ſie ihn, für die anderen nicht hörbar: „Könnte ich Sie morgen ein paar Minuten ſprechen?“



„Zu jeder Zeit, mein gnädiges Fräulein.“  
 Sie drückte ihm zum Danke leise die Hand.

Kellnow hatte in seinem Zimmer die Balkontür geöffnet, war ins Freie getreten und blickte in die klare, vom Monde durchglänzte Frühlingsnacht. Das Mondlicht lag auf Bäumen und Sträuchern des Parks, der terrassenförmig aufstieg. Es durchleuchtete den See, übersilberte die Berge und schuf einen geheimen, milden Zauber, in den es Kellnow einsponn. Er gab sich ihm ganz hin und vergaß für eine flüchtige Weile die Umwelt und was er in ihr erlebt hatte.

Da erblickte er auf einmal dicht unter seinem Balkon den Schatten eines Menschen, der erst auf und nieder wandelte, dann aber stehenblieb. Und zu seinem tiefen Erschrecken sah er einen Mann, der seine Züge trug.

„Wer ist da unten?“ schrie er in die Nacht hinaus, ohne eine Antwort zu erhalten.

Ich bin es selbst, dachte er bei sich und fixierte scharf sein Ebenbild.

„Sind Sie Kellnow — oder sind Sie Herr von Ginsdorf? Ihren Namen, wenn ich bitten darf!“

Kein Laut drang zu ihm herauf.

Er dachte: Wenn ganz verschiedene Seelen in eines Menschen Brust wohnen, warum sollte sich dann nicht auch die leibliche Form von einem loslösen und irgendwo in einem kaum merklich veränderten Abbild auftauchen?

Konnte man nicht mehrere körperliche Existenzen führen?

Weshalb nicht zu gleicher Zeit in Jokohama und in

München — auf Madagaskar und in Paris oder in Berlin oder in London sein?!

Unzweifelhaft wanderte man in verschiedenen Körpern zur nämlichen Stunde — in allen Teilen der Welt — und wußte es nur nicht.

Was wußte man überhaupt von sich?!

Wer war er denn in Wirklichkeit?

Aus welchem Anlaß hatte er sich Ginsdorf genannt und spielte den Baron?

Nicht einen einzigen vernünftigen Grund gab es dafür!

Wollen Sie nicht zu einer Flasche Wein heraufkommen? Es könnte amüſant werden. Ich würde Ihnen über Sie — und Sie würden mir über mich einige Aufschlüsse geben!

Sie wollen nicht?

Auch gut. So muß ich mich mit meinem Teil abfinden.

Es fröstelte ihn, und mit einer heftigen Bewegung trat er zurück und schlug drohnend die Balkontür zu.

Die Scheiben klirrten.

Wo war er hingegeraten, daß ihm seine Sinne einen solchen Spuk vorgaukeln konnten?

War es ein Spuk?

Wachte er?

War er wirklich in einem Zimmer des Palace-Hotel zu Lugano?

Vielleicht befand er sich überhaupt in einem hochgradigen Fieberzustand.

Und jetzt trat Schuhmacher an ihn heran und sagte: Gott sei Dank, die Krisis ist überwunden. Was für ein

wirres Zeug haben Sie zusammenphantasirt! Schöne Sorgen haben Sie uns gemacht!

Und dann besann er sich ganz langsam — und wie von einem Alp befreit, schwer aufatmend, immer noch verängstet, fragte er in leisem Ton: Ich habe also nur geträumt — habe nicht elftausendsechshundert Mark gestohlen? . . .

Und Schuhmacher lachte aus vollem Halse und antwortete: Wie kommen Sie denn zu dem Unsinn?

Da steht übrigens jemand, der Ihnen die Hand drücken möchte, der all die schweren Nächte bei Ihnen durchwacht hat.

Und Lucie Trenkwiß beugte sich über ihn. Sie beugte sich über ihn . . . Nicht küssen! bat er schüchtern, in einer Regung des Herzens, für die er keine Erklärung fand.

Und dann wandte er sich mit seinem Anabenlächeln wieder Schuhmacher zu: Eigentlich war es doch keine Komödie! Bin ich nicht in jeder Faser ein Ginsdorf — habe ich mit einem Menschen namens Kellnow, der Krebsuntersuchungen anstellt, irgend etwas gemein?

Kellnow blickte in den Spiegel und sah ein blasses, vergeistertes Gesicht.

Die Hände in den Taschen, stand er eine Weile bewegungslos mitten im Zimmer.

Dann entnahm er seinem Portemonnaie einen kleinen Schlüssel, öffnete die Schreibtischlade und holte aus ihr die gestohlenen Geldscheine.

Er breitete sie sämtlich auf dem Tische aus.

Wie widerwärtig die Dinger aussehen, dachte er. Wie gleichgültig mir das alles ist!

Und in derselben Sekunde schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, die Banknoten zu verbrennen.

Er entzündete ein Licht und hielt den nächstliegenden Hundertmarkschein in die Flamme, die ihn langsam verzehrte.

Teilnahmslos sah er zu.

Als das Papier verkohlt war, griff er nach einem der braunen Scheine.

Da vernahm er ein leises Pochen an seiner Thür und ließ erschreckt den Arm fallen.

„Wer ist da?“ fragte er mit unterdrückter Stimme, raffte mit einem schnellen Griff die Scheine zusammen und schob sie in einem zerknitterten Zustande rasch in die Lade.

„Ich bin es!“

„Sie?“

„Ja, ich!“

Er öffnete die Thür.

Vor ihm stand Lucie Trenkwiß.

„Ich sah Licht bei Ihnen — und da ich auch nicht schlafen konnte, bin ich zu Ihnen heraufgekommen . . . wollen Sie mir nicht wenigstens einen Stuhl anbieten?“

Sie zitterte.

„Bitte — bitte sehr!“

„Ich bin zu Ihnen gekommen — hören Sie?“

„Ja . . .“ sagte er.

„Ich ertrage es nicht länger, wie Sie mich behandeln.“

Er stand auf und küßte sie auf die Stirn. In einem schmerzhaften Gefühl küßte er sie.

Zu spät! dachte er — zu spät!

Und ganz kalt fügte er bei sich hinzu: Sie hat den Anschluß verpaßt.

Er selbst fand es sehr, sehr merkwürdig, daß sein Kausch verflogen war.

Ein plötzlicher Verdacht stieg in ihr auf.

„Was denken Sie jetzt?“

„Ich denke,“ erwiderte er, „daß Sie vollkommen recht hatten, sich gegen mich zu wehren. Ich bin ein miserabler Mensch.“

„Ich habe Sie lieb,“ gab sie zur Antwort und faltete die Hände.

„Tun Sie das nicht, mein Fräulein. Ich warne Sie!“

Sie blickte ihn voller Innigkeit an.

„Doch, ich warne Sie: ein Komödiant bin ich — und verlogen bis auf die Knochen.“

„Nein, das sind Sie nicht! Ich weiß es!“

„Und der gemeinsten Handlung fähig.“

„Niemals werde ich Ihnen das glauben — niemals!“

„Und wenn ich es Ihnen beweise?“

„Es gibt für mich keinen Beweis.“

„Und wenn ich dennoch ein Verbrecher wäre?“

„Ich liebe Sie!“

Er betrachtete sie eine lange Zeit.

Sie hielt seinen Blick aus.

„Das ist sinnlos — hat keinen Zweck! Wollen Sie sich elend machen?“

„Ich bin es ohne Sie! — oder lieben Sie mich nicht mehr?“ schrie sie auf und trat dabei dicht an ihn heran, — schrie es mit einem solchen Ausdruck der Verzweiflung, daß ihn ein tiefes Mitleid ergriff.

„Ja, ich liebe Sie — ganz gewiß liebe ich Sie —

nur anders — — anders als vorher. Ich will Ihr Elend nicht, will, daß Sie über mich im klaren sind."

"Ich brauche keine Klarheit."

"Doch, mein liebes, gnädiges Fräulein. Sie müssen das unbedingt erfahren: nämlich — ich bin ein Vagabund — ein Tier, das sich nicht an die Kette legen läßt — das nur in der Freiheit gedeihen kann. Wer sich mit mir einläßt, muß sich dessen bewußt sein, muß damit rechnen, daß ich jede Stunde aus dem Käfig springen kann."

"Haben Sie mir alles gesagt? — Gut — ich bin gewarnt! Ich rechne damit, daß Sie Schande über mich bringen werden. Ich weiß, Sie sind ein Verbrecher — ein Mensch ohne Gewissen! Was weiter?"

Ihre Augen blickten in verwegener Kühnheit, ihr Körper hatte eine stolze Haltung. Jeder Muskel in ihrem Gesicht war gespannt und drückte das Recht der Selbstbestimmung, ein freudiges Pochen auf die junge, erwachte Kraft aus.

Ein Mensch im Einklang!

Und hingerissen von dieser Stärke des Sichbekennens, blühte das alte Gefühl wieder in ihm auf.

"Komm," sagte er.

Wie ein folgsames Kind flüchtete sie in seine Arme. Und ohne jede zierhafte Scham, wie eine Frau, die sich erfüllen muß, gab sie sich ihm hin — wimmerte leise, lachte glücklich — und ihre Züge hatten dabei jenen keuschen, frommen Ausdruck, wie ihn Gott nur einem liebenden Weibe verliehen hat.

Mit dem Morgengrauen verließ sie ihn.

Sie trug den Kopf hoch — und ihr Herz schlug freudig.

## Fünftes Kapitel

Als Mellnow am anderen Morgen sehr verspätet zum Frühstück kam, traf er Herrn von Lizing mit der Lektüre einer Sportzeitung beschäftigt, aus der er sich eifrig Notizen machte.

„Interessieren Sie sich für Pferde, Herr von Ginsdorf?“

„Mäßig.“

„Ich bin gerade im Begriff, ein paar Wettaufträge telegraphisch nach Paris zu schicken; möchte am liebsten selber auf einen Rutsch nach Paris fahren. Neben meiner Frau — Pferde einzige Passion von mir!“

„Wann findet das Rennen statt?“ fragte Mellnow statt jeder Antwort.

„Morgen! Höchste Eisenbahn, die Aufträge zu erteilen!“

„Wie machen Sie das?“

„Sehr einfach — ich telegraphiere an eine Art von Rennbureau, mit dem ich in Verbindung stehe.“

„Ja, kommt denn Ihr Geld noch rechtzeitig hin?“ Lizing lachte.

„Für die Beträge habe ich Kredit.“

„Darf ich einmal um das Blatt ersuchen?“

„Bitte sehr!“

Mellnow warf einen flüchtigen Blick in die Sportzeitung.

„Ich hätte nicht übel Lust, ebenfalls zu wetten; können Sie mir dabei behilflich sein?“

„Mit Vergnügen, Herr von Ginsdorf. Haben Sie einen besonderen Tip?“

„Ja,“ antwortete Kellnow, „ich will auf Alfador wetten.“

„Ist das ein Bluff?“ fragte Lizing. „Wie kommen Sie auf Alfador?“

Kellnow lächelte.

„Haben Sie nie von Ahnungen gehört? Ahnungen spielen doch im Leben jedes Menschen eine große Rolle?“

„Ja, ja,“ sagte Lizing, „aber Alfador steht an sechster Stelle und wird erst zum zweiten Male losgelassen — ganz aussichtslose Geschichte. Man weiß von diesem Pferde so gut wie gar nichts.“

„Eben deshalb wette ich auf Alfador!“

Dabei zog Kellnow voll Selbstverspottung die Unterlippe herunter und blickte Lizing heiter an.

„Wie hoch wollen Sie denn setzen?“

„Zehntausend Mark!“

Lizing stieß einen Ruf der Überraschung aus.

„Sie machen sich einen Spaß mit mir, Herr Baron!“

„Würde ich mir niemals erlauben. Es ist mir vollkommen Ernst.“

Über Lizing's Gesicht ging eine große Bewegung.

„Unmöglich,“ stammelte er, „das ist doch unmöglich, oder haben Sie vielleicht,“ fragte er mißtrauisch, „besondere Depeschen aus Paris erhalten?“

„Von dem Rennen habe ich vor fünf Minuten noch nichts gewußt. Ist es Ihnen ein Geheimnis, daß jeder Mensch gewissermaßen eine telegraphische Station in sich hat?“

Lizing starrte ihn wie blödsinnig an.

„Telegraphische Station? . . . Keinen Schimmer!“



„Nun, so sage ich Ihnen, es gibt Innensignale — wer feine Ohren hat, vernimmt sie, auch wenn sie zuweilen kaum hörbar sind.“

„Lieber Herr Baron,“ sagte Lizing, und sein gutes, ehrliches Leutnantsgesicht hatte etwas Rührendes, „ziehen Sie mich jetzt nicht auf.“

Kellnow hielt an seinem feierlichen Ton fest.

„Wie käme ich dazu? Das sind übrigens uralte Geschichten. Erkundigen Sie sich bitte danach. Auf Grund solcher Signale sind die seltsamsten Entschlüsse gefaßt worden, deren Richtigkeit sich später erwies.“

Lizing hatte mit gespitzten Ohren zugehört, die im Zustande seiner Aufregung sich beständig hin und her bewegten.

„Und Sie glauben wirklich — ich meine, Sie haben so einen Ahnimus, daß der Askador das Rennen machen wird?“

Kellnow zuckte die Achseln.

„Ich werde mich schwer hüten, darauf einen Eid zu leisten, obwohl ich unter Umständen zu jedem Meineid entschlossen wäre!“

„Um Gottes willen, Herr Baron, sprechen Sie nicht so laut, wenn der Staatsanwalt Fleck zufällig in der Nähe wäre.“

„Was wäre dann?“ unterbrach ihn Kellnow. „Ich halte das ganze Vereidigungssystem für eine mittelalterliche Tortur. Glauben Sie, ich würde mich scheuen, ihm das ins Gesicht zu sagen?“

„Nein,“ erwiderte Lizing tief überzeugt, „Sie würden sich nicht scheuen! Aufrichtig gestanden, Herr Baron, haben Sie überhaupt vor irgend etwas eine

Scheu? Der Fürst von Schaumburg-Lippe, der sonst respektvoll über Sie spricht, behauptet, Sie leugnen Gott und das Jenseits, Sie lehnen den Staat und die Kirche ab."

Kellnow überhörte die letzten Sätze.

"Ob ich überhaupt vor etwas Scheu habe...? Mein verehrter Herr von Lizing, das ist eine Privatangelegenheit!... Wie machen wir es also mit dem Rennen?"

"Sie wollen im Ernst eine so hohe Summe setzen; ist es nicht trotz aller Signale ein wenig leichtsinnig — verzeihen Sie! — auch das ist natürlich Ihre Privatsache — und ich habe kein Recht, Ihnen Ratschläge zu erteilen!"

Kellnow nickte.

"Es ist mein fester Entschluß."

"Dann müssen Sie das Geld telegraphisch absenden, denn das Bureau nimmt so hohe Aufträge nur unter Deckung entgegen."

"Da Sie ohnehin telegraphieren, würden Sie die Freundlichkeit haben...?"

Kellnow zog aus der Tasche ein Bündel zerknitterter Banknoten hervor und zahlte zehntausend Mark hin.

"Darf ich bitten?"

Lizing nahm das Geld in Empfang und begab sich sofort zum Portier.

"Ich bitte Sie, den Auftrag selbst auszuführen, und zwar auf der Stelle. Verlangen Sie ein Rezepisse!"

"Ach, geben Sie mir das Telegramm noch einmal her," sagte er und kehrte wieder um. "Ich möchte noch etwas hinzufügen."

Im letzten Moment entschloß er sich, auf den Akador ebenfalls zweihundertfünfzig Mark zu setzen.

Als er zurückkehrte, war Kellnow verschwunden. Aber Graf Laugwitz, der Kommerzienrat, General Weichmann und Oberst Dörrer waren auf der Bildfläche erschienen.

Lizing brannte darauf, sein Geheimnis loszuwerden.

„Hören Sie, meine Herren, was mir soeben mit Baron Ginsdorf begegnet ist.“

Er erzählte vor Aufregung zitternd.

„Pfui Teufel,“ stieß Oberst Dörrer hervor, und in verbittertem Tone setzte er hinzu: „davon muß ein preußischer Oberst über ein Jahr leben. Und so einer wirft es zum Fenster hinaus.“

„Eine Spielernatur,“ sagte Trenkwitz.

Aber Graf Laugwitz meinte vorsichtig:

„Wer will sich ein Urteil anmaßen? Vielleicht ist der Baron ein so vermögender Mann, daß diese Summe für ihn gar nicht in Betracht kommt. Und wer weiß es denn, ob er nicht am Ende uns alle auslacht. Ich halte ihn für einen so ungewöhnlich gescheiterten Menschen — übrigens, da kommt ja unser Medizinalrat. Der wird uns die beste Auskunft geben können.“

Schuhmacher hörte aufmerksam zu. „Ich kenne die Vermögensverhältnisse des Baron Ginsdorf nicht. Ich weiß nur, daß sein Vater ein wohlhabender, wenn auch keineswegs reicher Mann ist. Übrigens steht er mit ihm in keinerlei Beziehung.“

„Na, das stimmt ja zum Bilde,“ mischte sich der General von Weichmann ins Gespräch. „Ich hätte mir das Herrchen als pietätvollen Sohn auch nicht gut

vorstellen können — Militär scheint er auch nicht gewesen zu sein."

„Pardon, Excellenz," erwiderte Schuhmacher, „man kann auch als Zivilist ein anständiger Mensch sein — und was das üble Verhältnis zwischen Vater und Sohn anlangt, so ist es mir zum mindesten zweifelhaft, ob der größere Teil der Schuld in diesem Falle nicht den Vater trifft."

„Mir kann das ja im Grunde Wurst sein, Herr Medizinalrat. Wollte Sie natürlich in Ihrer Zivilehre nicht kränken. Beileibe nicht, Zivil hat schließlich auch seine Berechtigung. Wollte damit nur sagen, daß der Mangel an innerer Disziplin nicht selten aus der Tatsache zu erklären ist, daß der Betreffende den Rock des Königs nicht getragen hat."

„Sie haben sich wohl nur versprochen, Excellenz? Sie meinen natürlich den Mangel an äußerer Disziplin!"

Der General wurde puterroth. „Innere und äußere Disziplinen sind für mich toute même chose. Sie müssen mich nicht für dumm kaufen, lieber Medizinalrat. Mit der kerkengeraden Haltung ist beim Militär verdammt wenig getan. Das ist die Anschauung, wie sie im Simplizissimus und ähnlichen dämlichen Witzblättern gang und gäbe ist."

Schuhmacher schmunzelte.

„Nichts für ungut, Excellenz! Ich habe einen ehrlichen Respekt vor dem Militär. Habe 70 den Feldzug mitgemacht, mir das Eiserne geholt und meinen Mann gestanden. Aber dagegen wehre ich mich, wenn man in dem Soldaten eine bevorzugte Menschenklasse erblicken will."

„Lut ja niemand, lieber Medizinalrat!“ beruhigte Graf Laugwitz, und etwas maliziös fügte er hinzu: „Erzellenz Weichmann weiß so gut wie wir, daß das Ständische das Sekundäre ist — erst der Mensch — dann der Stand!“

„Ich habe mich eigentlich nicht gegen die Person des Herrn von Ginsdorf wenden wollen, die ich viel zu wenig kenne, ich sage grundsätzlich, der edle Rennsport wird durch diese Art des Spiels, das ein Glücksspiel wie jedes andere ist, degradiert,“ schloß Oberst Dörrer die Debatte, die durch das Erscheinen der Frau von Lizing und Lucie Trenkwiß ohnehin unterbrochen wurde.

Lizing teilte den Damen sofort die große Neuigkeit mit, und zu seiner Frau gewandt, fügte er hinzu: „Ich habe notabene auch zweihundertfünfzig Mark auf den Affador gesetzt — es ist kein Risiko — im schlimmsten Falle sind zweieinhalb blaue Lappen futsch, aber wenn der Mensch einen Niecher gehabt hat, möchte man hinterher nicht der blamierte Europäer sein.“

Alle lachten über die merkwürdige Logik; die junge Frau von Lizing jedoch erwiderte: „Du weißt doch, Papa würde dich einen leichtsinnigen Hund nennen.“

Lucie hatte sich abgewandt, um die Bewegung auf ihrem Gesicht zu verbergen.

Der Kommerzienrat kehrte sich ihr zu.

Sie sah so übernächtlich aus, daß es ihm sofort auffiel.

„Ist dir nicht wohl, Lur?“ fragte er besorgt.

„Im Gegenteil, Papa. Unendlich wohl ist mir,“ antwortete sie weich und streichelte seine Hand.

Trenkwiß war beruhigt.

„Siehst du, daß ich diesen Menschen richtig beurteilt

habe — ein leichtsinniger Spieler — du hättest nur das Urtheil seiner Standesgenossen über ihn hören sollen!“

„Mir ist es total gleichgültig, was andere reden,“ entgegnete sie gereizt, „ich begreife dich überhaupt nicht, lieber Papa. Beständig heßt du mich gegen Herrn von Ginsdorf, ohne das mindeste gegen ihn vorbringen zu können. Er hat sich gegen uns wie ein Kavalier benommen — einfach ausgezeichnet!“

„Höre mal — das klingt ja wie ein Preislied!“

„Um so besser!“

„Du, Lux,“ er sah sie scharf an, „der Mensch erregt hier allgemein Verdacht, niemand traut ihm recht, merke dir das!“

„Diese Bemerkung ist ganz überflüssig, lieber Papa, ich weiß genau, was ich zu tun habe.“

„Will ich hoffen, liebes Kind.“

„Im übrigen stimmt es nicht. Es gibt hier Leute, die in Ginsdorf einen ganz sublimen Geist erkennen wollen, und das ist er ohne Frage. Hatte er nicht vollkommen recht, wenn er diesen Idioten von einem Staatsanwalt in seine Schranken zurückwies?!“

„Mein gnädiges Fräulein, störe ich, Sie hatten gestern den Wunsch, mich zu sprechen, ich stehe zur Verfügung.“ Mit dieser Frage trat Schuhmacher an sie heran.

„Ist mir sehr willkommen, Herr Medizinalrat,“ antwortete Trenkwitz, „sehr willkommen. Sehen Sie ihr den Kopf zurecht — das Fräulein ist im Begriffe, ihn zu verlieren.“

Sie runzelte die Stirn.

„Nicht böse werden, Lux! So ein Papa hat immer etwas Altmodisches. Auf Wiedersehen!“

Er küßte sie zärtlich auf die Wacke.

„Sie schlagen alle auf Herrn von Ginsdorf los,“ sagte sie gleichsam erklärend, „als ob er der niederträchtigste Lump unter Gottes Sonne wäre.“

Unter Schuhmachers durchdringendem Blicke wurde sie rot bis zu den Haarwurzeln.

Dann sagte sie freimütig und in tiefem Ernst: „Ich liebe ihn!“

Schuhmacher verbeugte sich respektvoll.

„Halten Sie ihn für einen bösen Menschen?“

„War das der Grund, weshalb Sie mich sprechen wollten?“

„Halb und halb. Ich hatte noch eine andere Frage an Sie — aber beantworten Sie mir erst diese!“

„Nun denn: Er ist sicher nicht aus gemeinem Holz geschnitzt, ein verwegenes Menschenkind mit außergewöhnlichen Anlagen; ach — hätten Sie nur seine Mutter gekannt, dann erst würden Sie ihn ganz begreifen.“

„Gerade seiner Mutter wegen habe ich Sie um eine kurze Unterredung ersucht, mein lieber Herr Medizinalrat. Ich dachte, was Sie den anderen verschweigen, würden Sie mir nicht vorenthalten.“

Schuhmacher nickte und legte beide Hände breit über seinen vorgeschobenen Bauch.

„Die Gräfin Ginsdorf,“ begann er, „war eine Bohemienne — das anmutigste Wesen auf Gottes Erde —, sie war dem Elternhause entlaufen und hielt eine Zeitlang München in Atem. Erst hat sie gemalt, dann gesungen, dann getanzt — getanzt, wie ich nie mehr einen Menschen habe tanzen sehen — ganz München war

davon hingerissen, und das will schon etwas sagen —, denn bei uns wird auf dem Gebiete nicht zu wenig verlangt; man versteht etwas davon. Bis zu ihrer Katastrophe war sie das lustigste, kühnste Menschenkind — manchen Leuten zu kühn," setzte er nachdenklich hinzu und hielt inne.

"Bitte, verschweigen Sie mir nichts."

"Nun denn: man behauptete von ihr, daß sie die Liebhaber wie die Hemden wechselte — bis sie den einen fand, an den sie ihr Herz hing — die anderen waren wohl nur Angelegenheiten des Blutes gewesen —, aber dieser eine wollte nichts von ihr wissen. Damit war der kleinen Gräfin Ginsdorf unbegreiflicherweise der Lebensfaden abgeschnitten — fertig war sie und wollte Schluß machen — um jeden Preis.

Und dann tauchte unter einer besonderen Konstellation just in diesem Momente Ginsdorfs Vater auf und heiratete sie, wider ihren Willen sozusagen, vom Fleck weg. Eine feine Bescherung: Blut und Wasser vertragen sich nicht. Kurz, nachdem der junge Herr zur Welt gekommen war, machte sie sich leise davon — auf eine müde und geräuschlose Art. — Die Geschichte hat trotzdem viel Staub aufgewirbelt. Ihr lag nichts an Versorgtsein und Wohlleben. Du lieber Gott, sie war wie ein entzückendes Kind und dennoch verwegen bis zum äußersten. Man erzählte sich damals von ihr, daß sie während eines ganzen Sommers ohne jede Gesellschaft in einem Dorf bei München gelebt, die Nächte im Freien geschlafen und sich nur von Früchten genährt habe. Zu der Zeit hat sie ein ausgezeichnetes Buch geschrieben. Alle Welt glaubte damals, nun hätte sie ihr Glück ge-



macht — ihren Beruf endgültig gefunden. Schmarren! Kurz darauf eröffnete sie eine Milchhalle im Englischen Garten, machte selbstverständlich Pleite und fing von neuem zu vagabundieren an. Sie hatte das Talent, mit ein paar Pfennigen auszukommen, ging wohl auch, ohne einen Groschen im Portemonnaie, nachmittags ins Café Stephanie und wandte sich ungeniert an den ersten besten Bekannten: Ach, spendieren Sie mir eine Tasse Kaffee und einen Kognak — bitte. — Der machte sich eine Ehre daraus — und sie war seelenvergnügt und freute sich wie ein Schneekönig. So war seine Mutter, die kleine Gräfin Ginsdorf."

Lux-Trenkwiß hatte mit schimmernden Augengelauscht.  
 „Sie hätte gar nicht anders sein können," sagte sie nach einer langen Pause, und das Herz schlug ihr bis zum Halse.

„Und der Vater?"

„Von dem lassen Sie mich nicht reden — denn ich weiß nicht, ob es Ginsdorf genehm wäre — er lebt noch — aber die beiden haben sich auseinandergelebt, wenn man es so ausdrücken darf. So viel will ich Ihnen sagen: er gilt als eine Leuchte der Wissenschaft. Und nun möchte ich Ihnen einen Rat erteilen, mein gnädiges kleines Fräulein: im allgemeinen tut man gut — tut eine Frau gut, solchen Männern, die eine gefährliche Ingredienz im Blute haben, fernzubleiben. Meine Ansicht gründet sich zwar nur auf einen allgemeinen Soupçon," schloß er in einem halb scherzenden Tone, „denn trotz aller Fortschritte der Chemie haben wir den gefährlichen Bazillus bisher bei der Untersuchung des Blutes noch nicht auffinden können."

Sie reichte ihm die Hand.

„Haben Sie aufrichtigen Dank, Herr Medizinalrat Schuhmacher. Freilich — Ihr Rat kommt ein wenig zu spät!“

Bei diesen Worten funkelten ihre Augen vor Glück und Liebe.

Er drohte ihr mit dem Finger und sagte ganz ernsthaft:

„Auf der Hut sein, kleines Fräulein, sonst brennen Sie bald lichterloh. Animam meam salvavi — zu deutsch: ich habe Sie gewarnt. Drehen Sie sich einmal um, da kommt unser Held, ich lasse Sie jetzt allein, obwohl der Staatsanwalt daraufhin die Anklage wegen Kuppelei erheben könnte.“

Als er sich ein paar Schritte entfernt hatte — blieb er auf einmal stehen.

Donnerwetter! dachte er, die Situation sieht verzweifelt jener vor siebenundzwanzig Jahren ähnlich, wo ich die Ginsdorf und Kellnow zusammenbrachte.

Er hatte einen schlechten Geschmack auf der Zunge.

„Ist es wahr, daß Sie zehntausend Mark auf ein Pferd gesetzt haben?“

„Sie?“

„Daß du —“ verbesserte sie errötend.

„Es ist wahr.“

Eine Weile sprach keines von ihnen ein Wort.

Dann fuhr er fort und strich sich leicht mit der Hand über seine weiße, gewölbte Stirn:

„Dieses Geld erregte mir geradezu Übelkeit.“

Sie blickte ihn entsetzt an —

Er wich ihrem Blicke nicht aus und sagte mit einem zarten, verstellenen Lächeln:

„Erraten — ich bin der Dieb.“

Sie lief auf und davon.

Mit verschränkten Armen sah er ihr nach — und holte tief Atem.

Gott sei Dank, daß es jemand weiß — und nun wollen wir abwarten, wie das Spiel zu Ende geht — es war amüſant und lohnend.

Er verließ das Hotel und ging die alten Luganer Häuser entlang, die schon einen ganz italienischen Charakter haben, sah interessiert in die Gewölbe hinein und betrachtete die Menschen, deren südlicher Typ, deren schöne Bewegungen und Gesten seinem Auge wohlthaten, deren lateinische Sprache wie Musik in seinen Ohren klang. Dann nahm er den Rückweg über das Ufer des Sees, der in strahlendem Blau vor ihm lag.

Wie wunderschön ist das alles und wie beweiskräftig für das Dasein Gottes.

Er lächelte.

Als er in sein Zimmer trat, fand er auf dem Schreibtisch einen Brief.

Er öffnete ihn und las die Worte: Ich liebe dich!

## Sechstes Kapitel

Es war am nächsten Tage kurz nach  $\frac{1}{4}9$  — das Diner war gerade beendet, als ein Boy Herrn von Lizing eine Depesche überreichte.

Lizing riß sie auf — und jeder Blutstropfen wich aus seinem Gesichte.

Die junge Frau von Lizing schrie erschreckt auf.

„Um Gottes willen, was hast du?“

Er wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihm. Frau von Lizing suchte ihm das Telegramm zu entreißen. An den übrigen Tischen war man aufmerksam geworden.

Aber Lizing faßte sich und, während er sich gleichzeitig den Schweiß von der Stirn wischte, stieß er in einem merkwürdigen, infolge der ungeheuren Aufregung heiseren Ton heraus:

„Der Alkador hat das Rennen gemacht!“

Dann lief er auf Mellnow zu, der, eine Zigarette rauchend, neben Lucie stand, ergriff dessen Hand, die er heftig schüttelte und gar nicht loslassen wollte:

„Der Alkador als Erster am Ziel! — Ich gratuliere, Sie bekommen zweihundertvierzigtausend Mark herausgezahlt!“

Mellnows Gesicht war einen Moment starr. Dann verzerrte es sich, ehe er in ein kurzes, unartikuliertes Lachen ausbrach, das jedoch nur wenige Sekunden währte.

Von allen Seiten hatte man sich erhoben. Die Herren und Damen eilten auf ihn zu, um ihn zu beglückwünschen. Selbst die Engländer waren aus ihrer Reserve herausgetreten — die Italiener erzählten es einander und begleiteten ihre in rasendem Tempo gehaltene Mitteilung mit leidenschaftlichen Gesten, die Franzosen und Russen schrien durcheinander, und das franke Fräulein von Lizing machte plötzlich wie eine Indianerin Luftsprünge, ohne daß es irgendeinen Menschen aufgefallen wäre. Sämtlicher Hotelgäste hatte sich eine namenlose Erregung bemächtigt.

Der Fürst Schaumburg-Lippe verlor nicht einen Augenblick seine Haltung. Er betrachtete sehr aufmerksam Kellnow, der vollkommen seine Fassung wiedergewonnen hatte und nur mit Mühe der Gratulanten sich erwehren konnte.

„Geht das nun mit rechten Dingen zu?“ fragte der Fürst den Grafen Laugwitz.

Der lächelte.

„Daß ein Outsider das Rennen macht, ist doch schon öfter als einmal vorgekommen, Durchlaucht — ebenso wie alljährlich von einem Glückspilz das große Los gezogen wird. Ich kann in der Affäre nichts so Ungewöhnliches erblicken. — Übrigens sagte ich gestern bereits, als sich verschiedene Herren über den Wagemut des Barons mokierten: Warten Sie ab, meine Herrschaften, wer zuletzt lacht, lacht am besten. Ich hatte es wohl dunkel im Gefühle.“

„Haben Sie nicht einen Augenblick daran gedacht, mitzusehen?“

„Nein, Durchlaucht — so alt ich geworden bin, ich habe niemals und in keiner Form gespielt. Darin soll nicht die geringste Kritik liegen — es geht einfach gegen meine Natur!“

„Und wieso ist die Quote so hoch?“ forschte der Fürst weiter.

„Weil offenbar niemand auf dieses Pferd gesetzt hat.“

„Seltsam — höchst seltsam! Der Mensch macht übrigens eine ausgezeichnete Figur — dieses unerhörte Glück scheint gar keinen Eindruck auf ihn zu machen.“

„Vielleicht oder höchstwahrscheinlich spielt, ich deutete

das bereits gestern an, eine Viertelmillion mehr oder weniger keine Rolle bei ihm."

Der Fürst nickte zustimmend.

Kellnow hatte Sekt auffahren lassen und machte auf die liebenswürdigste Weise den Wirt.

Er trat an den Staatsanwalt Fleck und stieß mit ihm an.

Der Staatsanwalt schien einen Augenblick zu überlegen, ob er sich traktieren lassen sollte. Dann griff er mit unsicherer Hand nach dem Glase.

"Gott erhalte Ihnen Ihr Glück, Herr Baron," sagte er schwer seufzend.

"Das ist ja ein Teufelskerl!" apostrophierte der General Weichmann den Kammerherrn von Seydlitz. "Ich freue mich, wenn ein junger Mensch Glück hat."

"Ich finde es vor allem wunderschön," erwiderte der Kammerherr, "daß er nicht aus der Kontenance gekommen ist."

"Wie ist übrigens das Befinden des Fräulein Tochter?"

"Es geht dem Ende entgegen. Vor zwei Stunden hat ihr Schuhmacher eine Morphiumeinsprizung gemacht. Sie schläft. Gott gebe ihr ein leichtes und fröhliches Sterben!"

In dem nämlichen Augenblick schallte ein allgemeines Gelächter durch den Saal.

Zwischen Herrn und Frau von Lising hatte es eine kleine, niedliche Auseinandersetzung gegeben.

"Wieviel hast du eigentlich gewonnen?" hatte sie gefragt, und auf die prompte Antwort: „Fünfstausend-  
fünfhundert Mark!“ hatte sie die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und entgegnet: „Bist du

nicht ein großes Schaf, mein kleiner, armer Hans. An so einer Gelegenheit vorbeizugehen! Was sagt immer der Papa von dir? Das Pulver hast du nicht erfunden!" Und ohne sich im mindesten zu genieren, küßte sie ihn vor aller Welt stürmisch auf den Mund.

In dieser Stunde gab es im Hotel Palace keinen glücklicheren Menschen als Lucie Trenkwick.

Gott ist mit ihm — jubelte es in ihr, und sie sah ihn mit soviel Zärtlichkeit und Hingebung an, ein so überströmendes Gefühl leuchtete aus ihren schönen Augen, daß ihm warm ums Herz wurde — alle Triebe zu ihr blühten noch einmal auf und erfüllten seine Sinne, und es war ihnen beiden, als ob aus tausend Kelchen der Duft zu ihnen drang und sie in Rausch und Taumel versetzte.

„Wer kommt heute nacht zu mir?“ fragte er.

„Wer öffnet mir die Thür?“ antwortete sie.

Und er: „Wer wird mich küssen?“

Und sie: „Wer wird mich in die Arme schließen?“

„Wer ist mein geliebtes Mädchen?“

„Wer ist mein geliebter Mann?“

Ach, sie hätten noch ungezählte leise Fragen gehabt, wenn nicht so viele unberufene Ohren in der Nähe gewesen wären, und wenn nicht der Kommerzienrat sehr beunruhigt zu ihnen herübergeblückt hätte.

„Gehen wir zu deinem Papa,“ sagte er, „ich habe einen Auftrag für ihn.“

Sie sah ihn verwundert an, stellte aber keine Frage — ein grenzenloses Vertrauen hatte sie zu ihm.

„Herr Kommerzienrat, darf ich eine Bitte an Sie richten?“

„Worin besteht die?“

„Sie kennen den Dirigenten der Philharmonischen Konzerte persönlich?“

„Ich habe den Vorzug.“

„Sie haben in der Zeitung gelesen, daß er während des letzten Konzertes auf eine schmähsliche Weise bestohlen wurde?“

„Allerdings!“

„Schön! Meine Bitte geht dahin, daß Sie, ohne meinen Namen zu nennen, ihm zwanzigtausend Mark schicken, die ich Ihnen übergeben werde — nein, lassen Sie mich ausreden, Herr Kommerzienrat. Ich betrachte die Summe, die mir durch einen Zufall heute in den Schoß gefallen ist, als ein so unverdientes Glück, daß ich irgend-einem Menschen eine große Freude bereiten möchte.“

„Sie sind wirklich einer der sonderbarsten Menschen, die mir begegnet sind. Was geht Sie, verzeihen Sie diese Zwischenbemerkung, die ganze Affäre an? Im übrigen machte die Summe — irre ich nicht — kaum elftausend Mark aus!“

„Elftausendsechshundert, Herr Kommerzienrat, ich weiß es ganz genau,“ er blinzelte von der Seite Lucie an, unter deren Füßen der Boden brannte.

„Nun gut, elftausendsechshundert sind noch keine zwanzigtausend Mark.“

„Wichtig, Herr Kommerzienrat, aber der Mann muß für seine ausgestandenen Ängste belohnt werden — sonst macht mir die Sache keinen Spaß!“

„Und weshalb wollen Sie das Geld nicht direkt an ihn senden; offengestanden, Herr Baron, ich stecke mich nicht gern in fremde Angelegenheiten.“

„Es war nur eine Bitte, Herr Kommerzienrat, Ihr



Fräulein Tochter sagte mir, Sie seien mit dem Manne bekannt. Für mich hatte es einen besonderen Reiz, im Geheimnis zu bleiben."

"Papa, ich bitte dich inständig, tu's!"

"Wenn ich Ihnen eine Gefälligkeit damit erweise — meinethalben. Solcher Fürsprache gegenüber bin ich wehrlos."

"Sehr verbunden, Herr Kommerzienrat!"

Graf Laugwitz kam auf sie zu und forderte Trentwitz zu einer Partie Whist auf.

Als die beiden wieder allein waren, trat Lucie dicht an Mellnow heran und sagte leise:

"Liebster Mensch auf Gottes Erde, darf ich eine Frage an dich richten: Weshalb hast du das Geld auf den ‚Alfador‘ geschickt, anstatt es ihm zurückzuschicken?"

Voller Angst und Spannung sah sie ihn dabei an.

Er antwortete ganz langsam:

"Weil ich eine Handlung weder zurückzuziehen, noch zu bereuen vermag. Das gestohlene Geld hatte er ein für allemal verloren. Es war sein Glück, daß der ‚Alfador‘ das Rennen gemacht hat. Nie hätte ich es mir träumen lassen. Und nun höre zu fragen auf, denn es ist ein feiner Punkt, an den man nicht rühren soll."

Sie nickte demütig.

## Siebentes Kapitel

Am einem der folgenden Tage wurde Mellnow in das Sterbezimmer der Baronesse Seydlitz gerufen.

Sie lag wie eine weiße Lilie in ihren Kissen, unendliche Sehnsucht in den weitgeöffneten Augen, die armen, zarten Händchen ganz abgemagert — über den schneeigen Hals fiel wie eine schwere Welle das aschblonde Haar.

Das Bett war dicht an den Balkon gerückt, und die Frühlingssonne von Lugano wärmte noch einmal ein müdes Menschenkind — noch einmal trank ein fast schon gebrochenes Auge die Schönheit des von den Sonnenstrahlen durchleuchteten Bergsees, und noch einmal öffnete sich dies junge Herz weit dem Leben entgegen.

„Mich lieb streicheln,“ sagte sie leise zu Kellnow, und etwas Glückhaftes huschte über das vom Tode gezeichnete Antlitz.

Seine Hand glitt über ihr Gesicht, über ihren Hals, über ihre knospenhafte Brust, der kein Aufblühen beschieden war.

Sie schloß die Augen und lächelte beseligt.

„Ach, Papa,“ sagte sie, „laß mich eine Minute mit ihm allein.“

Das Sprechen wurde ihr schwer.

Der Kammerherr, der während der ganzen Zeit aus dem Fenster geblickt hatte, verließ auf den Fußspitzen das Zimmer.

„Mich küssen,“ bat sie und öffnete weit die Arme.

Er beugte sich über sie und küßte so zart und innig ihr Haar, ihre Stirn, ihre Augen und ihren Mund, den Hals und die Brust, daß ein Entzücken den siechen Leib durchwogte.

Und nun blickte sie ihn mit einem überirdischen Ausdruck an, den er begriff.

Ganz nahe kam er ihr.

Sie spitzte auf eine schelmisch-verschämte, jungmütterliche Art den Mund.

„Siehst du, ich hätte dich nicht losgelassen — fest hätte ich dich gehalten, so — so — so!“

Und mit einer letzten Kraft zog sie ihn an sich, wärmte sie sich an ihm, bis die Armchen ihr müde herabfielen.

„Nicht gehen!“ rief sie mit der kläglichen Stimme eines verängstigten Kindes.

Dann wurden ihr die Augen schwer, und ein gepreßtes Stöhnen, ein wehes Wimmern entrang sich ihr unbewußt, während ihre Züge in tiefen Frieden getaucht schienen.

Vorsichtig erhob er sich und deckte sie sorgfältig zu.

Ihr Atmen hatte etwas Berröchelndes aber nichts Schmerzhafes lag auf ihrem Gesicht, dessen edler, reiner Masse die Krankheit nichts anzutun vermocht hatte. Und nun hob sie mit einer gewaltsamen Anstrengung noch einmal den Kopf aus den Rissen, und ihre Augen suchten Kellnow, flammten noch eine flüchtige Sekunde auf, ehe sie ohne jeden Todeskampf verlöschten.

Kellnow und der Kammerherr rührten sich nicht.

Lautlos blickten sie auf die Tote, die wunderschön dalag und, vom Golde der Sonne überflutet, zu lächeln schien.

Der Kammerherr hatte die Hände gefaltet — er war bei Gott —, aber Kellnow war bei der Toten und war im Leben und mitten im Geheimnis war er.

Ein Schauer überlief ihn.

Alles Dasein lag in der Vereinigung zweier Körper

— nie hatte er es so stark empfunden als in dem Augenblick, wo dies verblühene Wesen, das nun ein Schatten, ein Nichts war, seine letzte Kraft auf ihn ausströmte und versterbend noch einmal das Leben umschlingen wollte.

Und darum war er immer auf der Suche.

Darum verachtete er das Handwerk, weil er in die Welt gestellt war, um nach dem letzten Sinn des Daseins zu greifen.

Er zuckte zusammen, als Seydlitz ihm jetzt die Hand reichte und ihn seinen Träumen entrückte.

„Ich danke Ihnen, Herr Baron Ginsdorf, Gott segne Sie um meines Kindes willen, mit dem ich heute noch die Heimreise antrete.“

Es waren die letzten Worte, die sie miteinander wechselten.

Noch in derselben Nacht reiste der Kammerherr mit seiner Toien nach Deutschland.

## Achtes Kapitel

Der Schatten des Todes hatte seinen eisigen Hauch für wenige Stunden über das ganze Hotel gebreitet, dann aber brach die Lebensenergie wieder durch, und alle waren eigentlich heilsfroh, daß Herr von Seydlitz so rasch abgereist war und sie nicht zu Zeugen seines Schmerzes gemacht hatte.

Die Menschen lieben das Leben . . .

Nur die Nührung der Gräfin Laugwitz hielt länger an. Sie besuchte mit dem Staatsanwalt Fleck den

Gottesdienst, ließ für die Tote eine Messe lesen und kam zwei Tage nicht zu den Mahlzeiten.

Die Generalin von Weichmann machte ihr mit ihrer Tochter und den übrigen Damen, Frau von Lizing und Frau von Osten, Visite. Es war eigentlich ein Kondolenzbesuch. Denn die Gräfin weinte ununterbrochen in ihr Spitzentüchelchen, und die anderen Damen, die sie zu trösten versuchten, weinten schließlich mit.

Das Fräulein Trenkwiß hatte sich den Besucherinnen nicht angeschlossen.

„Sie tun ja gerade so, als ob sie den Verlust erlitten hätten, diese Uffenkomödie, Papa, mache ich nicht mit,“ sagte sie kurz und bündig.

Im Grunde ihres Herzens wuchs aber ein leises Unbehagen, das mit der Erinnerung an die Tote verknüpft war. In ihrem Fraueninstinkt wußte sie, obwohl aus Kellnows Munde kein Sterbenswörtchen gekommen, daß hier eine innere Beziehung bestanden hatte. Von der ersten Minute an hatte sie es gewußt.

Sie stellte keine Fragen, aber Kellnows leicht umwölkte Stirn gab ihr zu denken. Noch gegen die Verblichene hegte sie Eifersucht, und ein brennender Schmerz überkam sie bei dem Gedanken, daß diese Frau, wenn Gott nicht gewesen wäre, ihr am Ende den geliebten Mann gestohlen hätte.

Ihre Augen funkelten böse auf, und die kleinen Hände ballten sich; zu allem wäre sie fähig gewesen. Den Kampf hätte sie aufgenommen und bis aufs Messer geführt.

Nein, sie ließ ihn sich von niemandem mehr entreißen — ihr gehörte er — ihr allein.

Sie war von ihrer Liebe so befallen, daß sie wie eine Trunkene jede Vorsicht vergaß; ihre Leidenschaft kannte keine Hemmungen mehr. Auf jedes Wort, auf jeden Blick, den er mit anderen wechselte, war sie eifersüchtig. Ihr ganzes Fühlen und Denken war nur noch auf ihn gestellt.

Sie erschrak vor sich selbst und begriff ihre Wandlung nicht.

Für hochmütig hatte sie stets gegolten — für kalt und abweisend. Und nun waren im Handumdrehen alle Schranken der Erziehung gefallen — war ihre Natur erwacht, hatte sie sich von Grund aus geändert.

Sie fürchtete nichts mehr. Nur zuweilen fragte sie sich beklommen, warum er eigentlich nicht mit dem Papa redete. Denn so sehr sie den Reiz dieser heimlichen Zusammenkünfte auskostete, so wünschte sie doch nichts sehnlicher, als sich vor aller Welt mit ihm zeigen zu dürfen.

Aber ihr Stolz und eine dunkle, unbestimmte Scheu hielten sie vorerst noch zurück, mit ihm über die Zukunft zu sprechen.

Jeden Abend, sobald alles im Hause ruhte, schlich sie zu ihm.

Einige Menschen steckten bereits die Köpfe zusammen.

Wenn Kellnow ihr Vorwürfe machte, sie ihres Leichtsinns wegen schalt, und ihr voraussagte, daß es eines Tages den größten Spektakel im Hotel geben würde, lachte sie ihn aus.

„Seit wann bist du ein solcher Hasenfuß? Was kann uns passieren? — Und wenn etwas passiert — in Gottes Namen, ich halte still!“

Und übermütig machte sie es sich bequem, zog die mit Brüsseler Spitzen umsäumte Matinee an, die, wie sie mußte, ihm besonders gut gefiel, setzte sich auf seinen Schoß und schlang die Arme um ihn.

„So,“ sagte er, „und wenn jetzt die Thür sich öffnete und dein Papa auf der Schwelle erschiene — zur Salzsäule würdest du erstarren.“

„Ausgeschlossen! Ich bliebe genau so bei dir sitzen. Ich schwöre es dir.“

„Na, na,“ antwortete er, „und wenn der Papa dich anschauen würde: Lur, ist der Teufel in dich gefahren, in welchem Zustande sitzt du bei diesem wildfremden Menschen?“

„Dann würde ich erwidern: Lieber Papa, du bist im Irrtum, das ist kein wildfremder Mensch — das ist mein geliebter Mann!“

„Freund, meinst du, Freund,“ schaltete er korrigierend ein.

Sie überhörte es.

„Ich werde doch bei meinem lieben Mann sitzen dürfen.“

„Und jetzt wird der Papa dich auffordern, auf der Stelle das Zimmer zu verlassen.“

„Und ich werde entgegenen, das ist unmöglich, lieber Papa; ich kann doch nicht von meinem Manne gehen, die Mama ist doch von dir auch nicht fortgegangen.“

„Und der Papa wird dir mit Recht entgegenhalten: Ich und die Mama, das ist etwas ganz anderes gewesen — ich verbitte mir solche Vergleiche!“

„Lieber Papa, ich kann das absolut nicht einsehen.“

Du hast die Mama geliebt und — die Mama hat dich geliebt. Er liebt mich — ich liebe ihn. Wo ist da der Unterschied?"

„Wenn du jetzt nicht auf der Stelle mit mir kommst, bin ich mit dir fertig, Lux.“

„Das täte mir furchtbar leid, Papa, aber ich muß bei meinem Manne bleiben —, so verlangt es schon die heilige Schrift!“

„Ich will dir alles verzeihen, was geschehen ist — nur mach' jetzt ein Ende, Lux.“

„Lieber Papa, es ist gar nichts zu verzeihen — ich bin einfach mit ihm zärtlich gewesen, wie es die Mama mit dir war — sonst hätten ihr mich doch nicht bekommen — — also sei lieb mit ihm Papa, er ist doch jetzt dein Schwiegersohn!“

Kellnow sprang in die Höhe und trug das Fräulein in einen Fauteuil.

„Nein,“ sagte er lachend „wir wollen das Spiel nicht länger fortsetzen, sonst reden wir uns noch in eine Familiensimpelei hinein, was Gott verhüten möge. Dein Papa bleibe schön draußen — und störe unser Beisammensein nicht, in dem weder von Mann und Frau, noch von Schwiegervater und Schwiegersohn etwas geschrieben steht.“

„Aber du bist doch sein Schwiegersohn,“ beharrte sie mißlaunisch und eigensinnig.

„Meinet halben ist er noch für ein paar Wochen der anonyme Schwiegervater. Aber dann trennen wir uns und jedes geht hübsch seiner Wege.“

Sie schwieg und dachte sich im stillen ihr Teil.

„Komm, setz dich zu mir,“ bat sie, „und sage mir, ob



du viele Frauen kennst. Sage mir, ob du zu allen so warst wie zu mir."

"Nicht fragen!"

Er hielt ihr den Mund zu.

Sie nahm seine Hände und beugte sich über ihn.

"Habe ich dich nicht enttäuscht?" flüsterte sie ihm ins Ohr.

"Nein, wahrhaftig nein, du hast mich nicht enttäuscht!"

"Gott sei Dank," erwiderte sie, "es wäre entsetzlich gewesen."

"Höre mir einmal aufmerksam zu." Seine Miene war ernst und nachdenklich geworden. "Ich möchte unter keinen Umständen, daß es hier zu einem Skandal kommt. Darum bitte ich dich — sei vorsichtig. Verdirb uns nicht die paar Wochen, die wir noch haben — und nimm auch Rücksicht auf deinen Vater!"

"Wie meinst du das?"

- Sie riß die Augen weit auf.

"Du sollst dich mehr zusammennehmen, wenn wir unter fremden Menschen sind. Die Reichmanns, glaube ich, haben bereits etwas bemerkt. Und im Pöbel wird es dich man ganz verächtlich. Ich möchte keinen Skandal über mich kommen lassen. Ich möchte keine unangenehme Ausregungen erfahren."

"Ja, was geht mich denn in dieser Sache der Papa an," sprach sie stolz aus, und ihre Züge erhielten einen so eigensinnigen, selbstherrlichen Ausdruck, daß er sie betroffen ansah. "Ich stehe mir doch näher als dem Papa," fuhr sie unbekümmert fort. "Hier handelt es sich doch lediglich um mich. Mögen doch die Leute reden, soviel sie wollen — mir ist das höchst gleichgültig."

„Aber mir in diesem Falle nicht,“ antwortete er kurz. „Ich bin für einen harmonischen Ausklang.“

„Ja, willst du denn fort von mir?“ stammelte sie fassungslos, und alle ihre Energie brach zusammen.

„Einmal müssen wir uns doch trennen. Du wirst mit dem Papa nach Hause reisen, und ich gehe meiner Wege.“

Sie hielt eine Weile die Hände vor ihr Gesicht, als könnte sie seinen Anblick nicht ertragen.

„Das ist nicht dein Ernst,“ brachte sie endlich hervor.

„Doch,“ antwortete er, „mein voller Ernst.“

Da fing sie herzerreißend zu schluchzen an.

Er sprach behutsam und eindringlich in sie hinein — sie sollte sein kluges, mutiges Mädchen sein und ihnen beiden den Abschied nicht unnötig erschweren.

„Siehst du, so etwas darf nicht häßlich enden. Wir haben uns in freier Entschließung, wie es aufrechten Menschen ziemt, gefunden — nun müssen wir ebenso auseinandergehen und den Duft und die Schönheit als etwas Köstliches mitnehmen.“

Sie trocknete plötzlich ihre Tränen. Und scheinbar ganz ruhig erwiderte sie:

„Da bist du in einem gewaltigen Irrtum, ich gehe nicht von dir. So leicht wirst du mich nicht los! — Vorläufig wenigstens nicht,“ setzte sie in einem merkwürdigen Tone hinzu, „ja, um Gottes willen, weshalb willst du mich denn durchaus fortwerfen? Was habe ich dir denn getan? Bin ich lieblos gewesen? Habe ich dich verletzt — habe ich dich gequält?“

Mit ihrer mühsamen Selbstbeherrschung war es zu Ende. Ihr Körper und ihre Seele waren in Aufruhr.

Er blühte sie in Ergriffenheit an, sprach aber kein Wort.

„Ja, warum gehst du denn nicht zum Papa?“ fuhr sie in tiefer Erregung, mit glühenden Wangen fort. „Warum sagst du ihm nicht, ich habe Ihr Mädel lieb — geben Sie es mir zur Frau? Oder soll ich es tun? — Meinst du, ich habe Angst vor ihm? Und wenn er nein sagt — gut, was kümmert mich das — dann gehe ich ohne seine Erlaubnis mit dir! Höre einmal,“ unterbrach sie sich plötzlich, „du sprichst ja kein einziges Wort, da steckt doch etwas dahinter! Hast du vielleicht mit einer anderen . . . o mein Gott — — mein Gott, am Ende verachtest du mich gar, weil ich — — weil ich das getan habe . . .“

Und wieder fing sie bitterlich zu weinen an.

Er streichelte sanft ihr Haar.

„Das ist alles blanker Unsinn, den du selber nicht glaubst. Ich dich deswegen verachten — o mein liebstes Wesen, wie kannst du nur auf solche Gedanken kommen — ich liebe dich — und in dieser Stunde nur dich, und deshalb gerade möchte ich jetzt fort von dir, ehe all die Schönheit verblüht ist — verstehst du denn das nicht — es handelt sich gar nicht um deinen Papa!“

„Dann ist ja alles gut und schön; dann höre endlich auf mit diesen dummen Reden!“

Er sah sie groß an und überlegte einen Augenblick, ehe er fest und entschlossen erwiderte:

„Nein, Lux, es handelt sich auch um mich. Ich kann mich nicht binden — kann mich nicht selber an die Kette legen — — es geht mir wider die Natur — ich kann nicht. Niemals habe ich dir etwas vorgemacht.“

Dieser Mensch, der durch seine glänzende Dialektik und Schlagfertigkeit jeder Situation gewachsen war, suchte jetzt mit allen Kräften nach Worten, um ihr sein Wesen verständlich zu machen, und fand sie nicht.

Eine rührende Hilflosigkeit, die sie bewegte, kam über ihn, aber ihre Miene blieb starr.

Da gab er es auf und griff nach Hut und Stock, um stumm das Zimmer zu verlassen.

„Geh nicht so von mir!“ rief sie verzweifelt und trat ihm in den Weg.

„Nein,“ sagte er, „dir ist nicht zu helfen — du bist ohne Begreifen und willst einen schlechten Menschen aus mir machen!“

„Das ist nicht wahr — niemals ist mir das eingefallen,“ antwortete sie mit Leidenschaft.

„Ich bin auch im gewöhnlichen Sinne ein schlechter Mensch,“ fuhr er fort, „ganz bestimmt bin ich das — und muß es sein. Aber im stillen hoffte ich, du würdest mich begreifen — nicht mit dem Verstande — o nein! Mit einem schönen Gefühl, dachte ich, mit einem Gefühl, das nur eine Frau hat. Das war ein Irrtum von mir. Mit der gemeinsten Elle mißt du mich. Und nun bin ich für dich ein gewissenloser Lump — genau so wie für den ersten besten Staatsanwalt — mag er nun Fleck oder Dreck heißen. Verdammst noch einmal!“

Er ging mehrere Male, den Hut auf dem Kopf, durch das Zimmer.

Sie verfolgte mit Angst und Spannung jede seiner Bewegungen.

„Und woraus schließt du, daß ich dich nicht begreife — was habe ich getan, um diesen Glauben in dir zu wecken?“

„Weil du aus mir einen Ehemenschen — und Hausvater machen willst und so mein innerstes Wesen verkennt, daraus schließe ich das.“

Sie lachte freischend auf.

„Soll ich dir beweisen, daß ich dich liebe, soll ich dich von mir befreien? Willst du, daß ich mich aus dem Fenster stürze? Sage ein Wort — und ich tue es auf der Stelle!“

Er nahm, ohne zu wissen, weshalb, den Hut vom Kopfe und tat den Stoß beiseite.

„Du allerärmste Seele!“ sagte er weich und zog sie an sich.

Ihr Weh war ihm schmerzlich.

Ganz allmählich löste sich ihr Krampf.

„Sei gut mit mir, lieber, lieber Mann! Geh nicht von mir! Bleib noch bei mir.“

Ihre Haare hatten sich wild gelöst — ihre Hände fromm gefaltet. Wie ein verkörperter Widerspruch stand sie vor ihm.

Unwillkürlich mußte er lächeln.

Sie nahm seine Hände und wollte sie küssen.

„Um Gottes willen nicht!“ entfuhr es ihm, denn ihre Demut erschreckte ihn.

„Du bist ein Teufel und bist ein Engel! Aber was ist stärker in dir — der Teufel oder der Engel?“

„Das steht bei dir,“ entgegnete sie ernst. „Dafür wirst du einmal verantwortlich sein!“

Es lag etwas eigentümlich Drohendes in ihren Worten.

„D nein,“ erwiderte er, „so einfach ist die Geschichte nicht! Verantwortung wälzt man weder von sich ab

noch läßt man sie anderen auf! — Und nun küsse mich, ob du ein Teufel oder ein Engel bist!"

Da schlang sie die Arme um ihn mit ganzer Kraft und Leidenschaft.

Aber seine Lippen blieben kalt und seine Seele war fern von ihr.

Im Palace-Hotel begann man die Köpfe zusammenzustecken.

Die Generalin von Weichmann hatte ihrer Tochter befohlen, den Verkehr mit Lucie Trenkwiß nach Möglichkeit einzuschränken. Die Gräfin Laugwiß sah Lucie nur noch mit Blicken des Erbarmens an, als wollte sie ihr zurufen: Armes Seelchen, in welche Klauen bist du geraten! Sie schloß sie in jedes ihrer Gebete ein und flehte den Himmel an, das Kind in seinen Schutz zu nehmen.

Die junge Frau von Lizing fand die Affäre furchtbar interessant und harpte mit Spannung der Dinge, die da kommen sollten.

„Ich reise nicht eher ab, als bis Verlobung gefeiert wird. Dies Brautpaar muß ich erleben.“

Sie ließ sich auf gar keine Sittenrichterei ein, erklärte Lucie für eine couragierte Person, vor der sie unbedingten Respekt hätte, und fügte zum Entsetzen der Generalin mit zynischer Aufrichtigkeit hinzu: wenn sie nicht malheureuserweise eben erst geheiratet hätte und sich infolgedessen gewisse Rücksichten auferlegen müsse, würde sie unbedingt mit dem Fräulein in Konkurrenz treten. Sie machte auch zu Lucie allerhand versteckte Anspielungen und suchte ihr das Geheimnis zu entlocken.

Lucie wich ihr aalglatt aus — sie war für keine Scherze aufgelegt. Eine tiefe Unruhe hatte sich ihrer bemächtigt, eine wehe Angst, er könnte plötzlich auf und davon gehen und sie in ihrem Jammer zurücklassen. Was dann geschehen würde, mochte Gott wissen.

Sie sann und grübelte, auf welche Art sie ihn halten, an sich fesseln könnte — und fand keinen Weg.

Dieser Mensch hatte eine Entschlußkraft, gegen die nicht anzukämpfen war.

Sie mied es furchtsam, das heikle Thema zu berühren, gab sich ihm gegenüber den Anschein, als hätte sie sich in das Unabwendbare gefunden.

Und in dieser Zeit, da sie in aller Munde war — in der Gesindestube und bei den Gästen den Gesprächsstoff lieferte, ging der Kommerzienrat ahnungslos einher, nur etwas ungeduldig und nervös, weil das Kind absolut nichts von der Heimreise hören wollte, während er das Faulenzerleben bereits gründlich satt hatte, sich nach seinem Komfort, seiner Fabrik und seinem Klub zurücksehnte.

Staatsanwalt Fleck, der wieder Oberwasser hatte und seine stechenden, kleinen Augen weit aufriß, war drauf und dran, Trenkwiß zu warnen, ihm einen Wink zu geben. Aber die Herren rieten ihm dringend ab, sich in diese Sache zu mischen. Auch eine gewisse Scheu, mit Mellnow wieder anzubinden und ihn herauszufordern, hielt ihn zurück. Dagegen äußerte er sich um so vernehmlicher, wenn man unter sich war:

Bei der ersten Begegnung hätte er konstatiert, was es mit dem Menschen auf sich habe — und dies sei nur der Anfang — sie alle würden noch ihr blaues Wunder

an ihm erleben — „moral insanity, meine Herren, um mich vorsichtig auszudrücken. Das ist der gefährlichste Typ in unserem Volksleben. Menschen dieses Schlages mit gewissen glänzenden Anlagen ausgestattet, gesättigt oder richtiger gesagt: getränkt mit allen Giften unserer Zeit — Gottesleugner, die hemmungslos über Zucht, Brauch und Sitte hinwegschreiten . . .“

Graf Laugwitz und auch der Oberst Dörrer wollten sich so scharfer Aburteilung nicht anschließen, während der General Weichmann sich ganz auf die Seite des Staatsanwalts stellte.

„Ich sage,“ erklärte er in der Debatte, „wer nicht für den König ist — ist gegen den König. Und ein solcher Mensch hat bei mir ausgespielt. Unsere Rede sei: ja — ja, oder nein — nein! Aber dieses In=allen=Farben=Schillern ist mir verdächtig und widerwärtig.“

Der alte Medizinalrat Schuhmacher wurde bei der Art zu diskutieren ganz wild.

„Erzellenz, ich begreife nicht, wie Sie diese Vorwürfe gegen den Baron Ginsdorf erheben können. Wenn irgendein Mensch Farbe bekennt, so ist er es. Daß seine Farbe Ihnen mißfällt, ist eine Sache für sich. Und was für ein Staatsverbrechen ist es, wenn ein eleganter, junger Mensch — gesund, begabt und offenbar in glänzenden Verhältnissen — einer Dame den Hof macht. Ich frage: Was liegt eigentlich gegen den Baron vor, daß man sich mit solcher Leidenschaft gegen ihn ereifert? Ist Fräulein Trenkwitz etwa ein unreifer Backfisch, ein dummes kleines Gänschen, dessen Unerfahrenheit er sich zunutze gemacht hat?“

Staatsanwalt Fleck lächelte geringschätzig.



„Mit Ihrer Dialektik werden Sie den Fall nicht retten, Herr Medizinalrat. Wenn es nämlich wahr ist — und alle meine Informationen sprechen dafür — daß Herr von Ginsdorf, dem durchaus bekannt sein muß, wie der Kommerzienrat zu ihm steht — mit dem Fräulein unerlaubte Beziehungen unterhält, um auf ganz infame Art — ja, meine Herren, ich finde keinen parlamentarischen Ausdruck zur Kennzeichnung einer solchen Methode — den alten Herrn quasi vor ein fait accompli zu stellen — dann sage ich: das ist die Handlungsweise eines Glücksritters, eines Hochstaplers. Und für einen Glücksritter halte ich Herrn von Ginsdorf. Dies wenigstens ist meine Meinung. Wir wissen, mit welcher tiefem Ernste und welcher innerer Verachtung Durchlaucht der Fürst von Schaumburg-Lippe den Menschen am ersten Abend abgetan hat.“

„Bravo, Herr Staatsanwalt. Mir aus dem Herzen gesprochen. Bin ganz Ihrer Ansicht,“ ergriff der General das Wort. „Wohin, zum Donnerwetter, sollen wir gelangen, wenn unsereiner nicht einen festen, unverrückbaren Standpunkt hat.“

„Was Sie aussprechen, Herr Staatsanwalt,“ sagte Laugwitz, ohne mit einer Silbe auf die Worte des Generals einzugehen, „sind doch zunächst nur vage Vermutungen. Soviel mir bekannt ist, pflegt die Staatsanwaltschaft im allgemeinen das Material streng zu prüfen, ehe sie die Anklage erhebt.“

„Und hier in Lugano ist die deutsche Staatsanwaltschaft meines Erachtens nicht einmal im Amte,“ sezündierte mit einer gewissen Schärfe Schuhmacher. Fleck wurde hüzig.

„Ich muß mich dagegen verwahren, irgendwelchen Übereifer an den Tag gelegt zu haben. Aber ich bin von Berufs wegen nicht gewohnt, meine Augen zu schließen. Und leider Gottes habe ich allen Grund zu der Annahme, daß das mir zugetragene Material sich hält.“

„Wer hat Ihnen denn das Material zugetragen?“  
forschte Schuhmacher.

Der Staatsanwalt zuckte die Achseln.

Die hier angedeutete Unterhaltung sollte nach dem Diner eine beziehungsreiche Fortsetzung erfahren.

Zwei neue Gäste waren aufgetaucht, über die innerhalb weniger Stunden die wildesten Gerüchte kursierten, die niemand auf ihre Wahrheit hin recht kontrollieren konnte:

Ein etwa fünfzigjähriger Herr mit graumeliertem Vollbart und dunkelblauer Brille und eine wunderschöne Dame von schlankstem Wuchs, den ihr enganliegendes schwarzseidenes Kleid noch besonders hervorhob. Ihr zarter, weißer Teint — ihr schimmerndes, rötliches Haar, ihre hellen, strahlenden, grauen Augen gaben ihrer Erscheinung etwas so Apartes, daß sie die Aufmerksamkeit sämtlicher Gäste auf sich zog.

Es waren Russen, die von ihren Landsleuten sofort erkannt wurden.

Man behauptete, der ältliche Mann hätte die junge Dame, die der besten Gesellschaft angehörte, verführt. Es sei ein unerhörter, in allen Journalen breitgetretener Spektakel gewesen. Nun seien sie — auch dies wurde mit aller Bestimmtheit von den anwesenden Russen erklärt — hier im Hotel unter falschem Namen

abgestiegen, gerierten sich als Ehepaar, weil sie sich unter dem Schutze der freien Schweiz sicher fühlten.

„Also eine wilde Ehe,“ entrüstete sich der Staatsanwalt. „Und mit derartigen Leuten ist man genötigt, unter einem Dache zu hausen — gewissermaßen an einer Tafel zu speisen — skandalös!“

Es berührte sehr peinlich, als Mellnow mit vollkommener Ruhe erklärte, er fände dies Verhältnis ungemein zart. — Er wäre den beiden im Park begegnet und hätte mit wahren Entzücken beobachtet, wie besorgt der Herr dem jungen Geschöpf einen Schal um die Schultern gelegt, und welches Glück und welche Dankbarkeit bei der an und für sich unbedeutenden Handlung aus ihren Augen geleuchtet hätte.

„Gott segne alle wilden Ehen, wenn das eine wilde Ehe ist,“ schloß er.

„Nein, nein, dagegen muß man protestieren!“ rief der Staatsanwalt Fleck. „Vielleicht soll jetzt am Ende gar noch für Entführungen und Illegitimität Propaganda gemacht werden!“

„Derartige Beziehungen können sehr schön sein,“ antwortete Mellnow. „Ein Wort Ibsens fällt mir ein. Es heißt: Ich habe nie etwas Wildes an diesen wilden Ehen bemerkt.“

„Großartig,“ unterbrach ihn der Staatsanwalt.

„Sie leugnen am Ende gar die Ehe?“ sekundierte der General.

„Ich leugne die Ehe! Ich behaupte, daß das Aneinandergeschmiedetsein auf Grund eines Trauscheins das Häßlichste und Trostloseste auf Gottes Erde ist. Wenn

Sie mir beweisen, daß es einen Teufel gibt, so sage ich: die Ehe ist eine Erfindung des Teufels."

Der General stieß einen Laut der Empörung hervor.

"Ach, bitte, Erzellenz" — unterbrach Mellnow seinen Erkurs — „lassen Sie mich ausreden und kanzeln Sie mich hinterher ab. Ich werde ganz still halten. Ist etwas Zarteres und Liebreicheres denkbar, als wenn zwei Menschen unter der Voraussetzung sich alles geben, daß jeder zu jeder Stunde frei seines Weges ziehen kann? — Daß es keine Fessel — keine Gebundenheit gibt? Ist nicht gerade diese Freiheit das stärkste Band und eine Gewähr für Güte und gegenseitiges Verstehen? Die Frechheit der besitzanzeigenden Pronomina," fuhr er fort, und nun kam doch eine leise Erregung über ihn, „wird in keiner Formel dreister ausgedrückt, als wenn ein Mann ‚meine Frau‘, oder eine Frau ‚mein Mann‘ sagt. Ich nenne das Besitzwahnsinn."

„Und wissen Sie, wie ich Ihre Ausführungen bezeichne?" warf Staatsanwalt Fleck dazwischen.

„Köpfen Sie mich, wenn ich zu Ende bin," antwortete Mellnow, „aber unbedingt müssen Sie mich anhören. Ich will nicht," sagte er, und seine Züge erhielten einen Ausdruck trohiger Energie, „den Verdacht erregen, Dinge ausgesprochen zu haben, die ich nicht begründen kann. Ich habe mir sozusagen einige Gedanken darüber gemacht. Ich meine wirklich," setzte er in einem kindhaften Tone hinzu, der fast etwas Rührendes hatte, „man sollte nicht von einer Lösung der sozialen Frage sprechen — bevor man nicht die Ehefrage gelöst hat. Es gehört zum Wesen der Ehe und der Familie, daß man gierig nach Vermögen wird, Reichtümer anhäuft —

für Kinder und Kindeskinde ausforren will, daß in diesem entseßlichen Tagen eines dem andern nicht mehr die Luft zum Atmen gönnt, daß man in Unerfättlichkeit sogar von der Erde Besitz ergriff."

Er hielt einen Moment inne und atmete schwerer. Er hatte so erregt gesprochen, daß sein Gesicht glühte.

Alle hatten plötzlich das Gefühl, man dürfe ihn jetzt nicht unterbrechen — man mußte ihn gewähren lassen wie einen Mondsüchtigen, der über Dächer taumelt.

Er schien offenbar die Stimmung seiner Hörer zu ahnen. Er lächelte hochmütig, dann aber sanftigten sich seine Züge.

„Es gibt für dies bössartige Treiben, für diese Entartung des menschlichen Geistes eine Erklärung, die sehr simpel ist,“ nahm er seine Idee wieder auf. „Die Männer fühlten sich unter dem Zwange der Ehe bis zu dem Grade elend, daß sie ein Ventil brauchten, um nicht zugrunde zu gehen, und so stürzten sie sich wie die Raubtiere auf ihre Mitmenschen — auf den Erwerb. Für ihr unglückliches Zusammenleben wollten sie sich schadlos halten — und schoben als Rechtfertigung die Liebe zu Kindern vor. Die Erklärung paßt Ihnen nicht. — Was ist Ehe? Das Zusammenleben zweier Menschen. O nein! Das haßerfüllte Auseinanderleben! Und die Kinder wachsen auf und sind Zeugen dieses Hasses — dieser unsäglichen Zwietracht. Und so war es von Adams Zeiten an. Die Ehe von Adam und Eva ist sozusagen das Schulbeispiel. Damit beginnt die Serie der Unglücksehen. Der erste Mann, der von einem Weibe zugrunde gerichtet wurde — und nun wie ein Lasttier arbeitet. Oder ist das nicht der tiefere Sinn der Paradies-

fabel? Und die Früchte dieser Ehe: zwei Söhne, die miteinander hadern, bis der Bruder den Bruder erschlägt. Mit einem Brudermord fängt die erste Ehegeschichte an. Krasser konnte die Legende das Eheunglück nicht schildern."

"Unerhört!" schrie Weichmann und wurde kreberot.

"Nein, da mache ich nicht mit," sagte Laugwitz mit abweisender Kälte. „An die Ehe lasse ich nicht rühren. Sie ist das Fundament unserer Kultur.“

Kellnow sah einen flüchtigen Moment in die erhitzten und erzürnten Gesichter, ehe er ruhig und ernst erwiderte:

„Die Ehe ist ein Grundirrtum, auf dem das ganze Elend unserer Entwicklung beruht; eine Kräftevergeudung ohnegleichen, hat sie unsagbar viel Mannes-talent aufgerieben, die bösen Anlagen der Frau ausgelöst, die Kinder im Keime verdorben, alles freie Denken und Fühlen erstickt. Ich behaupte, daß keine Fessel tiefer in den menschlichen Organismus eingeschnitten, tragischere Konsequenzen zur Folge gehabt hat.“

Bei diesen Worten erhob sich die Generalin von Weichmann ostentativ und zog ihre Tochter mit sich.

Die Gräfin Laugwitz brach in ein hysterisches Schluchzen aus und folgte ihrem Beispiel.

Auch Frau von Osten tat das gleiche, hatte aber die größte Mühe, das plötzlich rabiat gewordene Fräulein von Lizing zum Aufstehen zu bewegen. Erst, als ihr Herr von Lizing zu Hilfe kam, gelang es, die mit allen Kräften Widerstrebende zu entfernen.

„Willst du nicht auch gehen?“ flüsterte er seiner jungen Frau zu.

Sie schüttelte heftig den Kopf.

„Fällt mir gar nicht ein,“ entgegnete sie laut und ungeniert. „Das Thema interessiert mich ungemein. Hier kann man was lernen.“

Sie wandte sich aufmunternd an Lucie. „Nicht wahr, Fräulein Trenkwiß, wir nehmen nicht Reißaus, wir bleiben!“

Obwohl der Kommerzienrat außer sich geriet, nickte Lucie stumm. Sie war im Innersten verstört, jedes Wort, glaubte sie, sei an ihre Adresse gerichtet. Aber unter keinen Umständen wäre sie jetzt gegangen.

Die Herren sahen die beiden Damen betroffen an.

Eine lange, sehr unangenehme Pause entstand, die endlich durch den Oberst Dörrer unterbrochen wurde.

„Sie haben Ibsen zitiert, Herr Baron, gestatten Sie mir, an ein Wort Kants zu erinnern. Er sagt einmal: Zwei Dinge haben mir die tiefste Ehrfurcht abgenötigt: das moralische Gesetz in mir, und der gestirnte Himmel über mir. — Sehen Sie, Herr Baron, wir alle haben die Überzeugung, daß für Sie weder Gott noch das moralische Gesetz existiert, das jedem, in einem besseren Sinne frommen Menschen inhärent sein sollte. An Stelle dessen setzen Sie elende Schlagworte.“

Kellnow erhob sich:

„Meine Herrschaften,“ sagte er, und jetzt lächelte er auf eine überlegene und beinahe gütige Art, „wenn in der Unterhaltung zweier Menschen einer erklärt: das ist Holz, und der andere behauptet: das ist Eisen, so sollen sie zu streiten aufhören, oder sie sind Narren. Darum verzichte ich auf jede weitere Diskussion. Nur das eine erlaube ich mir noch zu bemerken, Herr Oberst:

niemals ist das von Ihnen zitierte Wort Kants orthodoxer ausgelegt worden. Dagegen möchte ich Verwahrung einlegen, daß man den Mann aus Königsberg zu einem Pietisten und moralischen Philister macht. Trotz seiner Alterserscheinungen war er ein Umstürzler großartigen Formats.

Und damit: gute Nacht meine Damen und Herren!"

Sonderbares trug sich im Verlaufe der Nacht zu. Es war ein paar Stunden später, als Kellnow durch ein entsetzliches Geschrei und Hilferufe aus dem Schlafe aufgestört wurde.

Er zog sich in aller Eile an, ging der Stimme nach, die aus dem Zimmer der Frau von Osten kam und riß die Thür auf.

Ein schreckhafter Anblick bot sich ihm dar:

Beide Frauen waren mit dem Nachtgewande bekleidet. Das Fräulein von Lising hatte sich über Frau von Osten geworfen und würgte sie an der Kehle; ihr Gesicht war verzerrt und hatte den Ausdruck einer Geistesgestörten.

Kellnow warf sich dazwischen und rang mit der Kranken, die übermenschliche Kräfte zu haben schien, während Frau von Osten sich mühsam erhob und ganz allmählich erst zu Atem kam.

Endlich hatte er das Fräulein überwältigt, die nun müde und zusammengebrochen sich willenlos auf ihr Bett tragen ließ und auch keinen Widerstand leistete, als ihr Frau von Osten eine Morphiumeinspritzung machte.

„Wenden Sie sich bitte einen Augenblick ab,“ sagte Frau von Osten, die jetzt erst ihren eigenen derangierten



Zustand bemerkte und sich erhob. Er darf rasch einen Morgenrock über sich ziehen und geht mit einer freimütigen Bewegung ins Garten.

„Ich bin Ihnen eine kurze Erklärung schuldig. Vielleicht gehen wir ein paar Minuten in den Garten, die Kranke schläft jetzt.“

Sie tat einen Schal um und verließ mit Mellnow das Zimmer.

Der Park lag in tiefer, undurchdringlicher Nachtruhe da.

„Das arme Geschöpf ist geisteskrank,“ begann sie ohne weiteres, „und ich bin seine Krankenpflegerin. Sie ist erst vor einem halben Jahre aus der Anstalt entlassen worden, und die Arzte meinten, daß ihr der Anblick einer großen, schönen Natur vollends Heilung bringen würde. Und darum haben wir das junge Paar auf Verlangen der Eltern begleitet, weil sie durchaus in der Nähe des Bruders bleiben wollte. Bei dem Gespräch vorhin geriet sie nun in eine maßlose Erregung. Sie haben vielleicht gesehen, wie sie absolut nicht aufstehen wollte. Und vor einer halben Stunde erklärte sie auf einmal, sie müßte heute nacht unbedingt zu Ihnen. So fing es an und endete mit der Szene, die Sie soeben erlebt haben, sie stürzte sich in unsinniger Wut, ehe ich es hindern konnte, auf mich, und wären Sie nicht dazwischen gekommen, sie hätte mich unzweifelhaft erwürgt.“

„Und diesen furchtbaren Beruf haben Sie auf sich genommen!“

Sie nickte stumm.

Und nach einer Weile: „Was blieb mir anderes übrig.“

Ich war ein armes, bürgerliches Mädchen, daß sich in Herrn von Osten, der Offizier gewesen war, vergafft hatte; mein Mann erschoss sich, hinterließ mir seine Schulden und eine Verwandtschaft, die mir einen Fußtritt gab. Übrigens lassen wir das beiseite. Ich wollte Ihnen etwas anderes sagen, Herr von Ginsdorf," sie blieb mitten auf dem Wege stehen, „ich bewundere Ihren Mut, und ich unterschreibe jedes Wort, das Sie gesprochen haben. Nur unter dem gesellschaftlichen Zwange bin ich aufgestanden und in Rücksicht auf meine Kranke. Wie eine Feigheit ist es mir hinterher erschienen. Das sollen Sie wissen."

Kellnow verbeugte sich ehrfurchtsvoll:

„Sie sind ein tapferer Mensch, gnädige Frau, und der Vorwurf der Feigheit kann sie nicht treffen. Ich bitte sie sehr — es liegt mir Ihnen gegenüber außerordentlich viel daran — überschätzen Sie meinen Mut nicht. Ich möchte um keinen Preis in einem besseren Lichte erscheinen und mehr gelten, als ich in Wirklichkeit bin. Was tat ich denn Besonderes!? Ich habe mich ein wenig gegen philisterhafte Aufgeblasenheit gewehrt."

Sie blickte ihn tiefernst an.

„Gott erhalte Ihnen Ihren Freimut, Ihre stolze Haltung, Ihre Kühnheit; es gab eine Zeit, da ich ebenso sein wollte, vielleicht es auch war, aber das Leben hat mich zu Kompromissen geführt; davor mögen Sie bewahrt bleiben, Herr Baron! Nichts Besseres vermag ich Ihnen zu wünschen, und nun schlafen Sie wohl."

Er beugte sich tief zu ihr herab und küßte ihre Hand.

Etwa um die nämliche Zeit wälzte sich das kleine Fräulein von Weichmann unruhig auf ihrem Lager und

durchlebte noch einmal den ganzen Vorgang, der den Papa und die Mama so ungewöhnlich erboßt hatte. Wer hat nun recht? fragte sie sich beklommen. Ihre Jugend neigte sich instinktiv zu Ginsdorf. Ihr Respekt und ihre Erziehung, in die noch kein freier Lufthauch gedrungen war, zum General und der Generalin. Aber von den alten Erzellenzen kam ein Moderduft zu ihr herüber, und von diesem verwegenen Menschen, der so abscheuliche Dinge sprach, ging eine solche Anmut, ein solcher Charme aus, daß ihr Blut in Wallung kam, wenn sie an ihn dachte, daß Vorstellungen in ihr wach wurden, die qualvoll waren, daß zurückgedrängte Lebensgier, die man unterbunden hatte, ihr Recht forderte, daß Bilder vor ihr aufstiegen, die sie schamrot machten.

Sie warf sich in ihren Kissen, ohne Ruhe und Frieden zu finden.

Und auch im Schlafzimmer des gräflich Laugwitzschen Paares kam es noch zu einer lebhaften Auseinandersetzung. Die Gräfin war in tiefer Kummernis.

„Denke dir, Laugwitz,“ sagte sie, und große Tränen liefen beständig über ihr Gesicht, „ich finde mich nicht aus und finde mich nicht ein. Was der Mensch vorbringt, ist entsetzlich, und der Ton, in dem er es vorbringt, erschüttert mich. Weißt du, daß ich zuletzt ein ganz schlechtes Gefühl hatte, es kam mir vor, als ob er Speißruten lief, als ob wir ein Kesseltreiben mit ihm angestellt hätten. Ich schämte mich ordentlich.“

„Herzblättchen, das ist doch dummes Zeug,“ tröstete sie Graf Laugwitz, „um den Baron Ginsdorf brauchst du dir wirklich keine Sorgen zu machen, der gehört zu den Leuten, die auf keiner Pfanne verbrennen. Er

ist ein Schwarmgeist, ein Feuerkopf, mit dem seine Ideen durchgehen. Er ist wirklich wie ein Vollbluthengst, der aus der Koppel gebrochen ist. Man wird ihn einfangen und zähmen, und dann wird das edle Blut zum Ziele kommen. Herzblättchen, man darf die großen Reden junger Menschen nicht zu ernst nehmen. Der General von Weichmann und der Staatsanwalt haben keinen Funken Humor.“

„Den wird man nie einfangen und nie zähmen,“ seufzte die Gräfin, „paß auf, der steckt noch einmal die Welt in Brand.“

„Ach, Herzblättchen, so leicht läßt sich die Welt nicht in Brand stecken. Und nun laß uns das Licht auslöschen und schlafen, schließlich sind wir in Lugano, um uns zu erholen.“

Am übelsten erging es an diesem Abend Herrn von Lizing. Die junge Frau erklärte ihm rund heraus, daß sie mit ihrer Heirat eine Riesendummheit begangen hätte. Ginsdorf habe ihr über die Ehe ein schönes Licht aufgesteckt.

Und als Herr von Lizing zärtlich werden wollte, verbat sie sich das allen Ernstes und drehte sich auf die Seite.

„Das wird jetzt alles ganz anders werden,“ schloß sie energisch.

Der arme Herr von Lizing blickte sie fassungslos an.

Da lachte sie übermütig auf und sagte: „Also komm, in Gottes Namen, wir wollen mit dem neuen Leben erst morgen beginnen.“

## Neuntes Kapitel

In den nächsten Tagen ging es Lucie Trenkwiß gottserbärmlich. Schwindelanfälle wechselten mit Übelkeiten beständig ab.

Der Kommerzienrat war außer sich; sie wollte durchaus keinen Arzt und erklärte, es würde auch ohne Doktor besser werden. Aber ihr blasses, krankhaftes Aussehen beunruhigte ihn dermaßen, daß er kurz entschlossen, ohne ihr etwas zu sagen, sich an Schuhmacher wandte und seinen Besuch erbat.

„Seien Sie mir nicht böse, lieber Medizinalrat, daß ich Sie hier, wo Sie zur Erholung weilen, konsultiere, aber ich weiß mir keinen Rat mehr. Und weshalb soll ich zu irgendeinem Schmidtchen gehen, wenn ich den Schmidt im Hause habe.“

Schuhmacher folgte ihm auf dem Fuße, er schickte während der Untersuchung den Kommerzienrat hinaus.

Als er allein mit Lucie war, sagte er:

„Wir sind doch gute Freunde, vor mir werden Sie keine Scheu haben, und nun erzählen Sie, wo Sie der Schuh drückt.“

Sein Gesicht wurde bei ihrem Bericht immer länger und besorgter.

„Öffnen Sie doch einmal Ihre Bluse, mein Kind.“

„Habe ich etwas an der Lunge, Herr Medizinalrat?“

Er schüttelte den Kopf. Dann sah er sie ernsthaft an und sagte:

„Erschrecken Sie nicht mein gnädiges Fräulein, aber ich muß Ihnen eine Eröffnung machen.“

Sein sonderbarer Ton fiel ihr auf.

„Sprechen Sie nur,“ erwiderte sie ruhig, „ich bin auf alles gefaßt. Und wenn ich sterben muß, ist es mir das Liebste, ich bin mit allem fertig!“

Schuhmacher lächelte melancholisch.

„Von Sterben ist gar keine Rede. Sie sind lebendiger denn je — — — ich glaube — — — Sie werden Mutter.“

Eine Sekunde wurde es dunkel vor ihren Augen. Sie taumelte. Dann aber kam eine tiefe Ergriffenheit und eine weite Fröhlichkeit über sie. Die Gegenstände im Zimmer begannen zu tanzen . . . und ihre Lippen bewegten sich. Es war ein lautloses Gebet: Lieber Gott, laß es wahr sein! Denn dies ist die Rettung. Um des Kindes willen wird er mich nicht verlassen . . .

Eine grenzenlose Freude, die sie aufwühlte, ihr die Sinne benahm und für keine Bedenklichkeit mehr Raum ließ, bemächtigte sich ihrer.

Sie ergriff seine beiden Hände.

„Ist es wahr? Ist es wirklich wahr? Lieber, lieber Herr Medizinalrat, sagen Sie es noch einmal! Ich kann es vor Glück noch nicht fassen.“

Schuhmacher fühlte sich durch diesen Ausbruch jäher Freude, auf den er nicht vorbereitet war, wie vor den Kopf geschlagen.

„Für mich besteht kaum ein Zweifel, mein Fräulein,“ entgegnete er und stand wie ein begossener Pudel da. So etwas hatte er noch nicht erlebt.

Sie war außer sich, fiel ihm um den Hals, lachte und weinte. Und mit tränenerstickter Stimme rief sie ein um das andere Mal:

„Ich habe ein Kind, ich habe ein Kind! Nun wird alles gut!“

„Aber was wird denn der Papa sagen,“ wandte Schuhmacher höchst verlegen ein.

„Freuen wird er sich, aus tiefstem Herzen freuen,“ entgegnete sie zuversichtlich.

„Na, na,“ meinte er und ließ den Kopf tief auf die Schulter sinken.

Nun wurde auch sie stutzig und blickte einen Moment nachdenklich zu Boden. Aber gleich darauf hatte sie ihren Mut wiedergefunden.

„Haben Sie keine Sorge, Herr Medizinalrat.“

Schuhmacher mußte unwillkürlich laut auflachen.

„Verkehrte Welt,“ antwortete er, „ich glaubte, Sie hätten mehr Grund dazu.“

„D nein,“ entgegnete sie, „für mich ist das ein großes Glück. Ach, lieber Medizinalrat, das können Sie nicht verstehen. Und nun bringen Sie es dem guten Papa vorsichtig bei. Er wird zuerst arg aufbrausen, gewiß wird er das! — und dann sich in das Unvermeidliche finden. Er muß es unbedingt sogleich erfahren — aus mancherlei Gründen.“

„Ja, wollen Sie es nicht zunächst Ihrem — na, wie soll ich mich nur ausdrücken — nun Ihrem Herrn Bräutigam mitteilen?“

„Nein, nein, um Gottes willen nicht!“ erwiderte sie rasch, beinahe furchtsam. „Der Papa muß es zuerst wissen.“ In ihr Gesicht trat jetzt ein solch verwegener Zug, eine solche Entschlußfähigkeit, daß Schuhmacher ganz betreten wurde.

Wer kannte sich bei diesen jungen Leuten überhaupt noch aus! Was war das für eine merkwürdige Generation!?

Der alte Junggeselle hatte seiner Gewohnheit gemäß die breiten, massiven Hände über dem Bauch gefaltet und überlegte.

„Das ist wirklich eine heikle Situation,“ meinte er, „wäre es am Ende nicht besser, wenn Sie ihn schonend vorbereiten würden?“

„Ich habe keine Angst,“ antwortete sie, „aber ich möchte es in Rücksicht auf den guten Papa nicht, ich fürchte, ich könnte es auf eine ungeschickte Weise tun und ihm unnötig Aufregung und Ärger bereiten.“

Schuhmacher war perplex.

„Sie sind ja sehr rücksichtsvoll gegen Ihren Herrn Vater.“

Er sagte es in einem spöttischen Ton, den sie jedoch überhörte.

„Ich werde jetzt ein paar Minuten hinuntergehen,“ meinte sie. „In der Zwischenzeit klären Sie den Papa auf.“

„Dann ist es mir doch lieber, Sie bleiben hübsch in der Nähe. Wenn ich auch für den ersten Augenblick den Blygbleiter spielen will, so ist es doch Ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit, das Gewitter über sich ergehen zu lassen. Gar zu leicht dürfen Sie es sich auch nicht machen!“

„Wofür halten Sie mich, mein lieber Herr Medizinalrat? Glauben Sie, ich bin feige? Froh bin ich, von ganzem Herzen froh. Und gewiß werde ich hierbleiben, wenn Sie es wünschen.“

Ihr zuversichtlicher Ton beruhigte ihn einigermaßen.

Trenkwitz war bereits sehr nervös, als Schuhmacher auf ihn zukam.



„Nun, was ist los?“ pläzte er ungeduldig heraus.

Dem Medizinalrat wurde wieder bänglich zumute.

„Mein lieber und verehrter Herr Kommerzienrat, zuvörderst: es fehlt ihr nichts, was Sie beunruhigen müßte. Ich bitte Sie, ruhig zu bleiben, denn es ist keine leichte Sache, die ich Ihnen mitzuteilen habe.“

„Spannen Sie mich nicht auf die Folter! Heraus mit der Sprache!“

Schuhmacher gab sich einen Ruck.

„Gut — gut,“ sagte er — „also mit einem Worte: das Fräulein ist in anderen Umständen . . .!“

„Wa . . . a . . . a . . . s!?“

Trenkwitz taumelte. Die Augen traten ihm aus den Höhlen, er schnappte eine Weile nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen. Dann suchte er mit übermenschlicher Anstrengung seine Fassung wieder zu gewinnen.

„Lassen Sie mich jetzt bitte allein,“ brachte er ganz leise hervor.

Schuhmacher zögerte noch eine Sekunde. Der Mann tat ihm unendlich leid.

„Gehen Sie, um Gottes willen gehen Sie!“ sagte Trenkwitz noch einmal und sah dabei so elend aus, als ob er sich vor körperlichen Schmerzen krümmte.

Da verließ Schuhmacher das Zimmer.

Eine Weile standen sich Trenkwitz und Lucie stumm gegenüber.

Der Kommerzienrat machte fortwährend Schluckbewegungen, und Lucie rührte sich nicht. Ein eiserner Trotz, eine unbeugsame, grausame Härte lag auf ihrer Miene.

Ein entsetzliches, kaum hörbares Lachen, das einen Stein erbarmt hätte, entrang sich ihm.

Sie wandte sich ab und verbarg ihr Gesicht.

Er mochte in dieser Sekunde bis auf den Grund ihrer Seele geblickt haben. Möglichst spuckte er aus und sagte kurz:

„Das ist ein Bubenstreich gemeinster Art! Aber lieber soll dir ein grauer Zopf wachsen, ehe ich dazu ja sage. Lieber schieße ich mir eine Kugel durch den Kopf, als daß ich dem Burschen die Hand reiche!“

Sie stellte sich in ferzengerader Positur vor ihn hin.

„Er wird es dir sehr leicht machen,“ entgegnete sie fast höhnisch. „Erstens hat er bis zum Moment keine Ahnung, daß ich ein Kind von ihm habe,“ sie sprach es mit einer Seelenruhe aus, als ob sie sich an den Gedanken seit Monaten gewöhnt hätte, „und zweitens lehnt er es ab, mich zu heiraten. Hörst du, Papa, er lehnt es ab. Und wenn er von diesem Vorsatz nicht abzubringen ist, gehe ich ins Wasser, unbedingt ins Wasser. Du kennst mich, Papa, ich mache keine Redensarten. Ein Leben ohne ihn ist mir unmöglich!“

Trenkwitz hielt sich die Hände an die Schläfen, als wollte er sich überzeugen, ob sein Kopf noch auf der alten Stelle säße.

Seine Stimme klang heiser.

„Mich wirst du nicht schwachsinnig machen,“ erwiderte er bitter, und sein Antlitz war so vergrämt und verfallen, daß es einen greisenhaften Eindruck machte.

Er richtete sich mühsam auf, er wollte sich von diesem Schlage nicht zu Boden strecken lassen.

„Das ist eine Angelegenheit für den Staatsanwalt Fleck,“ stieß er mit schneidendem Hohn heraus. „Ich ruhe nicht eher, als bis der Mensch hinter Schloß und Riegel sitzt!“

„Papa!“ schrie sie und riß die Fensterflügel weit auf, „noch ein Wort, und man kann mich da unten auflesen!“

Er schlug das Fenster klirrend zu und faßte sie beim Handgelenk.

„Laß deine überflüssigen Drohungen, und jetzt wartest du, bis ich zurückkomme.“

Er durchmaß einige Male den Korridor, ohne es offenbar zu wissen, seine Stirn hatte sich auf eine kümmerliche Art gefaltet.

Er begann auf einmal in sich hineinzuweinen.

Himmlicher Vater — warum hast du mir das angetan! Was habe ich verbrochen!

Er raffte sich auf. „Nein — nein — ich will nicht zusammenbrechen!“

Er überlegte, ob er den Staatsanwalt um Rat fragen sollte, und schüttelte den Kopf. Dann dachte er einen Moment daran, den Grafen Laugwitz ins Vertrauen zu ziehen. Aber sein Stolz lehnte sich auch dagegen auf.

Auge in Auge muß ich mit dem Menschen abrechnen, entschied er sich und ballte die Hände.

Schwer keuchend stieg er die Treppen zur vierten Etage hinauf, in der Kellnow wohnte. Soudso oft mußte er stehen bleiben, jeder Schritt fiel ihm sauer. Er zog mechanisch die Uhr aus der Tasche, betrachtete genau das Zifferblatt und steckte sie wieder ein, ohne zu wissen, was er tat.

In der vierten Etage begegnete er dem Zimmerkellner und fragte ihn, wo Herr von Ginsdorf wohnte und ob er zu Hause wäre.

Ja, er wäre in seinem Zimmer, Nr. 203.

Trenkwitz vergaß zu danken.

Vor der Thür blieb er noch einmal stehen. Dann faßte er mit einem energischen Druck die Klinke und öffnete, ohne anzuklopfen.

Kellnow war gerade im Begriffe, seinen Geigenkasten aufzuschließen, als Trenkwiß auf die Schwelle trat.

Er blickte überrascht auf.

Sein Instinkt sagte ihm sofort, daß hier etwas vorgefallen sein mußte, und sein prüfender Blick bestätigte es ihm. Dennoch verlor er seine Kaltblütigkeit nicht.

„Was verschafft mir die Ehre, Herr Kommerzienrat?“ fragte er, und mit ausgesuchter Höflichkeit fügte er hinzu: „Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen.“

„Danke bestens, ich möchte stehen und meine Sache mit Ihnen möglichst kurz abmachen. Ich habe Ihnen nur zu sagen: Ihre Spekulation ist vorbeigeglückt.“

„Was für eine Spekulation denn?“ fragte Kellnow erstaunt. „Ich verstehe wirklich nicht, was Sie meinen.“

„Ich kann auch deutlicher werden, mein verehrter Herr! Leugnen Sie es vielleicht, meine Tochter verführt zu haben?“

Dem alten Herrn schwellen die Stirnadern an.

Kellnow hatte ein tiefes Mitleiden, das er unter einem Lächeln verbarg.

„Wollen Sie mich etwa verhöhnen?“ brauste Trenkwiß auf.

„Nichts liegt mir ferner, bei Gott, mir liegt nichts ferner,“ beteuerte er. „Nur Ihre Ausdrucksweise, verzeihen Sie, Ihre Ausdrucksweise berührt mich so merkwürdig. Dürfen denn zwei freie Menschen nicht über sich verfügen? Ist das — — —“

„Lassen Sie gefälligst die großen Worte beiseite,“

unterbrach ihn der Kommerzienrat, „auf den Köder beiße ich nicht an.“

Kellnow bezwang sich und sagte mit vollkommener Selbstbeherrschung: „Darf ich mir übrigens die Frage gestatten, ob Sie im Auftrage Ihres Fräulein Tochter bei mir sind.“

Trenkwitz starrte ihn fassungslos an. Einen so schamlosen Menschen hatte er während seines ganzen Lebens nicht getroffen.

„Das geht Sie gar nichts an!“

„O doch! Ist das nämlich nicht der Fall, habe ich keine Veranlassung, das Gespräch fortzusetzen. Meine Ehrfurcht vor dem Alter kann nicht so weit gehen, daß ich mich beleidigen lasse.“

Der Kommerzienrat mußte sich setzen. Die Beine wurden ihm schwach.

„Wir wollen die Angelegenheit mit aller Nüchternheit regeln,“ erwiderte er. „Ich erkläre hiermit, daß ich Sie niemals als meinen Schwiegersohn anerkennen werde.“

„Von dieser Erklärung nehme ich bereitwilligst Notiz, obgleich sie mir eigentlich ganz unverständlich ist. Denn ich erinnere mich nicht, jemals um die Hand Ihres Fräulein Tochter angehalten zu haben.“

„Ja, was beabsichtigen Sie denn?“ stotterte Trenkwitz verduzt.

„Gar nichts!“ antwortete er. „Es ist eine lächerliche Rückständigkeit, von derartigen Affären so viel Wesens zu machen. Zwei Menschen lieben einander und besitzen den Mut, dies auf eine natürliche Art zu bekennen, es ist ein Unfug, wenn Dritte sich dazwischen stecken,

ganz gleichgültig, ob es Vater oder Mutter ist. Die Sache geht lediglich die beiden etwas an."

"So, meinen Sie!?"

"Ja, das meine ich wirklich," antwortete er mit großem Ernst.

"Sie hatten also niemals die Absicht, meine Tochter zu heiraten?"

"Niemals!" versicherte Kellnow. "Ich verstehe auch Ihre Frage nicht, Herr Kommerzienrat, Sie kennen ja meine Auffassung über die Ehe. Glauben Sie, das waren Redensarten? Glauben Sie, ich hätte Lucie, — pardon Ihr Fräulein Tochter — auch nur einen Augenblick darüber im Zweifel gelassen, daß unsere Beziehungen nur von einer bedingten Zeitdauer sein könnten?"

"Und mit solchen Grundsätzen hatten Sie die Courage, meine Tochter ehrlos zu machen?"

"Herr Kommerzienrat," entgegnete Kellnow in gequältem Ton, "bitte, kommen Sie mir nicht mit so altem — nun ja, ich finde kein anderes Wort — mit so altem Zimt. Diese Begriffe sind für mich abgetan."

"Ja, mein Verehrtester, würden Sie vielleicht ein Mädchen heiraten, das vorher ein anderer besessen hat?"

Kellnow sah in das zorngerötete Gesicht des alten Mannes und wurde tief bekümmert.

"Keinen Augenblick würde mich das abhalten!" sagte er fest.

"Nun, dann bin ich aus einer anderen Welt! Aber lassen wir das beiseite. Ich frage Sie: Ist es Ihnen bekannt, daß meine Tochter —," der alte Herr hielt inne. Er würgte am Worte, ohne es hervorbringen zu

können, und die Züge spiegelten das ganze Unglück seines Herzens wider. Aber mit einer verbissenen Energie wiederholte er nach einer Pause: „Ist es Ihnen bekannt, daß meine Tochter in anderen Umständen ist?“ . . .

Kellnow wurde sehr blaß.

„Davon ist mir nicht das mindeste bekannt,“ brachte er mit leiser Stimme hervor und schwieg eine lange Weile. Dann hellte sich seine Miene wieder auf, und ganz einfach sagte er: „Das ist doch im Grunde etwas Wunderschönes!“

Dieser Ton irritierte Trenkwitz völlig.

„Wie denken Sie sich nun die weitere Entwicklung?“ brachte er eingeschüchtert hervor.

„Was für eine weitere Entwicklung?“

„Ich meine, ob Sie etwa jetzt auf den Gedanken kommen, bei mir anzuhalten?“

„O nein, Herr Kommerzienrat. Nichts ändert sich für mich.“

„Und Sie meinen,“ schrie Trenkwitz außer sich, „ich werde meine Tochter mit einem unehelichen Kinde durch die Welt laufen lassen? Bilden Sie sich das ein?“

„Die Mütter von Giovanni Boccaccio und Michelangelo hatten dies Schicksal,“ antwortete Kellnow und lächelte verstohlen.

Trenkwitz' Geduld war erschöpft. Der Mensch verspottete ihn auf eine so dreiste, freche Art, daß er nicht länger an sich zu halten vermochte.

„Ein Hochstapler sind Sie, ein gemeiner Hochstapler!“ stieß er in ohnmächtiger Wut hervor, und lief wie ein Besessener durch das Zimmer.

Widlich trat er dicht vor Mellnow hin: „Können Sie dagegen etwas sagen?“

„Nein,“ erwiderte Mellnow und verschränkte die Arme. „Sie haben vollkommen recht. Von Ihrem Standpunkte aus bin ich in der That ein Hochstapler. Denn auch mit dem Baron Ginsdorf stimmt es nicht. Ich bin gar kein Baron, ich heiße einfach Andreas Mellnow. Und um die Rechnung gleich ganz ins reine zu bringen,“ fuhr er fort, „ich war es auch, der die elftausendsechshundert Mark in der Philharmonie gestohlen hat. Ich wollte nämlich damals nach Lugano und besaß keinen Pfennig!“

Trenkwitz wischte sich den Schweiß von der Stirn und erhob sich von seinem Sitz. Welch einem Schuft war sein armes Kind in die Hände gefallen!

Er atmete mit einem Male erleichtert auf.

„Ich danke Ihnen sehr für Ihre Auskunft — außerordentlich danke ich Ihnen dafür.“

Nach diesem eigenen Geständnis mußte der Mensch für Lucie erledigt sein. Daran war nicht zu zweifeln. Und das war das einzig Erfreuliche an der bitteren Sache.

„Wie war doch Ihr wirklicher Name?“

„Mellnow!“

„Sind Sie vielleicht mit dem bekannten Geheimrat Mellnow verwandt?“

„Ich war es. Mein Vater und ich sind seit Jahr und Tag völlig auseinander. Wir kennen uns nicht mehr.“

„Selbstverständlich!“ antwortete Trenkwitz mit Genugthuung.

Es befriedigte ihn außerordentlich, daß seine Menschen-



kennntnis ihn nicht betrogen, daß er von Anfang an den Burschen richtig beurteilt hatte. Es kam jetzt nur noch darauf an, die Sache in einer für ihn und sein Kind anständigen Manier zum Schlusse zu bringen.

„Ich werde Sie nicht mehr lange bemühen, Herr. . . Herr Kellnow. Sie werden mir zugeben, daß ich nach Ihren Mittheilungen wohl in der Lage wäre, Sie der Staatsanwaltschaft zu übergeben. Ich würde das auch ohne weiteres tun, wenn mich die Rücksicht auf mein Kind nicht abhielte. Sie werden also meine Tochter pro forma heiraten, und unmittelbar nach der Trauung wird die Ehe geschieden werden. Sollten Sie irgendwelche materiellen Forderungen an mich stellen wollen, so werde ich darüber mit mir reden lassen,“ schloß er sarkastisch.

Kellnow suchte zusammen, als ob er einen Peitschenhieb erhalten hatte. Aber er sprach kein Wort. Er öffnete nur weit die Thür und sah Trenkwitz mit so funkelnden Augen an, daß der es vorzog, das Zimmer schleunigst zu verlassen.

„Nun? Was ist gewesen? Sage es schnell, ich halte es nicht länger aus,“ mit diesen Worten empfing ihn Lucie.

„Du wirst wenig Freude daran haben.“

Mühsam berichtete er den Verlauf seiner Unterredung. Lucie brach in lautes Schluchzen aus.

„Papa, was hast du angerichtet!“ jammerte sie. „Du hast ihn für immer vertrieben. — Aus Liebe zu mir hat er das Geld gestohlen! Begreifst du denn nicht, was das bedeutet? Hat ihm an dem Gelde auch nur so viel gelegen? Von sich geworfen hat er es bei der ersten Gelegenheit, angewidert hat es ihn! Und du sagst, er sei

ein Verbrecher! Willst du mir einreden, daß ein gemeiner Mensch so handelt. Gut, er ist kein Baron! Ich pfeife darauf! Ein Mensch ist er, ein prachtvoller, kühner Mensch!"

Und wie besinnungslos stürzte sie aus dem Zimmer und lief, so schnell sie die Füße trugen, zu Mellnow.

Sie riß ungestüm die Thür auf und warf sich an seinen Hals.

„Ich dulde nicht, daß man dich beleidigt, ich dulde es nicht! Ich habe ein Kind von dir, du geliebter, bester Mann! Freust du dich denn nicht ein wenig? Ein süßes, kleines Kindchen habe ich von dir, und genau wie du wird es ausschauen. Sieh mich mit guten Augen an, und freue dich mit mir, mein geliebter Mann!"

Er nahm sie in seine Arme und küßte sie.

„Ich habe mich doch nicht in dir getäuscht," sagte er. „Es war ein guter und richtiger Instinkt, der mich in deine Arme trieb.“

Sie lachte und weinte durcheinander.

„Sei dem alten Manne nicht böse, er meint es nicht so schlimm. Er hat mich unendlich lieb und glaubt in seiner Verblendung das Beste zu tun. Nicht wahr, nun bleibst du bei mir, verläßt mich nicht? Das Kindchen — es ist doch dein Kindchen — wirst du nicht von dir stoßen. Es braucht doch seinen Vater!"

Sie klammerte sich fest an ihn und blickte ihm angstvoll ins Auge.

„Sei mein starkes Mädchen, trage den Kopf hoch, sei stolz und binde mich nicht, es gäbe ein Unglück für dich und mich.“

Sie schluckte ihren Gram hinunter.

„Ich tue, was du willst, aber sei vor der Welt mein Mann, und wenn auch nur auf einen Tag! Folge hierin wenigstens dem Papa!“

„Gut,“ erwiderte er. „Wenn ihr von dem Urtheil der Menschen so abhängig seid, wollen wir den Pakt schließen, in Gottes Namen denn! Aber dann reichen wir uns wie zwei ehrliche Kameraden die Hände und gehen auf eine anständige Art auseinander.“

„So soll es sein, wenn es so sein muß, aber bis das Kindchen da ist, bleibst du bei mir, mein geliebter Mann. Versprich es mir, ich will das Kind in Freuden tragen, es würde ja elend zur Welt kommen, wenn du mich jetzt allein ließeſt.“

Mit flehenden, weitgeöffneten Augen, aus denen eine mütterliche Inbrunst leuchtete, hing sie an seinem Munde.

Ein großes Mitgefühl durchdrang ihn — sie kam ihm auf einmal so verändert, so gewandelt vor. Ganz weich wurde er bei ihrem Anblick.

„Gut, gut,“ flüsterte er, „ich tue es — und nun wollen wir still sein und nicht mehr darüber sprechen.“

Sie senkte ein wenig den Kopf — da fiel ihr Blick auf den Geigenkasten.

„Spielst du?“ fragte sie leise und verwundert.

„Ja,“ erwiderte er und lächelte auf eine befremdliche Art. „Habe ich es dir nicht von Anfang an gesagt, daß ich ein Spieler bin? Siehst du: ein armer Geiger bin ich — und dies ist meine liebe, liebe Geige.“

Sie betrachtete ihn mit einem scheuen Ausdruck. Etwas Räthselhaftes ging in ihr vor — aber sie sprach kein Wort mehr — sie streichelte nur vorsichtig seine Hand.



Zweites Buch



---

## Erstes Kapitel

Ganz langsam und ganz versonnen schritt er an diesem Frühlingstage die Linden entlang. Überall begann es zu knospen, und die weiche, warme Luft hatte etwas so Lindes und Begütigendes, daß es ihm schien, als ob die Menschen rings um ihn leichter und freudiger ihre Straße zogen.

Auf einmal stand er vor dem Hotel Adlon. Und sehr verwundert, mit fremden Augen blickte er auf das palastartige Haus, als sähe er es zum erstenmal in seinem Leben. Und alles war so wunderbar, so seltsam, so unwahrscheinlich — Menschen, die in anderen Sprachen redeten, gingen hinein und kamen heraus . . .

Aber vielleicht träumte er nur, und er war gar nicht er — und das Hotel lag gar nicht an dieser Stelle und war gar nicht das Hotel Adlon.

Da stand am Eingang wie aus dem Erdboden gewachsen ein Mensch mit betrefstem Rock, zog die Mütze und sagte von ungefähr in devotem Ton: „Ah — Herr Baron Ginsdorf!“

Er zuckte zusammen und eine leichte Schamröte verdunkelte seine Züge. Er ging rasch weiter, drehte sich aber, wie zur Sicherheit, noch einmal um, als wollte

er sich überzeugen, daß ihm niemand auf den Fersen war.

Sein Blick fiel jetzt auf ein hohes Fenster, in dessen Auslage wunderschöne seidene Schlipse lagen. „So wird man verfolgt,“ dachte er — „Schatten aus der Vergangenheit drängen sich zwischen mich und meine Gegenwart.“

Er ließ das Brandenburger Thor hinter sich und bog in den Tiergarten ein. Als er die kleine Anhöhe erreicht hatte, die man den Schneckenberg nennt, setzte er sich auf eine der Bänke. Außer ihm war nur noch eine junge Frau da, die gerade ein Bübchen aus dem Wagen gehoben hatte und es von der Sonne bescheinen ließ.

Dieses Kind betrachtete er eine lange Zeit mit solcher Aufmerksamkeit, daß die Mutter unwillkürlich errötete.

Er senkte den Kopf. Und wider seinen Willen rollte sich das verflossene Jahr vor ihm auf.

Ein Ehemann war er geworden; mit sehnsüchtiger Liebe hatte sich das geborene Fräulein Trenkwitz ihm angehängt.

In Lugano hatte man sich von dem Kommerzienrat getrennt, der in tiefer Erbitterung nach Deutschland heimgereist war mit dem schriftlichen Kontrakt in der Tasche, daß Kellnow nach der Geburt des Kindes bedingungslos in die Scheidung willigen würde. Das war der armselige Trost, den er mit sich nach Hause nahm. Kellnow aber war mit Lucie Trenkwitz tiefer nach dem Süden gegangen, an die italienische Riviera.

Sie schmiegte sich eng an ihn, durchkostete ihr junges frauenhaftes Glück, das von leiser Bangigkeit durchzittert war, und schmiedete im geheimen Pläne für die Zu-



kunft. Alles würde gut werden, wenn erst das Kind da war.

Und Kellnow betrachtete mit einer stillen Rührung ihr mütterliches Wachstum.

Es gab aber auch Zeiten, in denen er von einer ihm fremden Angst geschüttelt wurde. Die eigene dunkle Kindheit, in die keine Wärme und keine Sonne gedrungen war, kam ihm wieder zum Bewußtsein. Und zugleich sah er die Tragik menschlicher Ohnmacht darin, daß man wider seinen Willen neues menschliches Leben erschuf.

Und dann lächelte er auf die ihm eigene anmutige Art, weil er den letzten Sinn des Daseins erkannte, der in der Unbewußtheit — im Rhythmus — im Tänzerischen lag — in der Urbewegung, die den höchsten Zweck erfüllte, gerade weil sie keinen Zweck vor Augen hatte.

Wiederum kamen finstere Sorgen. Denn zu dem Menschen, der leicht ist, der tanzen und fliegen kann, gehört die innere Schwere.

In solch einsamen Stunden quälte ihn die Furcht, ob sein Kind mit hellen Ohren, klaren Augen und feinen Gliedern auf die Welt kommen, oder ob es ein Krüppel sein würde, in dessen engem Hirnkasten Gespenster ruhmten und einen Totentanz aufführten.

Ob Lucie irgend etwas ahnte von dem, was in ihm vorging, wenn sie zuweilen stumme, verängstigte Blicke auf ihn warf? Oder lag darin nur die lautlose Bitte: „Bleibe bei mir — verlaß mich nicht!“

Ihren Blicken wich er aus — sie quälten ihn. Er spürte das Verlangen, ihn zu binden. Und dagegen lehnte er sich auf mit einer geheimnisvollen Ahnung,

daß vor ihm noch ein weiter Weg lag, den er ohne sie gehen mußte.

Dann war er mit ihr nach Berlin gereist, hatte draußen im Hansaviertel, inmitten des Tiergartengrüns, eine Gartenwohnung bezogen, weil er mit aller Entschiedenheit jeder Abhängigkeit von Trenkwiß aus dem Wege gehen wollte.

Als nun das Kind zur Welt kam, und sie bleich und elend, mit weit aufgerissenen Augen dalag, zerbrach seine Widerstandskraft. Er konnte nicht nein sagen, er versprach, bei ihr zu bleiben, obwohl er sich über-rumpelt fühlte. Er hielt in seinen Händen das hilflose kleine Wurm und scheute sich, es zu berühren.

War das sein Kind? Hatte er mit ihm etwas zu schaffen? Trug er nicht da eine verantwortungsvolle Last, die ihm ein böser Zufall aufgebürdet hatte . . . ?

Nur ein kurzes Dasein fristete das Kind.

Als man es nach wenigen Tagen in die Erde grub, fühlte er sich wieder frei — leicht — losgelöst — wie aus einem schweren Traum erwacht.

Allmählich begann es in ihm zu arbeiten. Er wehrte sich. Er wollte nicht besessen sein — und wurde doch von ihren dünnen Händen wie mit eisernen Klammern gehalten.

Sobald er ganz vorsichtig von Trennung und ehrlichem Abschiednehmen zu sprechen begann, geriet sie in so wilden Aufruhr, brach eine so zügellose Leidenschaft aus ihr, daß er erschrak und es immer wieder aufgab . . .

Das alles fiel ihm jetzt ein, da er bedächtig und mit Behagen die Frühlingssonne trank.

Die junge Frau sah auf, und ihrer beider Blicke trafen sich. Und wie sie jungmütterlich ihr Kind an sich zog, es liebkooste, mit ihm spielte, mit ihm lachte, war sie für Kellnow ein Marienbild, das ihm Freude schuf. Mit einem leichten Lächeln sagte er:

„Nicht wahr, es ist schön, im Frühling hier draußen zu sitzen?“

Sie sah ihn freimütig mit großen, grauen Augen an und nickte, während sie mit der Hand, deren edle Form ihm auffiel, über ihren aschblonden Scheitel strich.

Unversehens kamen sie ins Gespräch.

Sie erzählte ihm, daß sie es leicht auf der Lunge hätte, es wäre aber nicht gar gefährlich — nur ein wenig müßte sie sich in acht nehmen. Und darum lebte sie auch jetzt in Berlin bei ihrer Mutter, obgleich sie eigentlich seit ihrer Verheiratung nahe bei Hamburg ansässig wäre. Ihr Mann sei fast das ganze Jahr draußen auf dem Meere, und nur um Weihnachten herum sähe sie ihn auf ein paar Wochen, wenn das Glück gut wäre.

Kellnow fragte, ob das nicht ein einsames Leben wäre, voller Angst und Sehnsucht?

‘Etwas Nachdenkliches und Herbes trat auf ihr Gesicht. Seit das Kind da wäre, sei es nicht mehr so schlimm. Aber in den ersten Jahren habe sie schon arg gelitten, obwohl zuweilen aus der weiten Welt da draußen, aus Japan und Indien Briefe von ihm gekommen wären, die von Wunderdingen erzählten.

„Wenn man das so liest,“ fuhr sie lächelnd fort, „glaubt man, es seien lauter Kindermärchen. Und

doch muß es wahr sein; denn so etwas kann man sich doch nicht ausdenken."

„Ganz gewiß nicht," antwortete er. „Die Welt ist voller Wunder, aber die wenigsten sehen sie."

Sie seufzte leise.

„Alles recht gut und schön," gab sie zurück, „aber manchmal trage ich doch recht schwer an meiner Einsamkeit — und die schönsten Briefe bieten dafür keinen rechten Ersatz."

Kellnow bestätigte das.

Aber eigentlich — meinte er bedächtig — hätte sie sich doch alles das vorher sagen müssen.

Lag etwas in seinem Tone, das sie bei diesen gleichgültigen Worten traf? — Ihre Wangen wurden auf einmal fleckig-rot, und Kellnow schien es, als ob sie das Kind, das ein wenig ungeduldig zu werden begann, lauter als nötig zur Ruhe mahnte.

„Sie dürfen das nicht mißverstehen," sagte sie. „Ich habe den Mann lieb, sehr lieb. Aber damals, als ich heiratete, war ich blutjung. Ich bin nämlich," setzte sie schüchtern hinzu, „heute kaum dreiundzwanzig. Und wenn man einen Menschen gern hat, fragt man nicht viel und setzt sich über alles hinweg. Man hört auch nicht auf die anderen. Was gehen die einen im Grunde an? Man folgt eben nur seiner Stimme, und das ist wohl auch das beste. Die Mutter hat sich mit Händen und Füßen dagegen gewehrt. Ich wollte es eben. Und von klein auf habe ich meinen Willen durchgesetzt."

„So einen festen Sinn haben Sie?"

„Den habe ich," antwortete sie ernsthaft.

Das Kind streckte nach Kellnow die Arme aus.

Sie lachte verwundert auf.

„Das ist aber sonderbar,“ meinte sie, „er mag sonst fremde Menschen nicht.“

Kellnow blickte sie groß an und nahm plötzlich ohne weiteres ihre Hand, die sie ihm jedoch rasch entzog.

„Warum tun Sie das?“ fragte er — „es ist doch nichts Böses dabei, wenn ich Ihre Hand halte.“

„Doch,“ entgegnete sie einfach und bestimmt.

Er schüttelte den Kopf. „Ich will ja nichts von Ihnen,“ meinte er. „Ich finde das häßlich und feige.“

„Weshalb sagen Sie das?“

Sie wurde über und über rot.

„Weil Sie mir die Hand gern geben würden, aber keinen Mut haben.“

„So! — Und woher wissen Sie das?“ fragte sie leise.

„Ich weiß es — weiß es ganz sicher.“

Sie schwieg eine kleine Weile und dachte offenbar angestrengt nach, denn ihre klare Stirn hatte sich in Falten gezogen. Dann blickte sie ihn mit einer großen Kühnheit an und sagte:

„Ich glaube, Sie sind im Unrecht. Wenn man nur ein paar Schritte vom Wege abirrt, so kann man sich leicht verirren und nicht mehr zurückfinden. Ist es nicht so?“

Ihre Antwort frappierte ihn, und prüfend musterte er ihr schmales Gesicht, in das die Krankheit die ersten Spuren gezeichnet hatte. Ihre Züge hatten für ihn etwas Holdseliges und zugleich Kührendes.

„Auch die Irrwege muß man gehen,“ erwiderte er. „Wer nur auf der geraden Straße bleibt, sieht und ent-

deckt nichts vom Leben. Und weil Sie mit dem Meere offenbar gut Bescheid wissen, wird es Ihnen auch nicht unbekannt sein, daß Kolumbus auf einer Irrfahrt Amerika gefunden hat."

"Wenn man Ihnen zuhört, klingt es beinahe, als ob Sie recht hätten, aber mein Gefühl sagt mir, daß Sie im Unrecht sind."

"Dann dürfen Sie nur Ihrem Gefühle folgen. Es ist das einzige Steuer, das wir haben. Und jetzt werde ich Sie nicht noch einmal bitten, mir Ihre Hand zu geben."

"Sind Sie verheiratet?" fragte sie plötzlich.

"Ja" — antwortete er.

"Dann kann ich Ihnen auch meine Hand geben." Er hätte lachen müssen, aber er lachte nicht. Er hielt nur ihre Hand mit leisem Druck in der seinen.

"Nun ist es aber genug," sagte sie und entzog ihm wieder die Hand.

"Warum tragen Sie eigentlich keinen Ring?"

"Das ist ein unbewußter Vorsatz. Nie in meinem Leben habe ich einen Ring getragen. Vielleicht habe ich, ohne es zu wissen, im stillen immer gefürchtet, daß so ein Ring Gewalt über einen hat — ein Band ist, das einen festhält."

"Es soll doch auch ein Band sein," entgegnete sie.

"O nein, nur mein Wille ist ein Band, über den ich unter keinen Umständen ein paar Gramm Gold setze."

"Wie seltsam Sie die Worte stellen — ganz anders, als die Leute, mit denen ich sonst wohl rede."

"Aber Sie verstehen mich doch?"

"Ja, ich verstehe Sie."

„Wirklich?“

Sie erhob sich statt aller Antwort, wandte sich zuerst ein wenig ab und sagte dann: „Nun aber ist es Zeit für mich, nach Hause zu gehen.“

„Und ich hätte gewünscht, daß Sie noch ein Viertelstündchen bei mir blieben. Wollen Sie nicht?“

„Nein, es geht nicht.“

„Schade! Wir haben uns so gut verstanden. Sie selbst haben es gesagt.“

„Deshalb ist es gut, wenn ich jetzt gehe.“

„Ist es wieder Ihr Gefühl, das spricht?“

Sie nickte.

„Dann: Auf Wiedersehen! — Warum schütteln Sie den Kopf?“

„Ich mag Ihnen nicht mehr begegnen.“

„Sehr unrecht von Ihnen — denn Sie wissen so gut wie ich, daß wir uns etwas zu sagen haben. In solchem Falle soll man nicht aneinander vorbeigehen.“

„Leben Sie wohl.“

Sie reichte ihm noch einmal die Hand, die er nicht losließ.

„Ich möchte Sie so sehr gern wiedersehen. Sagen Sie geschwind, daß ich Sie morgen an derselben Stelle wiedertreffe.“

„Davor bewahre mich Gott!“

„Gut.“

Er gab ihre Hand frei.

Sie legte das Bübchen in den Wagen und nickte ihm noch einmal zu.

Er lüftete den Hut und blickte ihr lange nach.

Eine Weile blieb er noch sitzen und pfiff leise vor sich

hin, ehe er den Rückweg antrat. Unterwegs überlegte er, ob er sie nicht doch wiedersehen würde und hatte Freude bei dem Gedanken. So viel Wärme war von dem einfachen Wesen ausgegangen. „Das ist ein gerade gewachsener Mensch,“ sagte er — „Natur, die sich nicht zu verstellen braucht.“

Und er empfand die Begegnung als etwas Schönes, das gut zu diesem Frühlingmorgen stimmte.

Er sah auf die Uhr und merkte, daß es spät geworden war. Trotzdem verlangsamte er seine Schritte.

Als er in den Flur seiner Wohnung trat, hörte er eine fremde Stimme, die er jedoch bald erkannte. Sie gehörte Trenkwiß. Am liebsten wäre er sofort umgekehrt, aber es war zu spät, denn Lucie hatte bereits die Thür geöffnet.

„Weißt du, wer hier ist?“ fragte sie erregt. Und ohne seine Antwort abzuwarten, fügte sie rasch hinzu: „Der Papa ist hier! Komm schnell herein, wir warten auf dich.“

Ein gereiztes Wort lag auf seiner Zunge. Er hielt es indessen zurück, denn in dem offenen Nebenzimmer ging Trenkwiß auf und nieder.

Er war in seinem Verhältnis zu Lucie bis zu dem Maße auf Gegenwehr bedacht, daß selbst ein harmloses Wort ihn aufbringen konnte. Und so fragte er sich sofort im stillen, wem in aller Welt er denn ein Recht eingeräumt hätte, auf ihn zu warten. Ob denn sein Kommen und Gehen an den Willen eines anderen gebunden wäre. Aber er hatte keine Zeit, etwas zu erwidern — schluckte den aufsteigenden Ärger hinunter und folgte ihr.



Die Männer reichten sich schweigend die Hand, und Lucie verließ unbemerkt das Zimmer.

Trenkwiß war alt geworden. Seine Augen blickten vergrämt.

„Wir wollen die Vergangenheit begraben,“ sagte er, und das Sprechen fiel ihm schwer. „Ich weiß nicht, wie lange ich noch zu leben habe — aber sie ist mein einziges Kind, und ihr Glück liegt mir mehr als alles andere am Herzen. Ich bin auch nicht hierher gekommen, um mit Ihnen zu rechten — meinen Frieden möchte ich mit Ihnen machen. Wenn das Kind mit Ihnen glücklich ist — und sie behauptet es ja mir gegenüber,“ fügte er hinzu und lächelte dabei greisenhaft und müde — „so finde ich mich mit allem ab.“

Er hielt einen Moment inne, als erwartete er ein zustimmendes Wort von seiten Kellnows. Der schwieg jedoch beharrlich.

Der alte Mann neigte den Kopf tief auf die Brust.

„Wir wollen die harten Worte vergessen,“ begann er wieder. „Ich will das Kind bei mir haben — mich seiner freuen. Und deshalb schlage ich Ihnen vor: Siedeln Sie mit mir nach Düsseldorf über. Es läßt sich am Rhein leben.“

„Ich habe mir so gedacht,“ fuhr er hastiger fort, „daß Sie vielleicht . . .“ Er stockte einen Moment — „Sehen Sie, meine alten Knochen taugen nicht mehr viel. Am Ende könnten Sie fortsetzen, was ich mein ganzes Leben hindurch aufgebaut habe. Vielleicht macht es Ihnen sogar Spaß —“ setzte er mit leichter Bitterkeit hinzu.

Kellnow hatte still zugehört. Rein menschlich be-

wegte ihn der alte Mann, der ihm einst mit der Staatsanwaltschaft gedroht hatte. Sein Zusammenbruch ergriff ihn. Vergessene Begriffe von Eltern- und Kindesliebe, die ihn immer stüzig gemacht hatten, tauchten in lebendiger Form wieder auf. Der alte Mann stand so arm, so hilflos, so nackt vor ihm, und die Gebundenheit des menschlichen Daseins wurde ihm in dieser Stunde auf eine widerwärtige Art klar. Der da hatte sich mit jeder Faser an sein Kind gehängt — war gar nicht mehr er selbst, war bis zu dem Grade abhängig von dem Menschen, den er in die Welt gesetzt hatte, daß es für ihn kein Besinnen auf sich selbst mehr gab. Daß er bettelte bei dem, der seiner Überzeugung nach ihm sein Liebstes gestohlen hatte.

Ein erbärmlicher Zustand!

Er tat ihm leid in seiner Zerbrochenheit. Ja, er erlebte in diesem Augenblick etwas höchst Merkwürdiges: er empfand plötzlich klar und deutlich, wie durch eine ungeheuerliche Gefühlstauschung das Unrecht einen Schein des Rechts erhalten konnte; wie überhaupt die Rechtsfrage aufhörte, sobald einer am Boden dahingestreckt lag.

Er schämte sich beinahe seiner Überlegenheit, und daß in seiner Hand das Schicksal eines anderen liegen sollte, als er jetzt erwiderte:

„Ich bitte mir aufs Wort zu glauben: Ich kann Ihnen nicht zu Willen sein, denn ich bin durchaus mit Ihnen darin eines Sinnes, daß ich für Lucie nicht der richtige Mann bin. — Ach bitte, unterbrechen Sie mich jetzt nicht, denn ich möchte, daß wir mit großem Ernst und mit einem Gefühle der Zusammengehörigkeit über

diese Angelegenheit, die uns beide angeht, sprechen. Gerade weil Sie heute nicht mehr," setzte er lächelnd hinzu, „an eine Spekulation meinerseits glauben, werden wir uns verstehen. Ich bin nicht der Lebenskamerad für Lucie, auch wenn sie sich das heute noch einbildet. Unsere Naturen sind von Grund aus entgegengesetzt, so daß wir uns nie — nein, niemals begreifen werden. Sie hängt mehr als sie ahnt an dem, was Sitte und Überlieferung heißt. Und Sie, Herr Kommerzienrat, wissen ja, daß ich das alles von mir geworfen habe, daß ich — heute, wo ich etwas reifer geworden bin, begreife ich es vollkommen — in Ihren und den Augen anderer guter Staatsbürger beinahe da angelangt bin, wo das Verbrechen beginnt. In dieser meiner Weltanschauung liegt mein Unvermögen, ein guter Ehemann zu sein. Das haben Sie mit Ihrem gesunden Menschenverstand sofort herausgefunden, während sich Lux auch heute noch solcher Erkenntnis eigensinnig verschließt. Und darum erübrigt sich eigentlich alles Weitere. Ich bin nämlich für kaufmännische Dinge gänzlich unbegabt, mein verehrter Herr Kommerzienrat. Ich bin überhaupt ein unbegabter Mensch. Nur eine gewisse Ehrlichkeit nehme ich für mich in Anspruch, und so bin ich von Anfang an für ein Auseinandergehen in Freundschaft und Anstand gewesen."

Trenkwitz hatte ihm mit Anstrengung zugehört. Immer mehr festigte sich bei ihm die Überzeugung, daß er einem Berrückten gegenüberstehe, und daß seine frühere Ansicht, Kellnow sei eine Verbrechernatur, auf einem Irrtum beruht habe.

„Was soll denn nun geschehen?“ fragte er schweren Herzens.

„Ja, was soll nun geschehen?“ wiederholte auch Kellnow.

Die Thür öffnete sich, und Lucie trat ein.

„Ja, habt Ihr denn ganz vergessen, daß ich auch noch auf der Welt bin?“ fragte sie.

Ihre äußere Gestalt hatte sich kaum verändert. Vielleicht war sie in den Hüften ein wenig breiter geworden. Aber in ihr Gesicht hatte sich ein frauenhafter, bangender Zug eingegraben; es schien seine frühere heitere Sorglosigkeit verloren zu haben. In ihren Bewegungen lag eine leichte Nervosität und Fährigkeit.

„Es gibt eben allerhand zu besprechen,“ meinte Trenkwiß schwerfällig. „Das sind nicht so einfache Dinge, liebes Kindchen. Im übrigen,“ sagte er und zog die Uhr, „habe ich jetzt noch eine Verabredung. In ein bis zwei Stunden werde ich wieder zurück sein.“

Er erhob sich, zog sie in tiefem Mitleiden an sich und küßte sie auf die Stirn.

„Lieber, guter Papa.“

Wie ein hilfloses, nach Zärtlichkeit verlangendes Geschöpf schmiegte sie sich an ihn.

Trenkwiß löste behutsam ihre Arme.

Als er die Thür hinter sich geschlossen hatte, trat sie dicht an Kellnow heran. Und mit einer leisen Furcht in der Stimme sagte sie:

„Nicht wahr, Liebstes, der Papa ist rührend — und nun wird alles gut.“

Sie blickte ihn mit liebenden, erwartungsvollen

Augen an. Aber dieses sein überlegenes Lächeln, das sie kannte und haßte, stimmte sie sogleich herab.

„Hat er dir denn nicht seine Vorschläge gemacht?“ fragte sie mutlos.

„Wir sollen zu ihm ziehen — du sollst in die Fabrik eintreten — er will sie dir ganz übergeben; sobald du dich eingearbeitet hast.“

Und als er noch immer schwieg, geriet sie in Rage.

„Mann — Mann! Loßt dich denn das nicht? Ist es nicht das Arbeitsfeld, das du brauchst, auf dem du alle deine Kräfte entfalten kannst?“

Sie hatte vor Erregung einen roten Kopf bekommen und lauerte angespannt auf seine Antwort.

Er aber nahm ihre Hand und erwiderte begütigend, wie man zu einem kranken Kinde spricht:

„Aber, Lucerle, das sind doch lauter Hirngespinnste!“ Und von dem Gedanken förmlich erheitert, fuhr er fort: „Was soll ich in Düsseldorf — und was soll ich in eurer Drucknopffabrik? — O bitte, ich weiß, daß das etwas an und für sich sehr Schönes ist, für den Papa und unzählige andere. Aber nicht für mich, Lux. Ich mache mir nämlich gar nichts daraus — du weißt es ja — mit einer großen Schere alle Vierteljahr die kleinen Coupons abzuschneiden. Ich brauche das nicht, Lucerle. Im Gegenteil — krank würde es mich machen. Und auf das Brauchen kommt alles an!“

„Ja, was willst du denn eigentlich?“ — ihre Stimme hatte einen bedrohlich heiseren Klang.

„Du weißt es,“ entgegnete er.

„Nein, ich weiß es nicht,“ antwortete sie, und ihre Miene wurde hart und feindselig.

„Du weißt es,“ wiederholte er unerschütterlich.  
 „Fort will ich. Laß uns gut und anständig auseinander-  
 gehen — und nicht in Verbitterung und Haß. Wie oft  
 habe ich es dir gesagt!“

„So — also damit kommst du — das ist der Refrain!“

Ganz blaß war sie geworden und alles zitterte an ihr.

Er schwieg hartnäckig. Er wußte, daß, wenn sie ihn mit solchen Blicken ansah, jedes Wort überflüssig war, keiner seiner Einwände gehört würde. Die Ohren waren ihr dann wie verstopft und aus ihren Augen brannte ein unseliges Feuer, das er fürchtete. Denn diese Kampfesart war gegen seine Natur.

Sein Schweigen reizte sie noch mehr.

Nun sah er, wie es ihren Körper schüttelte, wie sie nach ährenden Worten suchte, um sein verbrecherisches Handeln ihr gegenüber bloßzulegen. Und weil er diese Ausbrüche kannte, wollte er an ihr vorbei, aus dem Zimmer.

Sie trat ihm drohend in den Weg.

„Du wirst mich anhören.“

„Kräftevergeudung,“ sagte er und zuckte die Achseln.

„Recht hast du,“ entgegnete sie, und ihre Augen funkelten. „So weit wirst du es treiben, bis ich — ja, warum bist du mir denn nachgelaufen? Warum hast du dich an meine Sohlen geheftet? — War ich es, die sich dir aufgedrängt hat? Hast du mir nicht mit allen Kniffen und Schlichen nachgestellt, bis du mich so weit hattest?! Ach du gemeiner Mensch — du gemeiner und erbärmlicher Mensch!“ schrie sie noch einmal auf, und ihre Stimme schlug über.

Er war um einen Schatten blasser geworden. Er

wollte nichts erwidern. Aber dann sagte er mit einem grausamen Hohn:

„Ich bin ein gemeiner und erbärmlicher Mensch. Nichtig! Und mit so einem willst du zusammenbleiben? Das ist doch Widersinn!“

Sie stieß ein gellendes Lachen aus.

„O, das wußte ich. Ich wußte, daß das jetzt kommen würde. Du bist mir ein Feiner!“ Sie sah ihn auf einmal durchdringend an. „Hast du vielleicht irgendeine Frauenzimmergeschichte?“ fragte sie.

„Laß mich hinaus,“ entgegnete er.

Der Ausdruck seines Gesichtes entwaffnete sie. Die Tränen stürzten ihr aus den Augen.

„Ach Andreas,“ sagte sie schluchzend, „warum kannst du bei mir nicht fröhlich sein? Ist es eine Sünde, daß ich dich über alles liebe? — Was kannst du mir vorwerfen?“

„Daß du mich an eine Kette legst, der ich ohne Freiheit nicht atmen kann.“

„Freiheit!“ Sie lachte wieder auf. „O, ich kenne deine Freiheit! Sieh mich nicht so böse an — ich wollte dich jetzt nicht kränken. Ich hatte doch ein Kindchen von dir, Andreas, ein kleines, süßes Kindchen — und ich werde wieder eins bekommen, ganz gewiß — und alles wird gut werden. Glaube es mir, mein Liebling, alles wird gut werden.“

„Wenn du mich freigibst.“

„Und wenn ich es nicht tue?“

„So bin ich eines Tages auf und davon.“

„Und ich werde dich überall zu finden wissen, wo du dich auch verkriechen magst. Dessen kannst du sicher sein.“

„Weißt du, was das ist? Heller Wahnsinn ist es. Bin ich denn wie irgendein toter Gegenstand von dir besessen? Weil auf einem Fexen Papier geschrieben steht, daß ich dein Mann bin? Und wenn ich mir heute eine Kugel durch den Kopf schieße, mußt du dich dann nicht auch darein finden?“

„O,“ sagte sie, „wenn der Tod uns trennt, so ist das etwas ganz anderes. Gegen den Willen Gottes kann man nicht an.“

„Siehst du, das wollte ich hören. In der Religion bist du gut beschlagen. Vor Gott machst du halt. Aber mich willst du zugrunde richten. Nein, meine Liebe, dagegen wehre ich mich. Wenn mich heute der Geier holt, wirst du morgen mit einem anderen glücklich werden. Das ist Besitzwahnsinn der tollsten Art!“

Sie sah ihn mit einem grundgütigen Ausdruck an, ehe sie erwiderte:

„Mit keiner deiner spitzfindigen Redensarten wirst du mich anderen Sinnes machen. Ich liebe dich -- und ich lasse dich nicht.“

Da gab er es auf.

Jedes ihrer Gespräche endete so. Er kannte jeden ihrer Einwände, kannte jedes Stichwort.

„Sprich mit dem Papa,“ sagte er, „vielleicht hat er bessere Gründe, dich zu überzeugen. — So, und nun muß ich auf einen Sprung fort. Ich habe allerhand zu besorgen.“

„Wo willst du denn hin?“ fragte sie mißtrauisch.

„Stehe ich denn unter Verhöd?“ brauste er auf und schlug die Thür hinter sich zu.



Sie stand eine Weile wie angewurzelt da, bis sie durch ein Läuten aufgeschreckt wurde.

Trenkwiß kam in gehobener Stimmung zurück. Er war wieder kampfbereit.

„Von wem, glaubst du, komme ich?“

„Ich weiß es nicht.“

„Von seinem Vater, dem alten Geheimrat.“

„Das hast du getan —,“ stammelte sie.

„Gewiß, mein Kind. Und ich will dir auch verraten, was er mir gesagt hat. Sein Urtheil lautet kurz und bündig:

„Es gibt Berrückte, die man nicht einsperren kann!“ Für ihn existiert der Mensch nicht. Er hat ihn ausgelöscht.“

„Das geht mich gar nichts an,“ rief sie empört.

„Aber mich, liebe Lux, desto mehr. Er hat mir von seiner Mutter auch allerhand Merkwürdiges mitgeteilt. Weißt du, was man unter hereditärer Belastung versteht, mein Kind? Es gibt Menschen, die man nicht verantwortlich machen kann, weil sie die bösen Eigenschaften im Blute haben. Der alte Herr, der übrigens einen durchaus scharmanten Eindruck auf mich gemacht hat — sehr scharfsinnig —, sehr klug, ohne Frage — hat im Gespräch durchblicken lassen, daß die geborene Gräfin Ginsdorf von Hause aus nicht ganz richtig war. Mit der Ginsdorffschen Familie stimmt es überhaupt nicht. Weder mit den Männern, noch mit den Frauen. Die einen Säufer, Spieler, Draufgänger — die anderen leichtsinnig bis zur Verwegenheit, Dirnen, Courtisane — was weiß ich. Eine soll sogar die Mätresse eines Dänenkönigs, irgendeines Christian gewesen sein und öffentliches Argerniß erregt haben. Der Apfel fällt eben nicht weit vom Stamm.“

Sie lachte laut auf.

„Dann müßte er ja nach dem Vater geraten sein, lieber Papa!“

„Ach, mach' keine Witze, liebe Lur, mir ist gar nicht danach zumute“ — antwortete Trenkwiß. „Der Geheimrat würde dich übrigens gern kennenlernen,“ sagte er. „Natürlich dürfte er nichts davon wissen. Mit ihm will er nicht das mindeste mehr zu schaffen haben.“

„Papa,“ fuhr sie auf, „glaubst du, ich würde hinter Andreas' Rücken — ohne die Erlaubnis meines Mannes — — ja, was denkst du denn von mir, Papa?“

„Daß dich Gott verblendet hat, mein Kind,“ erwiderte er jammervoll. „Was gäbe ich darum, wenn du wieder zur Vernunft kämest. Laß mich ausreden, Lur — ich bin bis zum Rande gefüllt. Das ist ja ein Hundeleben, das du mit dem Menschen führst! Nie und nimmermehr wirst du deinem alten Papa einreden, daß du glücklich bist. Schau doch nur in den Spiegel und überzeuge dich, was der Mensch aus dir gemacht hat. — Die Augen möchte ich dir öffnen. Komm mit mir und fange von neuem an. Du bist jung. Das ganze Leben liegt noch vor dir. Hunderte werden die Arme nach dir ausstrecken — nur zu wählen brauchst du.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich kann nicht, Papa. Und wenn du mir goldene Berge versprichst.“

Da schlug er mit der geballten Faust auf den Tisch, daß es im Zimmer nur so dröhnte.

„Du kannst nicht!“ wiederholte er ein über das andere Mal. „Das ist um aus der Haut zu fahren. Hat dich

denn der Kerl verherzt? Das ist ein Lump, ein Gauner, ein Tagedieb, der dem Herrgott die Zeit stiehlt. Liegt auf der Bärenhaut und faulenzet sich durch. Lebt von Neungewinnen und hat nicht das geringste Gefühl von Scham. Und vor solch einem Menschen, der nur durch Zufall nicht hinter Schloß und Riegel sitzt, kannst du Respekt haben? — Nein, das geht nicht mit rechten Dingen zu — ist unmöglich!“

„Ich liebe ihn Papa,“ sagte sie leise.

Da trat Trenkwitz dicht an sie heran und schüttelte sie an den Schultern.

„Nun will ich dir noch etwas sagen, mein teuerstes Kind,“ seine Stimme klang schneidend scharf und zitterte vor Erregung. Er holte tief Atem, als müßte er erst Kraft schöpfen.

„Dieser Mensch hat für dich nicht eine Spur von Liebe — er hat es mir selber gesagt — so wahr ich vor dir stehe. Und nur den einen Gedanken hat er: Dich auf bequeme Art los zu werden.“

„Ich weiß es, Papa.“

Trenkwitz brüllte auf wie ein Tier, das angeschossen ist.

„So kann dir weder Gott noch der Teufel helfen. Wer sich selber nicht achtet, den soll man auch nicht achten.“

In tiefer Erregung durchmaß er das Zimmer. Dann brach er erschöpft auf einem Stuhl zusammen und fing wie ein Kind zu weinen an.

Das Herz tat ihr weh.

Sie trat an ihn heran und legte ihren Arm um seinen Hals.

„Lieber, herzensguter Papa, nicht weinen! Du weißt

ja nicht, wie mir zumute ist. Gewiß, es ist ein Unglück. Ganz recht hast du. Aber wenn ich von ihm ginge, würde ich wie ein Pflänzchen, dem die Wurzeln absterben, eingehen. Willst du das? — Nun siehst du — mir ist eben nicht zu helfen. Niemand kann mir helfen. Ich muß mir seine Liebe zurückgewinnen, oder ich mache Schluß. Bei Gott — ich mache Schluß.“

Als sie den verängsteten Ausdruck in seinen Augen sah, fuhr sie mit einem schmerzhaften Lächeln fort: „Soweit sind wir ja noch nicht, lieber Papa. Laß wieder ein Kindchen da sein, und alles wird gut. Er ist ja doch der beste, liebste Mensch — und gerade, weil er so ist, wie er ist, liebe ich ihn.“

Da wußte Trenkwitz, daß er einen hoffnungslosen Kampf führte.

## Zweites Kapitel

Vier Tage hintereinander hatte Mellnow vergeblich den Schneckenberg aufgesucht, ohne seine neue Bekannte wiederzufinden. Als er am fünften Tage sich wieder auf den Weg machte, war er bereits hoffnungslos und tief verstimmt.

Was will ich denn eigentlich? fragte er sich. Das ist eine primitive kleine Person, der ich wie ein dummer Schuljunge nachlaufe.

Nein, ein warmer, einfacher Mensch ist sie und schlicht und gütig.

Und nun schalt er sich wieder einen unverbesserlichen Schönfärber, der schon durch die anmutige Bewegung

einer Frau sein Urteilsvermögen verlor und nicht sah, daß ein hochmütiges Gänschen seine Poffen mit ihm trieb. Nun, es war das letztemal, der letzte Versuch, den er unternahm. Wenn sie heute ausblieb, war dies Kapitel beendet.

Er sumimte leise vor sich hin — eine jener Melodien, die er in dem letzten Jahre gefunden und aufgezeichnet hatte. Eine Unzahl von Liedern hatte er geschrieben. Aber keine Seele wußte davon. Scheu und Mißtrauen gegen sein Können hielten ihn zurück, mit irgend jemandem darüber zu sprechen. Und Ehrgeiz kannte er nicht.

Jetzt war er ganz nah dem Schneckenberg. Eine leichte Unruhe überfiel ihn. Er dachte daran, ob er nicht besser täte, umzukehren. Es war doch zu ärgerlich, sich immer wieder genarrt zu sehen.

Nein, noch einmal wollte er es versuchen — und ganz sicher war sie heute da.

Mit langsamen, zögernden Schritten ging er weiter und richtig — da saß sie, nickte ihm zu, als er sie grüßte, und streckte ihm, das Gesicht mit einem schamhaften Rot übergossen, die Hand entgegen.

Ganz einfach sagte sie:

„Nun bin ich doch gekommen — es ging wohl nicht anders.“

„Das ist sehr — sehr schön von Ihnen.“

„O nein,“ antwortete sie, „es ist gottserbärmlich und schlecht von mir.“

„Und trotzdem sind Sie gekommen?“

„Ja, ich mußte wohl. Ich hatte nach Ihnen eine solche Sehnsucht.“

Er blickte sich flüchtig um. Und als ob sie diesem Blick eine bestimmte Deutung gegeben hätte, sagte sie:

„Das Kind habe ich zu Hause gelassen. Es braucht nicht Zeuge zu sein, wenn seinem Vater etwas Böses angetan wird.“

„Sie haben doch gar nichts Böses getan.“

„Doch,“ entgegnete sie mit einem schmerzhaften Lächeln. „Es ist der Anfang. Ich laufe einem anderen nach — und der eigene Mann ist draußen auf dem Meere und kann sich nicht einmal wehren.“

Er war von ihrer Offenheit, die nichts verschleiern wollte, einen Moment erschreckt.

Sie mochte es merken, denn mit einer liebevollen Stimme sagte sie:

„Man soll wenigstens sich selber die Augen nicht verbinden.“ Und leise fügte sie hinzu: „Ich bin gern gekommen — ich wußte, daß Sie da sein würden.“

Kellnow nahm ihre Hand, die sie ihm ließ, und streichelte sie.

„Und woher wußten Sie das?“

„Ich habe es gefühlt.“

„Dann haben Sie mich also ein wenig lieb?“

„Sonst wäre ich nicht da,“ entgegnete sie ohne eine Spur von Geziertheit. „Es ist mir ganz gewiß nicht leicht gefallen — und immer und immer wieder habe ich mich gefragt, wie es denn möglich ist, daß ich solch ein Unrecht begehe — wie es möglich ist,“ sprach sie sinnend weiter, „daß ich einen Menschen, den ich lieb hatte und liebe, einfach hintergehe — und hintergehen muß. Denn ich wollte wirklich nicht zu Ihnen kommen. Ich bin auch von Hause aus“ — setzte sie

erklärend hinzu — „kein leichter Mensch, der auf Abenteuer ausgeht. Ich dachte, Sie würden es mir am Ende erklären.“

Kellnows Herz öffnete sich weit. Was war das für ein ungekünsteltes Menschenkind, das neben ihm saß — von einer Einfalt, die ihn rührte, von einer Anmut und Zartheit, die ihn in Entzücken versetzte.

„Die schönsten Dinge,“ antwortete er leise, „sind unerklärlich. Das hat der liebe Gott in seiner Weisheit so eingerichtet. Aber vielleicht kann ich es doch deuten. Sie dürfen mich nicht auslachen, wenn es Ihnen töricht erscheint.“

Sie schüttelte heftig den Kopf und wurde über und über rot, nur bei dem Gedanken, sie könnte sich über ihn lustig machen.

„Nämlich,“ begann er, „Mann und Frau sind zwei getrennte Hälften, die beständig einander suchen und in den seltensten Fällen sich finden. Oft kommen zwei Teile zusammen, die gar nicht zueinander passen — und dann ist das Unglück fertig. Aber je mehr sich die Teile einander nähern, wenn sie sich auch nicht völlig decken, um so erträglicher wird das Zusammenleben. Nur in den allerseltensten Fällen — dann freilich ist es etwas Märchenhaftes — finden sich die vor Gott und dem Schicksal zusammengehörigen Menschen. Die meisten haben eben keine Geduld, keine Ausdauer, einander zu suchen, setzen leichtsinnig den Körper und die Seele aufs Spiel. Und dann verlieren sie sich und sind um ihr bestes Lebensteil betrogen.“

Sie hatte ihm angestrengt zugehört.

„Haben Sie sich das ausgedacht?“ fragte sie scheu.

„Nein, das ist uralte Weisheit.“

„Und so meinen Sie, ich hätte gefühlt, daß ich von Gott aus Ihnen näher bin als meinem Mann?“

„Ja, das meine ich.“

Sie hatte ihre Stirn krausgezogen und grübelte vor sich hin.

„Ich glaube aber doch nicht,“ sagte sie nach einer langen Weile, „daß Sie auf der Suche nach mir waren.“

„Und warum glauben Sie das nicht?“

„Weil ich zu einfach bin und zu tief unter Ihnen stehe.“

„Wer kann das von sich sagen, daß er über einem anderen steht? Wer das glaubt, ist fast immer vom Hochmut besessen.“

„O nein,“ antwortete sie. „Wenn jemand neben mir steht und einen Kopf größer ist als ich, so muß ich es doch sehen. Und wenn ich ein bißchen auf dem Klavier klimpere und ein anderer wunderschön spielt, so muß ich es doch hören. Und höre ich es nicht, so stimmt etwas nicht — und ich selbst habe den Schaden.“

„Das haben Sie sehr hübsch gesagt. Wer so klug und nachdenklich ist, braucht sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen.“

Sie wehrte mit einer tastenden Bewegung ihrer Hand ab.

„Bitte, bitte, sagen Sie mir niemals solche Artigkeiten!“

Er nickte zum Einverständnis.

„Wollen Sie mir eine Frage aufrichtig beantworten?“

„Ja, ich will es.“

Ein Weilschen zögerte sie, ehe sie leise hervorbrachte: „Hat Ihre Frau Sie lieb?“



„Auf ihre Weise, ja.“

Sie schwieg und starrte lange vor sich hin.

„Dann geschieht ein doppeltes Unrecht,“ meinte sie endlich. „Ganz anders verhielte es sich, wenn sie lieblos gegen Sie wäre.“

„Es gibt eine Liebe, die lieblos ist, weil sie nur an sich denkt.“

Sie sah ihn lange an, so daß er unter ihrem prüfenden Blicke unsicher wurde. Dann sagte sie plötzlich:

„Ich habe es gestern abend, als ich mich entschloß, zu Ihnen zu gehen, meinem Manne geschrieben.“

„Das haben Sie getan?“

„Ja — ich will kein Vertrauen, wenn ich es nicht verdiene. Und nun wollen wir nicht mehr davon sprechen.“

Sie beugte sich herab, nahm seine Hand und küßte sie.

„Ich liebe Ihre Hand — beim ersten Blicke habe ich sie geliebt.“

Dabei lächelte sie auf eine eigene Art, die für ihn etwas Bestrickendes hatte. Dann fragte sie:

„Darf ich Ihren Vornamen wissen?“

„Ich heiße Andreas.“

„Andreas —“ wiederholte sie mehrere Male, als wollte sie sich an den Klang gewöhnen.

„Eigentlich,“ meinte sie, „paßt der Name gar nicht zu Ihnen.“

„Weshalb nicht?“ fragte er erstaunt.

„Andreas“ — erwiderte sie — „klingt so einfach — so . . . so zuverlässig . . . ich möchte beinahe sagen — so selbstverständlich.“

„Und wofür halten Sie mich?“

„Wohl für das Gegentheil,“ gab sie zurück. „Und das ist es gerade, was mich zu Ihnen drängte. Einmal wollte ich in das Licht schauen. Davon habe ich immer geträumt... Begleiten Sie mich noch ein wenig,“ sagte sie unvermittelt und erhob sich.

Sie gingen durch den Tiergarten, der an diesem Morgen nur von wenigen Spaziergängern besucht war. Ihre Hände berührten sich leise. Sie sprachen nicht miteinander. In Kellnow's Ohren klangen Melodien, und er vernahm ganz deutlich, wie es in seinem Herzen lachte.

„Bist du mir wirklich ein wenig gut?“ unterbrach sie die Stille.

„Sehr — sehr gut bin ich dir. Und nun möchte ich wissen, wie du heißt?“

„Mit dem Tauf- oder mit dem Rufnamen?“

„Mit dem Rufnamen.“

„Käte.“

„Hm —,“ machte er.

„Magst du meinen Namen nicht?“

„Doch — doch,“ beteuerte er. „Aber ich werde immer zu dir Katharina sagen.“

„O bitte nein! Du sollst mir einen Namen geben, der nur dir allein gehört.“

„Gut — so nenne ich dich Maria.“

„Weshalb gerade Maria?“

„Weil du mir vom ersten Tage an wie ein Marienbild erschienen bist.“

Wieder schwiegen sie und saßen den würzigen Duft des blühenden Frühlings ein.

Auf einmal erschrak sie.

Sie zog hastig eine kleine Uhr hervor und sagte:

„Mein Gott, wie haben wir uns verplaudert.“

„Kann ich noch ein Stückchen mit dir gehen?“

„Ja,“ entgegnete sie.

„Und wo wohnst du?“

„Levehøwstraße II. Die Mutter hat eine kleine Gartenwohnung aus drei Zimmern, von denen sie gewöhnlich eines vermietet. Augenblicklich steht es gerade leer.“

Er blieb mitten auf dem Wege stehen.

„Du wirst nicht böse sein, wenn ich dir jetzt etwas sage.“

„Nein — gewiß nicht.“

„Ich möchte in deiner Nähe sein, möchte auch zuweilen ungestört spielen. Ich bin nämlich eine Art Musikant.“

„Geigst du am Ende gar?“

„Ja,“ sagte er. „Ich geige ein wenig. Würdest du mir böse sein, wenn ich heute nachmittag käme und das Zimmer mietete?“

Sie fand zuerst keine Antwort. In ihr arbeitete ein letzter Kampf.

„Das ist doch gar nicht möglich,“ stammelte sie dann. „Du hast doch ein Zuhause.“

„Nun — ich würde deiner Mutter sagen, daß ich für etliche Stunden des Tages ein Zimmer zum Üben suche. Es ist ja bis zu einem gewissen Grade wahr,“ setzte er verlegen hinzu.

Sie sah ihn mit einer Schalkhaftigkeit an, die zu ihrem früheren Wesen nicht zu stimmen schien, und fragte dann ganz ernst:

„Hast du auf diese Weise schon öfters gemietet?“

Er lachte laut auf und versicherte ihr hoch und heilig, daß er das bisher niemals getan hätte.

„Gut — dann sage ich jetzt adieu. Und nachmittag sehen wir uns wieder.“

Sie reichte ihm die Hand, die er nicht loslassen wollte.

Sie jedoch machte sich mit sanfter Gewalt frei und eilte davon, ohne sich noch einmal umzuschauen.

Wie verzaubert blickte er ihr nach und stand noch sinnend da, als sie ihm längst entschwunden war.

### Drittes Kapitel

Eine blißblanke kleine Wohnung tat sich vor Mellnow auf. Und eine Frau, die anfangs der Fünfzig stehen mochte, eine fast mädchenhafte Figur, glatt gescheiteltes Haar und gute graue Augen hatte, empfing ihn mit einfühlendem Ernst.

Also er wolle nicht in der Wohnung schlafen, das Zimmer nur etliche Stunden des Tages benutzen?

Mellnow nickte bestätigend.

Das sei eine schwierige Sache, meinte sie nach einigem Nachdenken. Sie hätte das Zimmer bisher immer nur ganz und mit Frühstück vermietet. Sie wüßte nicht recht, wie sie es unter solchen Umständen mit dem Preise einrichten sollte.

Dabei sah sie Mellnow mißtrauisch von der Seite an und meinte, es sei wohl das beste, wenn er an anderer Stelle sich umsähe.

Er war bestürzt.

Das Zimmer gefiele ihm ausgezeichnet.

Ob sie denn gegen seine Person etwas einzuwenden hätte?

Er sei ein ruhiger Mensch, der, abgesehen von seinem Violinspiel, keine Störung verursachen würde. Selbstverständlich bezahle er für das Zimmer den nämlichen Preis wie jeder andere Mieter. Denn es sei doch ganz ausgeschlossen, daß sie scinetwegen Schaden hätte.

Dabei sah er voll Ungeduld nach der Thür, ob nicht endlich die Maria sich blicken lassen wollte.

Die Frau schüttelte den Kopf.

Das sei es auch nicht allein, erwiderte sie. Und gerade heraus, ohne Umschweife:

„Damenbesuche könne er hier nicht empfangen — sie sei eine ehrbare Frau, wohne mit ihrer verheirateten Tochter zusammen und halte auf Sitte und Anstand.“

Kellnow entgegnete sehr artig: wenn dies ihr einziges Bedenken sei, so stände dem Handel nichts mehr im Wege. Sie könne in der Hinsicht ohne alle Sorgen sein.

Trotzdem schien er ihre Zweifel noch nicht zerstreut zu haben, denn sie antwortete, er möchte sich einen Augenblick gedulden — sie wolle doch zuvor mit ihrer Tochter reden.

Er verbeugte sich zum Einverständnis.

Nach einer kleinen Weile kam sie in Begleitung der jungen Frau zurück und sagte kurz und bündig:

„Dies ist meine Tochter. Wenn Ihnen 25 Mark monatlich nicht zu viel sind, soll es uns recht sein.“

„So sind wir handelseinig,“ antwortete er. „Und

morgen bringe ich mein Mobiliar. Haben Sie keine Angst, es sind nur ein paar Notenbände und ein Geigenkasten . . . Übrigens heiÙe ich Kellnow.“

„Mein Name ist Richter. Und meine Tochter heiÙt Frieslander.“

Kellnow versuchte vergeblich, einen Blick der jungen Frau zu erhaschen, die ihm aufgescheucht und verwandelt erschien. Es war aber nicht möglich, und so verabschiedete er sich rasch.

Auf der StraÙe blieb er ein Weilchen stehen und wartete.

Richtig — da kam sie schon, suchte ihn mit den Augen und eilte, als sie ihn entdeckt hatte, schnell auf ihn zu.

„Ich wußte, daÙ du warten würdest, und bin so rasch gelaufen, wie ich nur konnte.“

„Nämlich,“ fuhr sie mit gepreÙtem Tone fort — „es kommt mir so unredlich — so unsauber vor, daÙ ich hinter dem Rücken der Mutter solch ein Spiel treibe. Ich habe ihr gleich, als du die Türe hinter dir zugemacht hattest, gesagt, wir wollten es doch lieber rückgängig machen. Und ich wollte dir nachspringen und dich bitten, davon abzustehen.“

„Das finde ich aber sehr bössartig,“ sagte er. „Und es gibt dafür nur eine Rechtfertigung: daÙ du mich nicht mehr leiden magst.“

„Nichts hat sich bei mir geändert,“ entgegnete sie. „Aber gleich, als du fort warst, fiel es mir schwer aufs Herz, daÙ es nicht recht sei. Darum habe ich mich auch nicht sehen lassen, denn ich hoffte, die Mutter würde ohnehin das Zimmer nicht an dich vermieten. Weißt du — Gewissensbisse hatte ich.“

„Ach liebes Kind — glaube mir: das Gewissen ist

unser schlimmstes Erbteil. Es ist nichts weiter als niedrige Furcht und ein Beweis unserer Halbheit."

"O nein," entgegnete sie und lächelte sanft. "Das Gewissen hat uns Gott gegeben. Es ist die Stimme Gottes."

"Das klingt gut und ist von Grund aus böse," erwiderte er kurz. "Das ist Pfaffengewäsch, mit dem man die Menschen mürbe und firre macht. Gewissen ist nichts weiter als eine Gespenstervorstellung, die ein reinlicher Mensch von sich werfen muß."

Sie blickte ihn tief erschreckt an.

"Wie hart du auf einmal aussiehst," sagte sie, "und wie streng" — fügte sie eingeschüchtert hinzu.

"Das kommt davon," erwiderte er, "weil ich mich mit diesem Spuk so viele Kinderjahre herumgebalgt und gequält habe, bis ich ganz davon frei wurde. Und wenn ich dich so höre, ist es mir, als ob alle Gespenster wieder auftauchten."

"Das habe ich nicht gewußt," sagte sie entschuldigend. "Ich wollte dich gewiß nicht erzürnen."

"O du lieber Engel, — nun bittest du gar noch um Verzeihung! — Torheit und Unsinn ist das alles — und es kommt nur darauf an, daß man ein gutes Gemüt hat. Und das hast du — du lieber, lieber Mensch . . . Aber das Zimmer habe ich gemietet, und kein Gewissen und kein Zweifel werden mich hindern, es zu beziehen. Und im Ernst: — du willst es selber nicht, daß ich es aufgebe. Sieh mir gerade ins Auge und sage mir, ich soll nicht kommen."

"Das kann ich nicht. Und ist doch ein Unrecht — ich fühle es."

„Nein — es ist ein Recht. Unser Recht ist es. Und niemand soll es uns verkürzen. — Und jetzt gehst du zur Mutter und sagst, du hättest mich trotz aller Mühe nicht mehr gefunden.“

„Gut — gut,“ antwortete sie demütig. Und trotz des leisen Lächelns waren ihre Züge voller Schwermut.

In den nächsten Wochen tauchte Kellnow in ein anderes Dasein unter. Er nannte später diese Zeit seinen Marienkult. Und öfter als einmal sagte er zu ihr:

„Du bist, was man eine fromme Seele nennt — aber deine Frömmigkeit ist dir nicht angefliegen — du hast sie mit auf die Welt gebracht.“

In dem kleinen Wohnzimmer stand ein elendes Klavier. Hier musizierte Kellnow und spielte ihr auf der Geige vor.

Und sie hörte ihm mit gefalteten Händen andächtig zu. Mit ihrer ungeschulten, kleinen Stimme summt sie mit. Denn sie war hellhörig in jedem Sinne.

Kellnows Kunst erschien ihr, die im Leben wenig gehört hatte, über alle Maßen ernst und schön. Und mochte er ihr hundertmal versichern, er sei in jeder Hinsicht nur ein Stümper — sie glaubte es ihm einfach nicht. Und die Notenhefte, aus denen er spielte, verwahrte sie wie ein Heiligtum.

Als er ihr einmal sagte, sie sei der einzige Mensch, vor dem er sich seit Jahren wieder hören lasse, war sie ganz fassungslos und begriff ihn nicht.

„Es ist sündhaft, so viel Schönes den Menschen vorzuenthalten. Warum tust du das?“



Da ging über Kellnows Gesicht ein so schmerzhafter Zug, wie sie ihn nie vorher wahrgenommen hatte.

Ihr tat es weh, die Frage an ihn gerichtet zu haben. Es war ihr, als sei sie dreist in sein Innerstes eingebrochen.

Kellnow nahm ihre beiden Hände.

„Ich will dir einmal etwas sagen, Mariele — und du mußt mir aufs Wort glauben und nicht mehr daran rühren — — was ich tue — ob ich nun auf der Geige spiele oder sonst etwas versuche, alles ist elendes Stückwerk! Ich bin an und für sich ein überflüssiger Mensch, der nichts Wirkliches kann und nichts Wirkliches ist — hörst du: nichts Wirkliches.“

Sie nahm seine Worte für ein trostloses Selbstbekenntnis, und ein leises Schluchzen entrang sich ihr.

Da wischte er ihr die Tränen ab, zog sie an sich und sagte:

„Liebe, liebe Maria — verstehe mich nicht falsch. Es ist gar kein Grund, traurig zu sein. Ich bin nichts Wirkliches und lüge mir nichts vor. Und dennoch, Mariele, bin ich wirklicher als die meisten anderen Menschen — weil ich dem Leben viel näher bin als sie. Ich höre nämlich die Blumen wachsen. Und weil du das fühlst, bist du mir nahe . . . Mach kein so ungläubiges Gesicht — es ist gar nicht nötig, daß du jedes Wort verstehst. Sage mir, ob ich recht habe — ob du mir gut bist.“

Sie antwortete ihm nicht. Sie war in tiefes Sinnen verloren. Sie wollte ihm so nahe kommen, ihn so verstehen wie kein anderer Mensch. Und sie empfand doch deutlich, daß zwischen ihrer Einfalt und seinem

Besen ein dunkles Wasser war, über das keine Brücke führte.

Und weil sie beharrlich schwieg, wurde er ein wenig ungeduldig und fragte, was sie hätte.

„Dich habe ich — mein lieber Mann,“ antwortete sie. Mit einem scheuen Ausdruck fügte sie hinzu: „Aber ich werde dich nicht halten, sobald meine Zeit um ist.“

Einen Augenblick war er von diesem Bekenntnis fremdartig berührt.

Sie mochte argwöhnen, ihn verletzt zu haben; denn bevor er ihr noch etwas entgegen konnte, fuhr sie schüchtern fort:

„Nicht böse sein — liebes, liebes Herz. Nie mehr werde ich darüber sprechen. Aber einmal sollst du wissen, daß du nicht an mich gebunden bist, und daß ich nie daran gedacht habe, dich festzuhalten. Ich weiß, daß du bald von mir gehen wirst, und ich bin froh über jede Stunde, die du mir gibst.“

„Woher weißt du das?“

„Weil ich dich kenne — nicht ganz, aber ein wenig kenne ich dich.“

Kellnow fragte weiter:

„Wenn ich heute zu dir sagte: verlasse deine Mutter, verlaß dein Kind — geh deinem Mann auf und davon — was würdest du mir antworten?“

Sie erwiderte:

„Du weißt es. Und wenn du heute verlangst, gehe ins Wasser, da, wo es am tiefsten ist — so tue ich es von Herzen gern. So ein pflichtvergessener, schlechter Mensch bin ich.“

Und auf einmal wurde sie übermütig und sagte:

„Ich bin so gern bei dir gewesen und will mir durch keine Furcht die Freude an dir verkürzen lassen. All mein Lebtag habe ich mich nach dir gesehnt. So mußttest du aussehen — so mußttest du sein.“

„Und hast doch nicht auf mich gewartet?“

„Ist das nicht gleichgültig, liebster Mann?“

„Ja — es ist gleichgültig — ganz gleichgültig. Wer will behaupten, daß ein Mensch nur einmal blüht?!“

„Ich behaupte es. Ein Mensch blüht nur einmal.“

„Und glaubst du nicht, daß ich dich genau so lieb habe wie du mich?“

„Frage mich nicht — mein Liebling.“

„Doch — ich will es wissen. Und mein Kind ist ein gehorames Kind.“

Sie nickte und sah ihn voller Wärme, mit ganzer Liebe an.

„Du bist mir so gut, wie du einem Menschen jetzt nur sein kannst. Aber — —“

Sie stockte und wurde ein wenig blässer. „Aber —“ wiederholte sie dann, „du blühst noch nicht.“

Und dies sprach sie mit so zwingendem Ernst, so aus einer inneren, tiefen Überzeugung heraus, der jedes Spielerische fremd und fern war, daß er unwillkürlich, wie zu einem ehrfurchtsvollen Gruße, den Kopf senkte.

Er begriff auf einmal, daß er diesem zarten Wesen alles war. Und er fühlte, daß jede Beteuerung, mit der er sie hätte trösten wollen, widerwärtig gewesen wäre.

„Du bist der liebste Mensch — — komm, ich möchte mit dir tanzen.“

Und ehe sie sich's versah, drehte sie sich mit ihm, während er leise dazu pfiff.

Dann hielt er inne und sagte:

„Ich habe mich nie um mein zukünftiges Leben gekümmert — ich habe immer nur in den Tag hineingelebt — nicht aus Absicht, Willen und Vorsatz, sondern weil es einfach so in meiner Natur liegt. Ich bin einer, der sich an das Leben klammert und sich vom Leben treiben läßt. Du aber siehst über den Tag hinweg, tußt weit die Augen auf und denkst an morgen und übermorgen. Und ich höre deutlich, wie bange dir das Herz dabei schlägt.“

„So war es früher — ganz recht hast du. Und jetzt ist es anders. Ich Sorge mich gar nicht mehr. Mir ist frei und leicht zumute. Wie oft frage ich mich vor dem Einschlafen: Was kann dir noch Übles geschehen? — Nichts — antworte ich mir selber, wodurch deine Freude dir genommen werden könnte.“

Ihre Züge erhielten plötzlich einen großartigen Ausdruck der Heiterkeit und hellen Zuversicht.

„Gut — er tritt jetzt in die Tür und schlägt mich mit dem Beile nieder. Wäre das ein Unglück? — Nein — denn ich habe doch gelebt. Kommt es darauf nicht allein an, Liebster?“

„Ja, es kommt darauf allein an. Und doch sollst du dich nicht mit Todesgedanken tragen.“

„Ich fürchte mich nicht vor dem Tode. Ich glaube auch nicht, daß es so enden wird. Ich habe ihm alles geschrieben — und wer zwingt mich, das alte Leben fortzusetzen? Niemand,“ sagte sie geheimnisvoll lächelnd, „kann mich zwingen. Das war vorhin auch nur so ein Gerede. Aber ich mache es nicht lange. Erinnerst du dich, daß ich am ersten Tage dir sagte, ich hätte es auf

der Lunge? Ach — jetzt ziehst du ein verbrüßliches Gesicht und hast recht. Warum spreche ich beständig von mir? — Komm und spiele.“

„Warte noch einen Augenblick. Weiß deine Mutter, wie du zu mir stehst?“

„Sie weiß nichts. Aber vielleicht ahnt sie etwas. Ich glaube auch nicht, daß sie jemals zu mir darüber sprechen würde. Wir reden eigentlich über solche Dinge nie, so seltsam es ist — wir haben eine Scheu voreinander. Und wenn sie sprechen würde, ich gäbe ihr keine Antwort. Das alles geht nur mich allein an — weder meine Mutter, noch mein Kind, noch meinen Mann.“

Diese letzten Worte sprach sie mit großer Entschlossenheit und trotzigem Ernst.

Kellnow erzählte unvermittelt, daß auch er ein Kind gehabt und vor dem Kinde sich gefürchtet hätte. Und als man es nach ein paar Tagen eingescharrt, wäre ihm leichter ums Herz gewesen.

„Ich begreife das bei dir,“ entgegnete sie und nickte mehrere Male mit dem Kopf.

„Aber ich hätte mich geämt, wenn mir mein Kleines weggestorben wäre — obwohl doch die Kinder gar nicht für die Eltern, sondern nur für sich selber da sind.“

„Warum begreifst du das bei mir?“

„Ich weiß es eigentlich nicht. Und vielleicht weiß ich es doch: Du bist so lebendig, bist so bei dir selbst, daß du für ein Kind gar nichts übrig hättest — wenigstens jetzt nicht. Ich war auch immer verwundert,“ setzte sie leicht errötend hinzu, „daß du dir eine Frau genommen hast“

— und beinahe schalkhaft schloß sie: „Männer, wie du, gehören nicht ins Ehebett — gehören nicht einer Frau.“

„Ich bin genommen worden — Mariele — aber das ist eine langweilige Geschichte, die ich dir erspare. Ich bin nur verwundert, wie tief du in mich schaust.“

„O — das ist nicht so schwer. Und jetzt bekommst du etwas zu essen — du hast Hunger, ich spüre es. Warte ein paar Minuten. Ich komme gleich wieder!“

Als Kellnow allein war, trat er ans Fenster und sah in die Dunkelheit.

Ihn hatte das Gespräch nachdenklich gestimmt.

„Wo treibe ich hin?“ fragte er sich, „und wohin treibe ich dieses Wesen?“

Hatte sie nicht recht, daß es für ihn ein Spiel zwischen den Spielen war, während sie am jähren Abhang ihres Daseins stand — bereit und entschlossen, hinunterzustoßen, wenn es sein mußte.

Und ganz verwundert war er, daß er dieses hinnahm wie etwas Natürliches und Selbstverständliches. Unbedingt hatte sie darin recht, daß sein Gefühl die Stärke ihrer Leidenschaft nicht aufwog. Sie gab sich ganz schrankenlos, war ganz aufgelöst in Empfindung — während er sich niemals völlig aufschloß.

Im Gegensatz zu der begehrliehen Art, in der Lucie ihr Recht auf ihn einforderte, spürte er hier so viel Weichheit, so viel Mütterliches, das ihn gefangen hielt.

Dieser Mensch war in seiner Einfachheit der Natur nahe, und hatte gerade deswegen einen viel engeren Zusammenhang mit ihm als jene, die ihr an Glanz und äußerer Kultur doch weit überlegen war.

Zu welchem Ende würde das Spiel führen?

Warum drängten immer sofort Ängste und böse Erwartungen?

Warum konnte das nicht alles gut und rein ausfliegen?

Warum mußte die tiefe Ruhe ihres Zusammenhangs durch einen schrillen Ton von außen aufgestört werden?

Lag nicht darin etwas von Primitivität und vorsintflutlichem Empfinden, daß sie ihrem Manne ein Bekenntnis abgelegt hatte, bevor überhaupt noch etwas zwischen ihnen geschehen war?

Hatte diese Art von Beichtwut nicht etwas Asketisches, Unheimliches in sich — lag hierin nicht eine Todesentschlossenheit, eine Christlichkeit, die ihn irritierte?

Tragik aus Angstvorstellungen — dachte er.

Verlor ihr Mann im Grunde etwas, wenn er heimkehrte und von all dem, was inzwischen geschehen war, nichts erfuhr? — Wurde er nicht erst durch das Wissen herabgedrückt und aus dem Gleichgewicht gebracht?

War solcher Wahrheitsfanatismus nicht häßlich und lebensfeindlich — und wuchs er nicht auf dem Mistbeete einer dumpfen Weltanschauung, die sich mit dem, was man Gewissen nennt, ungefähr deckte?

Der arme Mensch, der jetzt in der Küche wirtschaftete, war aufgelebt — hatte Freude gehabt — und hinterher sollte die Freude Sünde und Verbrechen sein?

„Nein — den tollen Unsinn mache ich nicht mit!“

Wann würde mit den Überbleibseln der Befessenheit aufgeräumt werden?

„Licht anzünden,“ rief sie, „es kommt etwas Feines.“

„Ich habe gar keinen Appetit,“ sagte er. „Während du draußen warst, sind mir lauter grämliche Bedenken aufgestiegen.“

„Und mir in der Küche ist es umgekehrt gegangen. So vergnügt war ich während meiner Arbeit! Und jetzt sollst du mein Kunstwerk loben: es ist eine Omelette mit Steinpilzen.“

„Und wo hast du den Teller für dich?“

„Unnötig — wir essen wie Mann und Weib aus einer Schüssel.“

Übermütig setzte sie sich auf seinen Schoß, und beide tafelten.

„Niemals habe ich etwas so Feines gegessen! Eine Meisterin bist du und verstehst dich auf das Delikate.“

Wie ein Kind freute sie sich über das Lob.

„Es ist auch meine Spezialität. Und so einfach, wie du denkst, ist es schon nicht — in keinem Hotel bekommst du es besser!“

Er war aufgestanden und hatte von der Kommode ein großes Album genommen, in dem er blätterte.

Sie trat an ihn heran und wies auf ein Bild, das einen schlanken, wettergebräunten Burschen zeigte — ein echtes, rechtes Seemannsgesicht mit festen, trohigen Zügen.

„Das ist mein Mann“ — sagte sie. „So sah er als Bräutigam aus. Und hier ist ein Kinderbild — und da sind wir als Brautleute — und auf dem Bilde da ist er mit der ganzen Schiffsmannschaft — und hier sind wir zusammen mit dem Kinde, als es kaum zwei Monate alt war . . .“



Ohne Scheu und Befangenheit erklärte sie die Photographien, die Kellnow sehr aufmerksam betrachtete.

„Er hat ein gutes Gesicht,“ sagte er, „und hat sicherlich Energie und einen eisernen Willen.“

„Ja — aber nicht mir gegenüber. Mir hat er immer nachgegeben. Seine Kameraden behaupten stets, er sei ein Raufbold, und sie hätten Furcht vor ihm, wenn er einmal ein Glas über den Durst trinke . . . Nie habe ich etwas Derartiges bei ihm bemerkt. Er war immer sanft und gut zu mir.“

Sie lachte auf einmal schämig in sich hinein.

„Wenn ich jetzt an ihn denke“ — sagte sie — „so kommt er mir wie ein großer, stiller, treuer Hund vor, der aufs Wort pariert. Was haben sich seine Bekannten darüber gewundert. Ich hatte wirklich Macht über ihn“ — fügte sie leise hinzu — „und für alles war er so dankbar . . . Weißt du —“ sagte sie nachdenklich, „ein Mann soll, glaube ich, gar nicht zu demütig sein. Eigentlich hat er damit schon halb verspielt.“

„Hat es dir einmal schon leid getan, daß du zu mir gekommen bist?“

„Nie —“ antwortete sie aus tiefem Herzen. „Es ist seltsam — ich denke an ihn wie an einen Toten, den ich nie mehr sehen werde — so weit ist er von mir — so unwirklich kommt mir die Vergangenheit vor. Und nicht eine Spur von Verantwortungsgefühl habe ich. Was ich getan habe, kommt mir so selbstverständlich vor. — Ist das nun Leichtsin? Bin ich von Hause aus ein schlechter Mensch? Ich habe ihn doch einmal wirklich liebgehabt. Wenigstens meinte ich es.“

„Ich höre dir so gern zu,“ antwortete Kellnow — „und

Gut und Böse gibt es gar nicht. Das ist ein häßliches Ammenmärchen. Naßt sein — und sich seiner Naßttheit nicht schämen — darauf kommt es an.“

„Es ist zu merkwürdig“ — fuhr sie fort und überhörte gleichsam seine Antwort — „die Mutter hat niemals an meine Liebe zu ihm geglaubt, hat sich gegen die Heirat gewehrt und immer behauptet, er sei nicht der rechte Mann für mich. Und wenn ich ärgerlich wurde und von ihr eine deutliche Erklärung forderte, hat sie einfach mit den Achseln gezuckt und erwidert:

„Es ist einmal so.“

Sie muß doch gut in meine Natur gesehen haben, denn eigentlich ist wohl jede Mutter froh, wenn sie ihr Kind unter die Haube gebracht hat. — Hörst du —? — da spricht man von ihr — und just in dem Moment kommt sie. Denn das ist ihr Tritt. Ich kenne ihn genau. Bleibe ruhig da — wir wollen uns nicht verstecken.“

Unmittelbar nach diesen Worten hörte man auch schon die Flurtür knarren.

Die junge Frau machte sich am Tische zu schaffen, während die Mutter eintrat, in deren Miene keinerlei Befremden oder Erstaunen lag, als sie die beiden zusammen sah.

„Mach mir etwas Tee und ein Butterbrot zurecht,“ sagte sie. „Ich bin müde und hungrig.“

Aber sobald sie mit Kellnow allein war, wurde ihr Gesicht über alle Maßen bekümmert.

„Fangen Sie mir nichts mit dem Kinde an und gehen Sie so rasch als möglich von uns — sonst gibt es ein Unglück für uns und für Sie.“

Kellnow wußte nicht, was er antworten sollte. Aber die Frau fuhr fort:

„Ich laufe seit Wochen in Todesängsten herum und konnte mir kein Herz fassen. Mit dem Kinde vermag ich schon gar nicht zu reden. So stehen wir nicht zueinander. Aber heute bin ich in meiner Not — lachen Sie mich nicht aus — ich bin in meiner Not bei einer gewesen, die Karten legt. Und die hat mir die furchtbarsten Dinge gesagt.“

„Aber liebe Frau Richter,“ unterbrach sie Kellnow — „ich hätte es nie für möglich gehalten, daß eine so gescheite Frau wie Sie . . .“

„Im Unglück hört die Gescheitheit auf,“ fiel sie ihm in die Rede. „Sie werden wissen — von Anfang an hatte ich Bedenken, Sie in mein Haus zu lassen. Mir schwante nichts Gutes. Und wenn es noch nicht zu spät ist, nehmen Sie Ihre Geige und fiedeln Sie anderen etwas vor.“

Es klang beinahe grob, und Kellnow erwiderte:

„Man soll jedem Menschen für Aufrichtigkeit danken — aber man soll auch mit gleicher Münze zurückbezahlen. Spielen Sie um Gottes willen nicht Schicksal, liebe Frau Richter — dabei kommt niemals etwas Gutes heraus. Und wenn ich mit Ihrer Tochter etwas habe, so ist aller Einspruch nutzlos. Das wissen Sie genau so wie ich. Warum wollen Sie mir die Tür weisen? Sie glauben doch nicht im Ernst, daß man zwei Menschen auf diese Art trennen kann?“

Die Frau hatte einen hochroten Kopf bekommen.

„Nein — das glaube ich nicht. Aber ich will nicht zur Kupplerin werden, will meine Hände sauber behalten.“

„Das sind häßliche Worte, mit denen man etwas an sich Schönes beschmußt.“

„Nun soll es wohl gar noch schön sein?“ brauste sie auf — „einen, der draußen auf dem Meere ist und sich nicht wehren kann, zu betrügen. Mag sie hinter meinem Rücken tun, was sie will — mein Haus soll mir rein bleiben. Und darum — rund heraus gesagt — kündige ich Ihnen das Zimmer. Am liebsten ist mir's wenn Sie schon von morgen an nicht mehr kommen.“

„Mutter!“

Sie stand plötzlich in der Thür und schrie das Wort mit solcher Wildheit heraus, daß die alte Frau zusammenschrak.

„Sag das nicht noch einmal!“

Es klang wie eine finstere Drohung.

„Ruhig — ruhig,“ mahnte Mellnow. „Ich begreife die Mutter von ihrem Standpunkte vollkommen.“

„Haben Sie schönen Dank, mein Herr.“

Die Frau erhob sich schwerfällig. Und zu ihrer Tochter gewandt:

„Ich habe dir abgeraten damals. Aber heute sage ich dir ins Gesicht: es ist eine — —“

„Hör auf, Mutter, und steck dich nicht dazwischen — oder ich nehme eine Kiepe, tue das Kind und mein Notwendiges hinein — binde sie mir auf den Rücken und gehe heute nacht noch auf und davon. Wer betrügt? — Ich nicht. Mein Brief an ihn ist längst in seinen Händen.“

„Das hast du getan—?“ stammelte die Alte.

„Ja.“

„Bist du denn ganz von Sinnen?“

Kellnow ergriff die Hand der Frau.

„Muß das so enden? Eine Mutter hält doch an ihrem Kinde fest!“

„Auch wenn das Kind Steine auf die Mutter wirft?“

„Auch dann!“

Ein leises Weinen entrang sich ihr.

Die junge Frau trat dicht an sie heran und legte ihr die Hand auf die Schulter.

„Es gibt nichts zu weinen, Mutter. Mach mir das Herz nicht unnütz schwer und Sorge dich nicht.“

Und mit dem vollen Gesicht zu Kellnow:

„Sei der alten Frau nicht böse. Wie soll sie mich verstehen?“

Diese Worte und der Ton, mit dem sie gesprochen waren, bewegten ihn.

Eine stille Heiterkeit zog in ihn ein.

„Liebe alte Dame — warum jammern Sie, weil zwei Menschen ein paar gute Tage hatten und sich die schönsten Dinge bescherten! Gönnen Sie uns das bißchen Glück noch eine kleine Weile — wir beide wissen, es ist nicht — — — ach, was soll man daran rühren. Und machen Sie mir das liebste Kind auf Gottes Erde nicht wund, sehen Sie denn nicht, wie sie im Augenblick leidet? Viel mehr als Sie, liebe, verehrte Dame.“  
Und einen fröhlichen Ton anschlagend, endete er:

„Um etwas Mutterliebe wird gebeten!“

Frau Richter sah in das Gesicht ihrer Tochter und wischte sich die Tränen aus den Augen.

„Kann sein, daß ich zu alt bin und derlei nicht mehr in meinen Schädel kriege, Kind, sieh mich nicht so böse, so traurig an, du jammerst mich. Bist ja mein Liebstes

auf der Welt! — — — Herr — zerbrechen Sie mir das Kind nicht.“

Sie hielt der Mutter den Mund zu, und Kellnow spürte es in jeder Faser, wie sehr sie feinetwegen litt.

Am liebsten hätte er ihr zugerufen:

„Komm in die frische Gottesluft! Die alte Frau lebt eingesperrt in ihrem Käfig und weiß nichts von mir und dir —“

Allein er tat es nicht, sondern setzte sich an das alte, zittrige Klavier und begann aus Brahms' ernstestem Gesängen zu spielen und leise die Worte zu summen.

Dann aber brach er mitten im Spiel ab, nahm von der Kommode die Hausbibel und sagte mit einem feinen Lächeln zu Frau Richter:

„Den Abend, alte Dame, wollen wir in Christo beenden. Von Brahms zu Christus ist ja in diesem Falle kein weiter Weg.“

Und Kellnow las:

„Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.

Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.

Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre mir es nichts nütze.

Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie blähet sich nicht.

Sie stellt sich nicht ungebärdig, sie suchet nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden.

Sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit.

Sie verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles.

Die Liebe hört nimmer auf, so doch die Weisagungen aufhören werden, und die Sprachen aufhören werden, und das Erkenntnis aufhören wird.

Denn unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weisagen ist Stückwerk.

Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören.

Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind, und war klug wie ein Kind, und hatte kindliche Anschläge; da ich aber ein Mann ward, tat ich ab, was kindisch war.

Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich's stückweise, dann aber werde ich es erkennen, gleich wie ich erkannt bin.

Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei: aber die Liebe ist die größte unter ihnen."

„So," sagte er und riegelte das Buch zu, denn es war noch ein altes Buch, das einen silbernen Riegel hatte, weil es das Kostbarste und Liebste barg.

Er stand auf und küßte der alten Dame die Hand.

„Gute Nacht in Christo."

Und zu Katharina:

„Gute Nacht in Liebe — was man genau so gut sagen kann."

Sie schlang, ohne der Mutter zu achten, ihre dünnen Arme um seinen Hals und drückte ihr Gesicht eng an das seine.

## Viertes Kapitel

„Nuchlose Welt!“ murmelte Kellnow und ging gesenkten Kopfes, ohne auf den Weg zu achten.

„Passen Sie doch auf,“ sagte ein Vorübergehender grob.

Und als Kellnow den Blick hob, fügte er bärbeißig hinzu:

„Sie wollen wohl die Welt umstoßen?“

„Nur die Flegel,“ antwortete Kellnow. „Die Welt ist gut, aber das Gesindel muß heraus.“

Der Mensch rückte ihm zu Leibe.

„Gesindel haben Sie gesagt?“

„Gesindel!“

Eine Faust hob sich drohend.

Aber Kellnow brachte sie mit eisernem Griff zum Sinken.

„Lassen Sie die Dummheiten. Gehen Sie nach Hause.“

Er versetzte ihm einen leichten Stoß und schritt weiter. Wieder gesenkten Hauptes.

Ein feiner Regen sprühte hernieder.

„Sonderbar, sonderbar —“ sagte er auf einmal laut vor sich hin.

Und so komisch es war: auf der Zunge fühlte er in diesem Augenblick den Geschmack der Omelette, die sie ihm zubereitet hatte.



Er lachte leise und herzlich.

„Du armes kleines Mariele . . . Instinktmensch, der du nicht nach links und nicht nach rechts siehst, der du mit süßen, mageren Armchen so fest und innig liebst! Der du mit schmalen, dünnen Lippen so warm und so voll Leben küßt! Der du mit großen grauen Augen so liebend, so glückstief, so sterbenswund mich anschaust! . . . Gesegnetes kleines Ding, vom Tode gezeichnet, hauchst du Leben, Wärme und Frühling aus . . .“

Der Regen war stärker geworden und prasselte heftig nieder. Auf dem Straßenpflaster hatte er kleine, trübe Lachen gebildet, in denen sich das Licht der Laternen spiegelte.

Ihn fröstelte.

Er blieb stehen, blickte aufwärts und sah durch den Regen hellerleuchtete Scheiben.

„Excellior Bar“ las er. Und Musik, leichte, prickelnde Tanzmusik drang zu ihm.

Einen Grog trinken!

Er stieg die Treppe hinauf.

Eine Fülle von Licht, das von hohen Spiegeln aufgefangen wurde, blendete ihn. Rote Fauteuils, weißgedeckte Tische, Champagner in Kühlern, Dunst von türkischen und russischen Zigaretten, Parfüms, Geigen-, Cello- und Klaviertöne — Rosen, Küssen, Schwäzen, Lachen fingen seine Sinne auf.

Die Garderobe wurde ihm abgenommen.

Er sah auf die Uhr.

Es war zehn Minuten vor eins.

Alles war ihm rätselhaft.

Wie lange mußte er durch die Nacht gegangen sein!

Und nun war er in seinem Straßenanzug inmitten von Smokings und lächerlichen, auffallenden Balltoiletten.

Ein dicker Herr mit einer großen Glaze und eisgrauem Baßenbart hielt ein kleines Dirnchen umschlungen und küßte es schmahend.

Eine magere Person in einem schwarzseidenen Kleid, aus dem die weißen defolletierten Brüste hervorleuchteten, tanzte mit einem verludert aussehenden jungen Menschen, dessen trübe, von dunklen, bläulichen Ringen umrandete Augen beim Tanze aufflackerten.

Ein Kreis von Zuschauern hatte sich um die beiden gebildet.

Anfeuernde Bravorufe, begeistertes Händeklatschen spornten die Verwegenheit und Leidenschaft der Tanzenden immer von neuem an. Sie schienen unermüdblich.

Und jetzt ertönte es im Chor wie ein einstimmiger Ruf:

„Lango — Lango — Lango!“

Das Paar holte einen Moment Atem und der Lango begann.

Kellnow sah, wie die Gesichter der Menschen von einer unbeschreiblichen Lebensgier erfüllt wurden, wie Männlein und Weiblein die Augen weit aufrißen, wie der Glasköpfige, der noch immer an seinem Dirnchen hing, in hellem Entzücken unartifulierte, fettige Laute von sich gab, wie sich Körper an Körper drängte, wie alles mit fortgerissen auf die Tanzenden schaute, die nichts sahen und nichts hörten, entrückt in eine andere Sphäre durch die rhythmische Bewegung ihrer Leiber.

Man hörte nicht mehr die Musik, man unterschied

nicht mehr die einzelnen Figuren . . . man sah und hörte überhaupt nichts Bestimmtes, man schwelgte in dem alles auflösenden Gefühle selig gemeinsamen Genießens, ohne Scheu des einen vor dem anderen . . .

Kellnow verzog ein ganz klein wenig den Mund.

Er fand sich zunächst in diesen Taumel nicht hinein.

Berauschte — Genügsame — und letzten Endes primitiv bis zum Erbarmen . . .

Allmählich ging jedoch auch mit ihm etwas Erstaunliches vor: er sah nicht mehr den Raum und sah nicht mehr die fremden Menschen, sein Ohr vernahm nur eine leise, gedämpfte Musik, die aus weiter Ferne zu ihm kam.

Aber sein Blick hing wie gebannt an jeder Bewegung der Tänzerin, an ihren trunkenen Augen, an ihrem von einer feinen Feuchtigkeit schimmernden Gesicht, in dem jeder Muskel unaufhörlich arbeitete, an ihrem schlanken Körper, der nichts Körperliches mehr hatte.

Der Tanz war zu Ende.

Die Spannung löste sich.

Es wurde „Bravo!“ geschrien, gebrüllt, gejoht.

Die Paare setzten sich wieder an ihre Tische.

Die Mädchen verlangten zu trinken. Die Kavaliere bestellten frischen Sekt, die Pfropfen knallten, die Musik spielte weiter, die Kellner eilten geschäftig von Tisch zu Tisch.

Neue Gäste tauchten auf: junge Lebemänner, das Monokel im Auge, die Zigarette schief im Munde, Orchideen im Knopfloch. Neue Dämchen gesellten sich ihnen zu, wurden von diesem und jenem Tische mit lautem Zuruf begrüßt.

Der Wirt mit dem weichen, betulichen, ewig lächelnden Gesicht, den schillernden Augen, tänzelte mit seinen breiten Hüften von Gruppe zu Gruppe und machte die Honneurs.

Auch Kellnow, der wieder nüchtern geworden, hatte sich niedergelassen.

Er bestellte roten Burgunder und führte langsam das Glas zum Mund.

„Gib mir auch zu trinken,“ sagte eine Stimme.

Neben ihm stand die Langotänzerin.

Sie hielt die mit Smaragden besäte Hand auf dem Herzen, und Kellnow war es, als ob er dies Herz schlagen hörte.

Er winkte einem Kellner.

„Bitte, noch ein Glas.“

„Nein, ich will aus deinem trinken.“

Er schüttelte den Kopf.

„Unmöglich,“ antwortete er, „ganz unmöglich.“

„Du bist ein böser Mann.“

Der Kellner brachte das Glas, und Kellnow goß ein.

„Bitte, trinke du zuerst,“ bat sie, „trinke einen einzigen Schluck aus meinem Glase.“

Kellnow machte eine abwehrende Handbewegung.

„Du mußt!“ drängte sie. „Ich komme um vor Durst und bin müde zum Umfallen.“

Er fixierte sie interessiert.

Der schwarze, seidene Stoff saß prall auf dem überschlanen Körper. Die Augenbrauen waren durch kunstreiche Striche vergrößert, die Lippen purpurrot geschminkt, und die Pupillen leuchteten übernatürlich,

strahlten Trotz, Begehrlichkeit und Willenskraft wider. Das blonde, schwere Haar trug sie wie eine Krone.

Dabei war sie gar nicht hübsch, hatte unregelmäßige Züge, breite, große, gesunde Zähne, die zu ihrer Schwächtigkeit nicht stimmten, eine niedrige Stirn und eine bewegliche kleine Stupsnase.

Ihre Taille war so dünn, daß Kellnow meinte, sie mit einer Hand bequem umschlingen zu können . . .

Und doch ging von diesem Wesen etwas Zwingendes aus. Er sah, wie aller Blicke auf sie gerichtet waren.

„So trinke endlich,“ sagte sie in einem halb zärtlichen, halb befehlerischen Ton.

Noch einmal betrachtete er die Schwarzseidene mit der weißen Brust und dem blonden Haar und nippte an dem Glase.

Sie gab einen leisen triumphierenden Laut von sich, setzte an die nämliche Stelle den Mund und trank gierig.

„Ah, das tut gut! Du erlaubst, daß ich dir ein wenig Gesellschaft leiste?“

Ehe er antworten konnte, saß sie neben ihm.

Und wieder spürte Kellnow, daß er und diese Frau von allen Seiten angestarrt wurden. Gleichzeitig sog er das seltsame Parfüm ein, das ihr Körper ausströmte.

„Mit dir möchte ich einmal tanzen, du kannst es sicher gut! — — — Warum bist du stumm wie ein Fisch?“

Sie rückte ihm näher und nahm ohne weiteres seine Hand zwischen die ihrigen, und Kellnow entzog sie ihr nicht.

„Du gefällst mir so gut. Wunderhübsch bist du. Sage mir ein nettes Wort — — oder nein, streichle mich lieber. Ich möchte von dir gestreichelt sein.“

„Wir wollen doch hier keine Vorstellung geben,“ antwortete Kellnow und suchte ihr seine Hand zu entziehen.

Sie ließ jedoch nicht locker.

„Was gloht ihr uns so an? Kümmerst euch um euren Dreck!“ schrie sie plötzlich wütend in die Gesellschaft. Losendes Gelächter.

„Bagage!“ sagte sie verächtlich, „kümmerst dich nicht um das Gesindel!“

Der Mensch mit den trüben Augen und dem verlotterten Gesicht, der ihr Partner gewesen war, trat an den Tisch.

„Wollen noch einen tanzen,“ sagte er, „und dann nach Hause gehen.“

„Scher dich zum Teufel!“

Sie küßte Kellnow auf den Hals und auf das Ohr und flüsterte:

„Du süßer, geliebter Junge!“

Es war ihm nicht möglich, sich loszumachen.

Sie küßte mit ganz spitzem Munde und einer schamlosen Vitalität.

„Soll ich dir Beine machen?“ schrie sie den Langoßner an.

Der Bursche grinste, stieß ein paar undeutliche Worte hervor und ging lässig, die Hände in den Hosentaschen, weiter.

„Du, das ist ein greulicher Kerl,“ sagte sie schauernd, und ihre Züge verdüsterten sich. „An so einen bin ich geraten! Weißt du, daß mich das Luder prügelt? Die Nägel muß ich mir lang wachsen lassen, um mich zu wehren.“

Sie zeigte ihm zum Beweise ihre Hände.

„Warum erzählst du mir das alles?“ fragte Kellnow entsetzt und dennoch von ihr angezogen.

„Ich habe Vertrauen zu dir. Auf den ersten Blick hatte ich es. Du gefällst mir eben. Sag mal: kannst du tanzen?“

„Ich tanze beständig.“

„Ach was!? Zu komisch! Ich habe dir es sofort an- gemerkt . . . Kapelle, was Flottes!“ schrie sie zur Musik hinüber und wollte ihn mit sich ziehen.

„Gib dir keine Mühe, ich tanze hier nicht.“

„Wie du willst. Aber hör mal, mein Liebling, mein süßer Junge: nimm mich heute mit.“

„Ganz ausgeschlossen!“ entgegnete er.

Sie zog die Stirn kraus und die Stupsnase hoch- mütig empor.

„Du bist ja mächtig eingebildet. Nützt dir aber gar nichts. Ich folge dir auf Schritt und Tritt, und wenn du mich totschiägst.“

„Ich werde dich nicht totschiägen, und du wirst mich in Frieden lassen.“

„Meinst du?“

„Allerdings.“

„Na, wenn du dich nur nicht täuschst! — — Nein, nein, ich drohe nicht, ich bitte dich bloß: komm mit! Auf eine einzige Stunde nur! Ich will nichts. Nur zärtlich zu dir sein, wie es noch keine war.“

Sie hatte ihre Finger in die seinen geflochten und sah ihn in großer Erregung an.

Und da er schwieg, begann sie in dringlichem Ton von neuem:

„Schau, an jedem Finger könnte ich zehn haben, so viele ich wollte. Aber ich pfeife auf alle. Dich, dich allein will ich.“

„Ein andermal, ganz gewiß, ein andermal!“

„Nein, heute, es muß unbedingt heute sein!“ wiederholte sie hartnäckig. „Du ahnst nicht, was für mich auf dem Spiele steht! Ich kann es dir ja in Gottes Namen sagen: Gleich als du hereintratest, hatte ich es auf dich abgesehen. Wenn du dir den da gewinnst, dachte ich mir, wirfst du den Lumpenkerl los! Geht es schief, bist du für immer verrückt. . . Und da setzte ich es mir in den Kopf —“

„Das sind doch Hirngespinnste! Was habe ich mit dem Burschen zu schaffen?“

„Nichts, rein gar nichts. Nur mit mir ist es aus, wenn ich jetzt verliere.“

„Und wenn du gewinnst?“

„So habe ich die Kraft, ihm einen Fußtritt zu geben. — Hilf doch einem armen Ding! Was verlange ich denn Großes? Tu auch mal was Gutes. Mußt doch fühlen, daß für mich alles davon abhängt — — schau bloß, wie die ganze Bande nach uns hinschielt, und was der Lummel für böse Blicke nach mir herüberschmeißt. So komm endlich, mein Schatz!“

Sie begann ungeduldig zu werden.

„Nee, sieh nur, was die Frauenzimmer für Augen nach dir machen! Das lange Biest da drüben möchte dich am liebsten mit Haut und Haaren verschlingen, so ein gemeines Stück!“

„Also gut,“ antwortete Kellnow. Ihre Erregung und Unruhe begann sich auf ihn zu übertragen.



Draußen vor der Garderobe ließ sie sich den schwarzseidenen Abendmantel umlegen, stieß dabei ein abwesendes, unterdrücktes Lachen aus und zog den Mund breit, so daß man die beiden lückenlosen Reihen ihrer großen, gesunden Zähne sehen konnte.

„Warum lachst du?“

Sie hob die Schultern ein wenig empor und kniff die Augen halb zu.

„Die da drinnen zerspringen vor Neid!“

Als sie bei diesen Worten seinen Blick auffing, wurde sie furchtsam.

„Nee, nee, ich rede ja nichts mehr.“

Sie hing sich schwer in seinen Arm.

Auf der Straße angelangt, winkte sie einem Auto. „Mokstraße 43, es ist gar nicht weit,“ sagte sie beim Einsteigen.

Unterwegs sprach sie kein Wort mehr.

Im Hausflur drückte sie auf einen Knopf, und das elektrische Licht erhellte das Treppenhaus.

Das Appartement war im ersten Stock.

Eine alte, verschrumpfte Person kam ihnen mit verschlafenem Gesicht entgegen.

„Du kannst jetzt zu Bett gehen, ich brauche dich nicht mehr.“

Die Alte verschwand.

Die ganze Zimmerflucht war erleuchtet, und Kellnow sah sich zu seinem Staunen in einer höchst eleganten, mit außerordentlichem Geschmaçk eingerichteten Wohnung.

„Du hast es aber vornehm,“ meinte er. „Und hier haust du mit dem Menschen zusammen?“

„Gott bewahre! Die Wohnung gehört einem Freunde von mir, einem österreichischen Baron. Wenn er verreist ist, halte ich sie imstande. Aber mach es dir vor allem bequem, mein Schatz, ich bin gleich wieder da.“

„Das ist wohl einer, der dich aushält?“

„Was denkst du eigentlich von mir? Mein Freund ist es, ein sehr guter Freund, heiraten will er mich, Baronin soll ich werden —“

Sie lachte laut auf.

„Merci, Monsieur, ich tanze Tango, und die Excelsior-Bar zahlt dreißig Mark pro Abend! Und macht Geschäfte mit mir . . . Und nun gedulde dich einen Moment.“

Kellnow stand unter dem Kronleuchter.

„Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht —“ murmelte er plötzlich vor sich hin und wußte nicht, warum er die Worte, und warum er sie gerade in diesem Augenblick sprach.

Die lautlose Stille und die Nacht waren ihm Rätsel.

Er selbst war nicht er, war aus sich herausgeschlüpft, war vielleicht der Mensch, dessen Schatten nächtlicherweile im Garten von Lugano aufgetaucht war . . .

Nun trat sie wieder ein, mit einem schwarzseidenen Höschen und schwarzseidenen Strümpfen angetan.

Sie drückte ihn auf einen Fauteuil, setzte sich auf seinen Schoß und schlang die Arme um ihn.

„Bist du im Ballett oder bist du Solotänzer? Mir ist es ganz egal —“ setzte sie schnell hinzu.

„Ich bin im Ballett,“ entgegnete er. „Es gibt nur ganz wenige, die Solo tanzen.“

„Hm, kennst du den Nijinski?“

Nein, er kenne ihn nicht. Ob sie mit ihm bekannt sei.

O ja, in der Excelsior-Bar habe sie ihn getroffen. Seit sie tanze, kämen die berühmtesten Leute dorthin, in der Zeitung habe auch ein großer Artikel über sie gestanden, ganz närrisches Zeug, gar kein Wort habe sie davon verstanden, ob er ihn lesen wolle, sie könne ihn gleich holen.

Nein, er wolle ihn nicht lesen.

Ob er gemerkt habe, daß sie nur für ihn getanzt, für ihn allein?

Nein, das sei ihm entgangen.

Der Lump hätte ihr sofort eine Szene gemacht, aber da sei ihr die Geduld gerissen. Das übrige wisse er ja.

„Gib mir einmal deinen Mund, und nun schließe die Augen und rühre dich nicht.“

Sie begann ihn langsam und leise zu küssen.

Das Blut stieg ihm zu Kopfe, und seine Hände glitten über ihren Nacken, ihren Rücken.

Ganz nahe kamen sie sich, den Schlag ihrer Herzen vernahmen sie deutlich.

Sie hatte das Licht ausgeschaltet und zog ihn mit sich fort . . .

In der Frühe, kurz vor sechs Uhr, verließ er das Haus.

Die Straßen waren noch menschenleer.

Er schritt rasch vorwärts und blickte nicht zurück, sah nicht, daß eine alte Person lauernd hinter ihm her humpelte.

Erst als er in seine Haustür trat, bemerkte er einen krummen Schatten. Er achtete nicht weiter darauf.

Er pfiß vor sich hin.

Gar nicht müde war er. Nur in sich versonnen.

Er überlegte einen Moment, ob er nicht umkehren und ins Freie fahren sollte. Er schüttelte den Kopf und begab sich in seine Wohnung.

## Fünftes Kapitel

Als Lisa Verda — so nannte sie sich wenigstens in der Excelsior-Bar — ein paar Tage später gegen Mittag erwachte, lag sie noch eine Weile regungslos da, die Arme über dem Kopf verschränkt.

An das Bett war ein kleiner Tisch auf Rollen gerückt, auf dem ihr Frühstück stand: Butter, Honig, Brot, Schinken und die Kaffeemaschine.

Sie richtete sich in den Kissen auf und klingelte.

Die Alte kam hereingehumpelt und sah sie, wie jeden Morgen, mißtrauisch und prüfend an, um von dem Gesicht der Herrin abzulesen, ob sie übellaunig oder in verträglicher Stimmung erwacht sei.

Vorsichtig trat sie näher und fragte mit ihrer fettigen Stimme:

„Hat das Kindchen gut geschlafen?“

Die Tänzerin überhörte es.

Aber während die Alte sich an der Kaffeemaschine zu schaffen machte, räusperte sie sich vernehmlich.

„Du bist wohl taub!“ schrie sie auf einmal.

Die Frau fuhr zusammen.

„Hast du etwas gesagt, Kindchen?“

Sie blickte sie dabei unterwürfig an.

„Laß deine Flausen beiseite, du nichtsnutzige Person,“ herrschte die Lerda sie an — „und drücke dich nicht um die Sache herum! Hast du meinen Auftrag ausgeführt?“

„Aber natürlich, Kindchen — gewiß habe ich das getan. Bin ich denn auf den Kopf gefallen? Hast du jemals über mich zu klagen gehabt? Wo werde ich denn einen Auftrag von dir nicht ausführen! Lieber würd' ich ja . . .“

„Hör' auf mit dem Gelabber und rede endlich! Es ist ja zum Davonlaufen, ehe man aus dir etwas herausbekommt! — Die reine Zangengeburt! — Wie heißt er also?“

Die Alte zog einen schmutzigen Zettel aus der Tasche und buchstabierte langsam:

„Andreas Kellnow heißt er.“

„Und wo tanzt er?“

„Er tanzt überhaupt nicht — das ist alles Humbug.“

„Selbstverständlich tanzt er nicht“ — lachte die Lerda geräuschvoll auf. „Meinst du, ich habe ihm das nur einen Moment geglaubt? — Aber was ist er eigentlich?“

„Gar nichts — sagt der Portier. Ungemeldet hat er sich als Musiker. Er macht aber keine Musik. Läuft nur so herum den ganzen lieben Tag. Außerdem ist er verheiratet,“ setzte sie schadenfroh hinzu.

„Das ist mir ganz Wurst, ob er verheiratet ist,“ antwortete die Tänzerin gereizt.

Sie sah eine Weile auf die arbeitende kleine Maschine, aus der der Kaffee schwer und dunkel tropfte. Aber als die Alte sich aus dem Schlafzimmer stehlen wollte, bannte sie ein einziger Blick.

„Hast du ihm meinen Brief gegeben?“

„Ja.“

„Was hat er geantwortet?“

„Er könnte jetzt nicht kommen. In den nächsten Tagen würde er mal nach dir sehen.“

„Und damit hast du dich abspesen lassen, du blöde Trine — du dumme Gans — du?!“

Eine Flut von Schimpfworten ergoß sich über die alte Person, die wohl an derlei Szenen gewöhnt sein mochte, denn sie ließ ruhig alles über sich ergehen, senkte ein wenig den Kopf und mußte nicht.

Als die Herrin aber ausgetobt hatte, erwiderte sie demüthig:

„Ich hab' ihm alles vorhergesagt — daß du mich ‚Mistvich‘ schelten würdest, und ich es ausbaden mußte. Ich habe ihm gesagt, wenn er nur ein bißchen Christenliebe im Leibe hätte, mußte er kommen. Du wärest wie eine Bestie, wenn man dich reizt — du wärst — —“

Die Lerda ließ sie nicht ausreden. Sie nahm einen Teller und schleuderte ihn nach der Sprecherin.

Die aber wich geschickt zur Seite, so daß der Teller klirrend am Boden zerbrach, ohne ihr Schaden zu tun.

Dies erbitterte die Länzerin derart, daß sie aus dem Bett sprang, um sich auf die Dienerin zu stürzen.

Nun erst sah man, wie dürr und mager sie war — fast nur Haut und Knochen.

Die Alte hob die Hände hoch:

„Ich lasse mich nicht schlagen!“ zeterete sie und flüchtete in den äußersten Winkel.

Die Lerda betrachtete sie einen Augenblick.

Dann schien ihr Zorn verraucht zu sein.

„Dummes Luder!“ sagte sie verächtlich, stieg wieder in ihr Bett, goß sich den dampfenden Kaffee ein und trank ein paar Schluck.

„Wo sind denn eigentlich die Eier?“ fragte sie barsch.

Die Alte ging eilig aus dem Zimmer.

Unterdessen frühstückte Lisa Lerda mit großem Appetit — zwischendurch einzelne Worte ausstoßend.

„Die Kanaille will mich kjonieren,“ brummte sie vor sich hin. „Na warte nur, ich werde es dir schon besorgen.“

Am liebsten hätte sie ihr auch die Eier an den Kopf geworfen. Aber sie beherrschte sich.

„Was hat er dir auf deine feinen Redensarten geantwortet?“ begann sie von neuem das Verhör.

„Ich sag' nichts mehr,“ antwortete die Alte knurrend. „Ich kann das Maul halten. Nächstens wirst du mir noch an die Kehle springen. Nee, nee — das will der Herrgott nicht. Du meine Güte, ich bin doch kein Hund!“

„Nun hör' aber auf! Seit wann machst du die gekränkste Leberwürst?“

„Es ist aber auch —“ schmollte die Alte. „Schließlich ist man ein Mensch, so gut wie du!“

„Also schön — ich bin gegen dich ein bißchen unsanft gewesen —.“ Sie zog hinter ihrem Kopfkissen das Portemonnaie hervor und warf ihr ein Fünfgroschenstück zu.

„Mach' dir einen guten Tag,“ sagte sie bissig.

Und als die Alte etwas erwidern wollte, unterbrach sie sie grob:

„Du mußt mich aber nicht für dumm kaufen. Meinst du, ich weiß nicht, daß bei dir alles auf Erpressung rausläuft? — Übrigens ein feiner Mann — macht einem blauen Dunst vor! . . . Musiker steht im Adresskalender? Hast du dich auch nicht versehen?“

„Ausgeschlossen. Es gibt nur zwei Kellernows: der eine ist Professor und der andere ist er.“

„Und verheiratet ist er?“

Die Alte nickte.

„Ich weiß es vom Portier. Der sagte, sie lägen sich Tag und Nacht in den Haaren. Und solchen Skandal machten sie, daß das ganze Haus zusammenrennt.“

„Ich gönne es seiner Frau, daß er sie verhaut,“ meinte die Länzerin.

„Vielleicht verhaut sie ihn, sowas kommt ja auch vor.“

Die Lerda rümpfte die Stupsnase.

„Quatsch!“ sagte sie kurz. „Was hat er dir eigentlich geantwortet?“

„Ich möchte es wirklich lieber bei mir behalten — nee, wirklich — sonst fängst du wieder zu toben an.“

„Laß die langen Vorreden beiseite — die bringe ich ja erst in Wut.“

„In Gottes Namen denn! Er hat gesagt, du solltest vor meinen weißen Haaren Respekt haben. Das wäre seine eigensten Worte. Gott soll mich verdammen,“ fügte sie hinzu, als die Lerda sich vor Lachen zu krümmen begann.

„Nimm es mir nicht übel, aber das ist geradezu



komisch! Wenn der wüßte, wie du zu deinen weißen Haaren gekommen bist! — Na, laß gut sein," wehrte sie ab, „ich fange nicht von vorne an. Schließlich ist es ja auch ganz egal. Hole dir eine Tasse und trinke mit."

„Gieß mir in den Milchtopf," bat die Alte und schlürfte gierig das Getränk.

Die Lerda zündete sich eine Zigarette an.

„Die Hanuschke hat noch ein übriges getan," fuhr die Alte fort, nachdem sie sich gestärkt hatte.

„Was denn?"

„Ich bin dem Herrchen nachgeschlichen: das scheint ein ganz geriebener zu sein. Er hat ein Verhältnis — ein richtiges Verhältnis. Levechowstraße 11 wohnt sie. Er kam nach einer Weile mit ihr runter — die sieht wie eine Katholische aus — von der Sorte, weißt du, die es faust dick hinter den Ohren haben."

Die Tänzerin hatte ihre Zigarette beiseite geworfen.

„So ein Schubiack!" sagte sie leise — „so ein Schubiack!"

Dabei starrte sie vor sich hin, als ob sie die andere ganz vergessen hätte.

„Weißt du, Kindchen, so hab' ich dir noch nie gesehen — du bist ja rein verschossen in den Bengel! Mach doch nicht sone Geschichten — wirft dich an so einen Jängen! — Und Willem erst — du kennst doch Willem: zu Hackefleisch haut er dich, wenn er Lunte riecht! Und der Baron? Was wird der Baron erst sagen! — Hast du das nötig? Auf einmal sitzt du in de Tinte und weißt nicht wie. Haben hat er auch nichts — in 'ne Gartenwohnung — was kann dahinter stecken!

Und was an dem alles hängt: die Frau und die Geliebte! Wenn du auf mich hörst — nicht in die la main! Die Sache läuft böse ab — und ich hab' so meinen Niecher —“

„Halt endlich den Mund,“ unterbrach Lisa den Redefluß, „und sperr' die Ohren auf. Ich muß genau wissen, wer und was die Person ist, mit der er das Verhältnis hat — und ob er abends wo spielt. Auf Schritt und Tritt mußt du ihm nachgehen — verstanden?“

„Wird gemacht, Kindchen — alles, was du willst, wird gemacht!“

„Es soll dein Schaden nicht sein. — Und nun mach', daß du hinauskommst — ich bin todmüde — wie zer schlagen bin ich. Und wenn Willem kommt, schlägst du ihm die Tür vor der Nase zu.“

Die Alte wackelte mit dem Kopf und verließ das Zimmer.

Lisa Verda saß noch eine Weile aufrecht da — die langen, dünnen Arme vor sich hingestreckt.

„Weshalb lasse ich mich da ein?“ fragte sie sich und versank in uferloses Grübeln . . .

## Sechstes Kapitel

Am einem der nächsten Tage erhielt Mellnow den folgenden Brief:

„Ich muß dich sprechen. Sei heute nachmittag um fünf Uhr auf dem Schneckenberg. Von Herzen grüßt dich Maria.“

Als er um die angegebene Zeit sich dort einfand, eilte sie ihm unruhig entgegen.

Sie war ungewöhnlich blaß; die Haut ihres Gesichtes erschien ihm durchsichtig.

„Laß uns ein wenig auf und nieder gehen, mein Liebling, ich habe kaum eine Viertelstunde Zeit.“

Ihre Stimme klang bewegt, und ihr Körper schien von einer inneren Angst geschüttelt.

„Weißt du,“ begann sie zitternd und blickte sich furchtsam um — „ganz unerwartet ist er plötzlich zurückgekommen. Der Mensch ist wie ein Rasender, wie ein Tier ist er und gibt keine Ruhe.“

Sie atmete schwer.

Kellnow entdeckte an ihrem Halse blau unterlaufene Stellen.

„Hat er dich gewürgt?“ fragte er, und das Herz stand ihm still dabei.

„Das ist das wenigste,“ antwortete sie gedrückt, „er will durchaus deinen Namen und deine Wohnung wissen.“

„Aber Mariele, so sag es ihm doch in Gottes Namen.“

„Ehe ich das tue, gehe ich ins Wasser!“

Er sah sie befremdet an.

„Glaubst du, ich habe Furcht?“

„Du nicht — aber ich, Liebling. Denn ich weiß, daß er zu allem fähig ist. Als er bei mir nichts erreichte, ist er auf die Mutter mit dem Messer losgegangen. Wäre ich nicht dazwischengetreten — er hätte sie erstochen. Die Mutter war stumm wie das Grab. Keinen Laut hat er aus ihr herausgebracht.“

„Marielle — süßes, liebes Mariele — laß mir den

Kopf nicht hängen! — Gut, er soll in meine Thür treten: Ja, Herr Frieslander, es ist wahr — Ihre Frau und ich haben einander lieb. Sollen wir ringen? Oder sollen wir mit Säbeln fechten — oder wünschen Sie ein regelrechtes Pistolenduell? — Ich mache, wenn es sein muß, jeden Unfug mit — er mag noch so töricht sein. Gefränkte Ehemänner haben die Tollkirsche gegessen — ich weiß es, Herr Frieslander. Aber glauben Sie im Ernste, damit die Latsche aus der Welt zu schaffen, daß ich vom Herzblut der Frau Frieslander getrunken?

Siehst du, Maria, so würde ich mit ihm sprechen, ohne mit der Wimper zu zucken."

"Er würde dich gar nicht so weit kommen lassen," entgegnete sie leise.

"Doch, mein Liebling, er läßt mich bis zur letzten Silbe ausreden. Ich weiß, wie man die Menschen bändigt."

"Nein, du täuschst dich: das ist kein Mensch mehr — das ist eine Bestie."

Er lächelte auf eine gemessene und hochmütige Art.

"So lach' doch nicht," jammerte sie verzweifelt. "Bin ich eine, die leere Worte macht? Weshalb glaubst du mir nicht, daß es furchtbar ernst ist?"

"Ich glaube dir — glaube dir unbedingt. Aber, mein Liebes, nimm einmal an, er ließe sich auf gar nichts ein, zöge sein Messer und träfe mich mitten ins Herz —"

"Hör' auf — hör' auf," unterbrach sie ihn und rang die Hände in tiefer Qual.

Diese beiden Hände ergriff er.

"Ist das mein Mariele — mein mutiges, beherztes Mädchen? — Du bist doch mein — mein Mädchen,

und wenn es zehnmal anders auf dem Papier steht — — Nein, du mußt mich zu Ende anhören — das fordere ich von dir.“

Sie sah ihn so still ergeben an, daß es ihn erschütterte.

„Gut — er sticht mich nieder, und ich verblute — meinst du, Mariele, ich hätte Angst vor dem Sterben? — Wer auf das Leben gelauscht hat, fürchtet den Tod nicht — und wer früher geht, kehrt eher zurück — das ist klar wie die Sonne! Und ich — ich glaube,“ sagte er ganz langsam, „an eine Wiederkehr. Nicht alle kehren wieder — aber ich kehre wieder — unerschütterlich fest glaube ich es! Sonst wäre dieses Dasein ohne Sinn — — Jemandeine Windung meines Hirns wird dann anders sein — und nichts wird meiner Erfüllung mehr im Wege stehen. — Einmal muß ich mich erfüllen — hätte ich mich sonst so mit allen Kräften gewehrt, das Leder über den Leisten zu schlagen — Pech und Pfriemen anzurühren — ein Schuster zu werden . . .!?“

Sterben ist etwas Gutes — Wunderbares — nur muß man sich darauf verstehen — muß mit leichten Schuhen in den Tod tanzen!

Ach tanzen, mein Kindchen — darauf kommt alles an im Leben und im Sterben. Und du sollst mir leicht werden.“

Sie nickte stumm.

Was hätte sie ihm sagen sollen!

Sie begriff ihn, auch wenn sie seine Worte nicht verstand — sie empfand es als vermessen und töricht, ihn mit ihrer Furcht zu quälen. Das mußte sie allein mit sich abmachen — — sie kam sich auf einmal so schwachhaft, so überflüssig vor und schämte sich, wie nur eine liebende Frau sich zu schämen vermag.

„Du darfst jetzt eine Zeitlang nicht zu uns kommen,“ sagte sie schen, „und auch ich werde dich nicht treffen können. Er bewacht mich auf Schritt und Tritt. Es war heute nur möglich, weil er mich selber zum Doktor gebracht und der auf meine Bitte ihm gesagt hat, er solle mich in einer Stunde wieder abholen. Er wollte durchaus warten. Ich muß mich sehr eilen. Lebe wohl mein Teuerstes — — — —“

„Noch einen Augenblick!“ bat er. „Beim Doktor warst du? Und weshalb?“

„Es ist nichts, mein Liebling. Der Doktor hat mich ausgelacht. Es war von mir nur ein Vorwand, um zu dir zu können. Ich hätte Stiche in der Brust, könnte es vor Schmerzen nicht aushalten, sagte ich ihm. Daraufhin ließ er mich zum Arzt gehen.“

Kellnow blickte sie in tiefer Sorge an, so daß sie leicht errötete. Aber voller Liebe erwiderte sie seinen Blick.

„Sobald ich eine Möglichkeit habe, schreibe ich. Und nun noch einmal: lebe wohl, mein geliebter, teurer Freund.“

Er ließ sie jedoch nicht fort.

„Ich will, daß du mir in die Hand hinein versprichst, mir sofort Kennntnis zu geben, wenn du in Bedrängnis gerätst. Ach — mir wäre es das Liebste, jetzt geradezu zu ihm zu gehen, die Sache ins reine zu bringen, den Knoten mit einem Hiebe zu zerhauen. Und je länger ich darüber nachdenke, um so klarer wird es mir: das ist der Weg, den ich gehen muß.“

„Willst du mich und dich zugrunde richten?“ fragte sie, und ein tödlicher Schreck breitete sich auf ihren Zügen aus.

„Nein, das will ich nicht. Aber ich will dein Versprechen.“

„Ich verspreche es dir,“ sagte sie feierlich.

Sie eilte rasch davon; sobald er sie nicht mehr sehen konnte, blieb sie einen Moment stehen. Ihre Züge nahmen einen starren, unbeugsamen Ausdruck an. Nein — sie mußte ihn schützen — sie allein.

Sie öffnete ihre Handtasche und drehte sich um.

Niemand schien in der Nähe zu sein.

Aus dem Täschchen nahm sie einen kleinen Revolver. Sie hatte ihn kurz vorher erstanden, um ihn Kellnow zu geben. Er sollte ihn zu ihrer Beruhigung immer bei sich tragen. Zulezt hatte sie es nicht gewagt, ihm die Waffe aufzudrängen. Er hätte sie gescholten und ausgelacht. Er kannte ja keine Furcht. Vielleicht war das gerade sein stärkster Schutz.

Sie betrachtete mit großer Aufmerksamkeit das zierliche Mordinstrument. Eine kleine Kugel durch die Mündung — und alles war vorbei. Und woran eine Mutter neun Monate getragen, das erlosch in einer Sekunde. Der wievielfte Teil von neun Monaten war eine Sekunde? . . . Sie wollte es ausrechnen — ihr armer Kopf indessen war zu müde.

Sie wog den Revolver in der Hand.

Raum ein halbes Pfund hat er Gewicht, dachte sie.

Sie ging schneller.

Es fror sie.

Das Gesicht ihres Mannes tauchte vor ihr auf.

Wie sie geschrien hatte vor diesem leiddurchfurchten Gesicht, und wie sie dann todesstill geworden war, als er zu lärmern und zu toben begonnen hatte.

Wie kummervoll konnten eines Menschen Züge werden! Und wie vermochte einer den anderen leiden zu machen!

Sie zog die Uhr.

Gottlob, es fehlten an der Stunde noch volle zehn Minuten.

Bevor sie sich dem Hause des Arztes näherte, blickte sie sich wieder vorsichtig nach allen Seiten um. Dann erst betrat sie den Hausflur und eilte die Treppen hinauf.

Im zweiten Stock angelangt, blieb sie stehen, ehe sie läutete.

Eine grenzenlose Erschöpfung war über sie gekommen, und ein trockener Husten, der sich ihr stoßweise entrang, schüttelte ihren Körper.

Um des Himmels willen, nur jetzt nicht umsinken, wo er sie jeden Augenblick überraschen konnte!

Sie drückte mechanisch den Knopf.

„Ist mein Mann schon gekommen?“ fragte sie atemlos.

„Der große Mensch mit dem bartlosen Gesicht?“

Sie nickte.

„Nein — der ist noch nicht wieder dagewesen.“

„Ist der Herr Doktor noch beschäftigt?“

„Er ist gerade frei und hat bereits nach Ihnen gefragt.“

Sie legte eilig ihre Sachen ab und trat in das Sprechzimmer.

Der Arzt, ein untersehter, breitschultriger Mann, bot ihr einen Stuhl an.

„Wenn er kommt,“ sagte sie aufgereggt, „so lassen Sie ihn, bitte, noch ein paar Minuten warten und erklären Sie ihm, daß es der Untersuchung wegen so lange dauert.“



Sie sprach voller Hast, ruckweise und in Atemnot.  
 „Beruhigen Sie sich nur,“ sagte der Arzt. „Was ist denn mit Ihnen los? So habe ich Sie noch nie gesehen! Sie gefallen mir gar nicht.“

Sie sprang statt aller Antwort vom Stuhle auf und lauschte mit vorgebeugtem Körper.

„Das ist er,“ sagte sie verängstigt. „Lassen Sie ihn nicht im Nebenzimmer warten, das Wort bleibt mir sonst in der Kehle stecken.“

„Warten Sie einen Moment. Aber regen Sie sich inzwischen nicht auf.“

Sie hörchte angespannt.

Mit der Sekunde — nicht eine Minute zu früh, nicht eine Minute zu spät, war er gekommen.

Noch eine Viertelstunde könnte es dauern, hörte sie den Doktor sagen. Das Wort „Blutuntersuchung“ traf noch ihr Ohr, und der Arzt war wieder im Zimmer.

„So — jetzt können Sie ungestört sprechen.“

Sie sah ihn eine Weile wortlos an.

„Herr Doktor — ich muß fort,“ brachte sie endlich in qualvollem Tone hervor.

Er versuchte einen Scherz daraus zu machen:

„Wohin denn? In die Schweiz? An die Nordsee?“

Bei ihrem trostlosen Blick verging ihm die Lust zu spaßen.

„Unsinn — Frau Frieslander — alles Unsinn! Gesund müssen Sie werden — das ist vor allem nötig.“

Er nahm ihren Puls.

„So — und jetzt öffnen Sie einmal die Bluse.“

„Herr Doktor, das ist alles unnötig. Fort muß ich — verstehen Sie mich denn nicht?“

„Wenn Sie jetzt nicht folgsam sind, werde ich ernstlich böse.“

Sie gehorchte willenlos, mit einer zum Steinerbarmen hoffnungslosen und erloschenen Miene.

„Und jetzt,“ er legte das Hörrohr an ihre Brust, „halten Sie den Atem an. So — und jetzt atmen Sie ganz tief. Gut. Und nun legen Sie sich einmal auf den Tisch.“ Er klopfte ihren Rücken ab, und sein Gesicht wurde immer ernster.

Als er sich aber wieder zu ihr wandte, waren seine Züge unbekümmert.

„Nun können Sie sich anziehen. Es hat doch nicht wehgetan?“

Sie ging auf seinen Ton nicht ein.

Der Arzt trat begütigend auf sie zu.

„Was ist denn mit Ihnen, Frau Frieslander? — Leben Sie nicht glücklich? — Ich will mich nicht in Geheimnisse drängen — aber vielleicht erleichtert es Sie, wenn Sie sich offen aussprechen.“

„Wie steht es mit mir? Sagen Sie mir die volle Wahrheit. Ich kann sie ertragen. Wie lange habe ich noch zu leben?“

„Die Frage kann Gott beantworten — ich nicht. Alt und grau können Sie werden, wenn Sie auf sich achten. Natürlich sind Sie momentan nicht auf dem Posten.“

Ihr Gesicht hatte sich umschattet.

„Ich rede an Ihnen vorbei,“ sagte sie dumpf. Und auf einmal fiel sie zusammen und weinte kaum hörbar in sich hinein.

Der Doktor gab sich die redlichste Mühe mit ihr, sprach

wie zu einem kranken Kinde, streichelte ihre Hand und fuhr über ihr Haar.

Er konnte aber nichts mehr aus ihr herausbringen.

Am Ausgang kehrte sie sich noch einmal zu ihm um.

„Wollen Sie mir einen Gefallen tun?“

„Gewiß will ich das.“

„So sagen Sie ihm, er soll mich in Ruhe lassen, er soll mich nicht quälen.“

Er betrachtete sie forschend.

„Schön, das werde ich Ihrem Manne ans Herz legen. Ich hätte es ohnehin getan. Und jetzt setzen Sie sich ins Vorzimmer — ich lasse ihn rufen.“

Die junge Frau verließ das Zimmer.

Im Vorraum traf sie ihren Mann.

Ohne sie anzusehen, ging er in das Zimmer des Arztes.

„Wollen Sie nicht eine Minute Platz nehmen, Herr Frieslander?“

Der Steuermann schüttelte den Kopf.

Er stand in linkischer, unbeweglicher Haltung da.

„Herr Frieslander — es geht Ihrer Frau nicht gut — weder körperlich, noch seelisch. Die Lunge ist affiziert. Böse Geräusche — es muß etwas für sie getan werden.“

„Was soll geschehen?“

„Zunächst soll sie liegen und sehr gut ernährt werden. Sahne trinken, so viel sie verträgt.“

„Und was weiter?“

„Jede Aufregung muß ihr erspart bleiben. Sie soll überhaupt möglichst wenig sprechen. Unbedingte Ruhe braucht sie.“

„Ist das alles?“

Der Doktor sah den unbeweglichen, hageren Menschen mit leichter Ungeduld an.

„Das ist so ziemlich alles,“ entgegnete er dann.

„Und sterben muß sie nicht?“

„Ihr Zustand ist ernst — eine Lebensgefahr besteht jedoch im Augenblicke nicht, vorausgesetzt, daß sie wirklich ihre Ruhe und Pflege hat. Aber das muß ich Ihnen schon sagen, Herr Frieslander: Ihre Frau ist völlig auf dem Hund.“

„Das ist sie, Herr Doktor.“

Es war das erstemal, daß der Mann aus seiner Starrheit heraustrat. Er machte sichtliche Anstrengungen, als wollte er reden, als hätte er noch etwas zu sagen, das ihm das Herz abdrückte. Aber das Wort wollte ihm nicht über die Zunge.

Endlich nahm er einen Anlauf.

„Sie soll ihre Pflege haben — das andere kann ich nicht versprechen. Das hängt von den Umständen ab.“

Wieder machte er eine Pause, ehe er stoßend hervorbrachte:

„Hat sie Ihnen etwas gestanden, Herr Doktor?“

„Nicht das mindeste.“

„Well, mir auch nicht. Was bin ich Ihnen schuldig?“

„Sie laufen mir nicht davon — es hat keine Eile.“

„Kann niemand wissen, Herr Doktor. Und wer seine Schulden bezahlt —“

Er brach ab und zog einen roten Lederbeutel aus der Tasche.

„Wenn Sie durchaus darauf bestehen — fünf Mark.“

Der Steuermann zahlte bedächtig fünf einzelne Markstücke auf den Tisch.

„Ich möchte noch irgendein Pulver zum Schlafen. Ich liege oft bis zum frühen Morgen da, ohne Schlaf zu finden.“

Der Arzt verschrieb es ihm und reichte ihm das Rezept.

„Was kostet das?“

„Es kostet nichts.“

„Seien Sie bedankt, Herr Doktor. Und nun will ich die Frau nach Hause bringen.“

Stumm schritten sie nebeneinander.

Nach einer endlosen Pause sagte er:

„Der Doktor meint, das Reden schadet dir. Nenne mir seinen Namen und seine Wohnung, und dann kannst du schweigen wie die Toten.“

Sie gab keine Antwort. Sie sah nur von der Seite in sein Gesicht, in dem ein Gedanke unaufhaltsam arbeitete.

Und da sie beharrlich schwieg, fuhr er unerbittlich fort:

„Tag und Nacht werde ich ihn suchen — und wenn ich mir die Füße wundlaufe, ich finde ihn.“

Nun sprachen sie kein Wort mehr.

Er grübelte in trostlosem Gram über sein Schicksal. Und immer wieder verfiel er auf den einen Ausweg:

„Alles kann noch gut werden, wenn ich ihn totgeschlagen habe.“

Warum verschwieg sie seinen Namen?

Ein ohnmächtiger Zorn übermannte ihn.

Vielleicht war es das beste, wenn er ein Ende machte: sie erwürgte — die Mutter erschlug — das Kind ins Wasser warf — und sich selbst eine Kugel durch den Mund schoß...

Er sah auf ihren weißen, schlanken Hals und fühlte, wie es in seinen Händen zuckte.

Und sie las in seinen Blicken wie in einem aufgeschlagenen Buche.

Läte er es nur! dachte sie und tastete nach der Waffe, die ihr in dieser Stunde den einzigen Trost gewährte.

Ihr Kind fiel ihr ein, das kleine Kindchen . . .

Schmerzlich verzog sie den Mund.

Was würde aus dem Kindchen werden?

Der Angstschweiß lief ihr über den Nacken. Ihre Hände waren kalt, ihre Stirn feucht.

„Warum gibst du mich nicht frei?“ unterbrach sie die Stille.

In ihren Augen brannte ein dunkler Haß.

„Kommt Zeit — kommt Rat,“ und dabei lächelte er.

Sie hätte laut aufschreien mögen. Und dennoch regte sie sich nicht.

Eine ungeheure Widerstandskraft fühlte sie in ihrem elenden Leibe. Und in ihrem Hirn wuchs ein Troß und ein Wille, der sich durch nichts mehr eindämmen ließ.

Ihr war es, als ob sie Gott und die Welt niedergezwungen hätte.

## Siebentes Kapitel

„Können wir,“ sagte Kellnow tief aufatmend, „nicht ein einziges Mal in Ruhe und Frieden miteinander sprechen? Ist zwischen uns beiden jede vernünftige Auseinandersetzung unmöglich?“

„Über alles wirst du dich mit mir verständigen — in allem werde ich dir nachgeben, nur in dem einen nicht.“

„Höre mich an, Lux, und tue es ohne Bitterkeit. Runzle nicht die Stirn — mach mir keine bösen Augen — hole alle deine Güte hervor — — gib mich frei, wenn du mich in Wahrheit ein wenig lieb hast.“

„Niemals werde ich mich dazu entschließen, niemals.“

„Schön, so werde ich dich zwingen. Geht es nicht im guten, so wird es im bösen geschehen.“

Sie lachte grell auf.

„Laß dein Lachen,“ sagte er, „ich könnte mich sonst vergessen. — Nein, nein, das will ich nicht,“ wehrte er gleichsam vor sich selber ab und blickte sie mit großen fremden Augen an.

Und im stillen sagte er zu sich:

Ich will nicht hart und grausam zu ihr werden. Ich will nichts, als in Frieden und Anstand von ihr gehen . . .

Aber gleichzeitig spürte er in sich eine eiserne Kraft, die jeden Widerstand zerbrechen würde.

„Ich bin nicht dazu da, um mich zermürben zu lassen. Ich bin ein freier Mensch, der nicht deswegen von Hause weggelaufen ist und sich armselig durchgeschlagen hat, um an dieser Kette sich die Zähne auszubeißen.“

Mit einer angespannten Angst und Neugier beobachtete sie ihn — kampfbereit und willens, jeden Hieb zu parieren.

Dabei sah sie in seine leuchtenden, blauen Augen, die ihr immer noch unsagbar schön erschienen.

„In wen bist du jetzt verliebt?“ fragte sie. „Oder meinst du, ich wüßte nicht, daß du dich Tag und Nacht mit Dirnen herumtreibst —?“

„Eine Ehe, in der es keinen Zusammenhang gibt,“ sagte er, indem er ihre Frage unbeachtet ließ, „ist auch ohne den Richter geschieden. Und im übrigen — ich taue nicht für die Ehe!“

„Alle, die ihre Frauen hintergehen, gebrauchen die nämlichen elenden Phrasen. Antworte mir endlich, ob es wahr ist, daß du mich betrügst?“

„Ich betrüge dich — ich betrüge dich von ganzem Herzen!“

Sie wandte sich einen Moment von ihm ab und weinte, ohne einen Laut von sich zu geben.

Nur die kleinen Hände ballte sie so fest zusammen, daß die Nägel sich in ihr Fleisch gruben.

„Also keinen Zusammenhang hast du mit mir, und das schleuderst du mir mit solcher Brutalität ins Gesicht? Weißt du, woran das liegt? — An dir, an dir allein liegt es! Bin ich anders gegen dich geworden? Auch nur um ein Jota anders als am ersten Tage? Kannst du mir vorwerfen, daß ich meine Pflichten gegen dich vernachlässige? Nichts von alledem kannst du behaupten!

Mein einziger Fehler besteht darin, daß ich wie ein Hund an dir hänge, daß ich Haus, Heimat und Vater deinetwegen im Stich gelassen habe.

Was willst du eigentlich von mir?“ schrie sie verzweifelt auf. „Warum quälst und marterst du mich?“

„Frei sein will ich! Muß ich es hundert- und tausendmal wiederholen? — In allem hast du recht — und dennoch bist du im Unrecht! Es geht nicht an, daß ein Mensch den anderen bindet und auf seinen Schein sich beruft — es gibt keinen schlimmeren Wucher!“

„Bist du mir nachgelaufen? Ja oder nein?“



„Ja.“

„Hast du mit allen erdenklichen Kniffen und Listen mich dazu gebracht, meinen Widerstand aufzugeben? Habe ich mich zuerst mit allen meinen Kräften gegen dich gewehrt?“

„Richtig. Aber weil du nun die Geschichte von Anfang an aufrollst, wollen wir auch chronologisch fortfahren — ich bitte dringend darum, daß du auch meine Fragen prompt und der Wahrheit gemäß beantwortest: Habe ich von der ersten Begegnung an unzweideutig betont, daß mir jeder Gedanke an eine Heirat fernliegt —? Weiche mir nicht aus. Ja oder nein? Gut — ich habe es betont. Warum habe ich das getan? Weil ich meine Natur kannte und es von mir gewiesen habe, dir irgendeine Komödie vorzuspielen.“

„Du hast mir gesagt, du liebst mich, und das ist hundertmal mehr als alles andere.“

„Ich habe dich auch geliebt — hätte ich sonst“ — ein verlorenes Lächeln irrte dabei um seinen Mund — „einen Diebstahl begangen? — Oder meinst du, ich sei von Hause aus auf solche Dinge gestellt?“

. Hierauf schwieg sie.

„Gut — fahren wir fort: ich habe dich geliebt — und du hast „Nein“ gesagt. Ich habe gestohlen — und bin dir nachgereist . . . Aber als ich dich dann wieder sah — verzeih, Lux, wenn ich dir in dieser Stunde nichts vormache und dir nichts erspare, du zwingst mich dazu —, und es ist so zwecklos, wie die Kacke um den heißen Brei herumzuschleichen und der Wahrheit nicht ins Gesicht zu schauen. Nein, das will ich jetzt um keinen Preis mehr — das macht das Elend nur größer . . . Als ich

dich in Lugano wieder sah, war im Grunde alles in mir abgeblüht.“

Sie blickte ihn starr und wortlos an.

„Es ist so -- Gott weiß es -- wer will solche Vorgänge erklären. Vielleicht lag es daran --“ fügte er nachdenklich und versonnen hinzu, „daß du mich zu lange auf die Folter gespannt hattest und -- vielleicht lag es gar nicht an dir -- sondern an der Erziehung, die man euch Mädchen aufzwingt. Genug -- das ist jetzt alles belanglos und kommt nur insofern in Betracht, als du mir eine Rechtfertigung abnötigst. Dann warst du von einer grenzenlosen Güte gegen mich, und ich wurde weich -- oder, wenn du willst: ich war zu feige, zu jämmerlich feige. Und hier liegt meine einzige Schuld dir gegenüber -- nicht offen zu bekennen: in mir ist alles abgestorben, ich empfinde nichts mehr -- mein Gefühl ist verbrannt.“

Bei seinen Worten war sie aschfahl geworden.

„So also stand es damals um dich -- und trotzdem hast du mich genommen -- wie eine Ware, die man billig an sich reißt.“

„Du jammertest mich.“

„Ich jammerte dich --“ wiederholte sie verstört und um den Rest ihrer Fassung gebracht.

„So war es. Und dann blühte noch einmal etwas in mir auf, und ich suchte mich zu überreden, daß unter der Asche das Feuer noch brenne. Ich sagte ja bereits, daß hierin meine Schuld liegt. Will ich mich besser machen als ich bin? Hätte ich alle Konsequenzen geahnt -- bei Gott, ich wäre in Nacht und Nebel davon gelaufen. Aber weiter -- wir sind noch nicht am Ende.“

— Ist es Wahrheit oder Lüge, daß ich in dieser ganzen Zeit immer von Trennung sprach, und dir Auge in Auge erklärte, ich bin für kein Zusammenleben geschaffen — wir mußten uns wie gute Freunde die Hand zum Abschied geben. War dies die Voraussetzung für mein längeres Bleiben oder nicht? — Es war so, du kannst es nicht leugnen. Und jetzt kommt die Szene, in der dein Vater wie ein Besessener auf mein Zimmer stürzt, mich wie einen Hochstapler und Heiratsjäger behandelt, es für einen albernen Trick von mir hält, als ich ihm rund heraus erklärte, niemals, auch nicht in weitester Entfernung an eine Ehe mit dir gedacht zu haben... Stimmt es oder stimmt es nicht? Es stimmt — und wenn du noch so sehr deinen Kopf schüttelst. Was folgte nun: ich will es kurz machen. Ihr habt einen Handel mit mir abgeschlossen, einen erbärmlichen Handel — wegen des Kindes heiraten, hieß es. Und dann scheiden. Vor der Welt deine Ehre retten. Das erste ist prompt geschehen, das zweite wurde an deinem Widerstand zuschanden."

„Weil du mir,“ sagte sie leise, „bei der Geburt meines Kindes in die Hand versprochen hast, bei mir zu bleiben. Ist es wahr oder nicht?“

„Es ist wahr — aber den möchte ich sehen, der nicht Ja und Amen sagt, wenn eine Mutter, bevor sie noch einen Blick auf ihr eben geborenes Kind geworfen, von der Beantwortung dieser Frage Leben oder Sterben abhängig macht, und meinst du, daß ich ohne dieses Versprechen, das du mir abgezwungen hast — nicht längst auf und davon gegangen wäre?“

Sie sahen sich beide eine Weile wie zwei unerbitt-

liche Feinde an — wie zwei unverföhnliche Gegner, von denen keiner das Feld räumen will.

Endlich brachte sie stoßend hervor, und ihre Kehle schien wie ausgetrocknet:

„Hättest du auch von mir gehen wollen, wenn das Kind am Leben geblieben wäre?“

„Ja,“ antwortete er ohne Überlegung, „denn ein Kind muß Schaden nehmen, wenn Vater und Mutter sich hassen.“

„Ich hasse dich nicht.“

„Doch! Mehr als du ahnst. Und eines Tages wirst du es mir in die Ohren kreischen, daß mir die Ohren davon wehtun werden. Laß es zwischen uns nicht zum Häßlichsten kommen. Sei ein Christenmensch. Da steht etwas geschrieben, das mir jüngst wieder vor die Augen kam: „Und ließe ich meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht — so wäre es mir nichts nütze. Die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie läßt sich nicht erbittern, sie trachtet nicht nach Schaden“ . . .

Er hielt inne und sah ihr fest und gerade ins Auge.

Doch seine Worte waren an ihr spurlos vorbeigegangen.

Ein eisiger Hohn lag auf ihrem Gesicht, als sie mit schneidender Stimme erwiderte:

„Seit wann hast du dich auf die Evangelien geworfen und zitierst Bibelsprüche? Die Gottlosen berufen sich auf die Heilige Schrift — so ist es immer gewesen. Ich möchte lachen, wenn mir das Heulen nicht näher wäre.“

Kellnow erhob sich und sprach kein Wort mehr.

Langsam ging er zur Thür.

## Achtes Kapitel

Den Unglücksbrief, den der Steuermann Frieslander in Jamaika erhalten hatte, trug er Tag und Nacht bei sich.

Immer und immer wieder mußte er sich überzeugen, ob alles wirklich schwarz auf weiß geschrieben stand, oder ob nur ein böser Traum ihm die häßlichen Dinge vorgegaukelt hatte.

Er kannte ihren Brief Wort für Wort auswendig.

„Lieber Mann: lange hast du nichts von mir gehört — und nun ich Dir schreibe, muß ich Dir Sorgen und Kummer machen, und es geht doch nicht anders. Denn am Ende ist es noch schlimmer, wenn ich es Dir verheimliche. Lieber Frieslander, es muß heraus — ich habe keine ruhige Stunde mehr und schäme mich vor Gott — vor Dir und vor mir selber — — — ein anderer Mann ist in meinen Gedanken — und Du bist weit von mir, nicht nur durch das Meer getrennt. Ist das nicht furchtbar? Ich habe es mir nicht eingestehen wollen — hatte so sehr Angst vor mir selber. Wie ist das über mich gekommen — ich weiß es nicht. Es kommt die Krankheit über Nacht, und man kann es sich auch nicht erklären. Was nützt es, daß ich mir in einem fort sage, es ist sündhaft, es ist schlecht — wird es dadurch anders? Nein, Frieslander, es wird nicht anders, denn alles das habe ich versucht. Ich habe mich gefragt, wie ist es nur möglich, da ich niemals ein böses Wort von Dir hörte — und ein Kind von Dir habe. Jetzt, da ich diesen Brief schreibe, ist nichts zwischen dem Mann und mir geschehen. Und ich sehe ihn vielleicht nie wieder, ob-

wohl ich es nicht glaube. Aber es bleibt doch bestehen, daß ich von Dir fort bin und nach dem anderen mich sehne. Und das mußt Du wissen, Frieslander, und mir schreiben, was nun geschehen soll. Wenn Du willst, gehe ich mit dem Kinde aus dem Hause, bevor Du noch zurückkehrst. Ich schlage mich schon durch. Denn nun mag ich Dir nicht länger zur Last fallen. Ich kann aber auch warten, bis Du wieder da bist. Es ist ja Dein Recht, daß ich Dir Rede und Antwort stehe.

Das Kind ist gesund, und ich grüße Dich. Also schreibe ein Wort. Katharine Frieslander."

Als der Steuermann den Brief gelesen hatte, wußte er, daß es aus mit ihm war. Es gab keinen Zwirn, um den Riß zu nähen. Aus — völlig aus war es — er kannte sie zu gut.

Von da ab tot er nur noch wie ein Nachtwandler seinen Dienst — im Herzen trug er ein Geschwür, das langsam an ihm zehrte — ihn mit Todesicherheit auffraß.

Allen fiel sein verändertes Wesen auf, obwohl er von Hause aus ein verschlossener, wortkarger Mensch war. Aber niemand stellte eine Frage an ihn. Er konnte so leicht in Zorn geraten, und es war nicht gut, Handel mit ihm zu bekommen.

In dem Briefe standen ein paar Worte, an die er sich klammerte — in die er sich hineinbiß: es ist ja Dein Recht, daß ich Dir Rede und Antwort stehe.

Immer wieder las er diesen Satz. Und dann hatte er nur noch den einen Gedanken, der Mensch, der sie mir gestohlen hat, muß fort. Wenn es überhaupt noch einen Weg gab — sie wiederzugewinnen — so war es

der und kein anderer. Das stand fest für ihn wie das Evangelium.

Rede und Antwort sollte sie ihm stehen — oder — nein, das wollte er nicht zu Ende denken. Gott mochte ihn davor bewahren.

Und eines Mittags bat er den Kapitän um eine Unterredung. Ob es nicht möglich wäre, daß er früher nach Hause käme. Es sei etwas Dringliches — auf Ehre und Gewissen versicherte er es.

Der Kapitän machte ein höchst bedenkliches Gesicht.

Der zweite Steuermann würde seinen Dienst versorgen. Er könnte ohnehin nicht mehr für sich gutstehen. Es hätte sich eben etwas ereignet, worüber er nicht sprechen könnte. Soviel wolle er nur sagen, sein ganzes Leben stehe auf dem Spiel. Und ob man nicht an den Generaldirektor nach Hamburg telegraphieren könnte — der sei ja auch ein Mensch — und hätte am Ende ein Einsehen — und ob er, der Kapitän, seine Bitte beim Generaldirektor unterstützen wollte.

Der Kapitän wollte es eine Nacht überschlafen.

Seeleute sind schwerfällige Menschen, denen weder das Ja, noch das Nein so rasch wie anderen aus dem Munde kommt.

Am anderen Tage antwortete er, er hätte nach Hamburg telegraphiert — nun müsse man abwarten.

Er ließ jedoch nichts darüber verlauten, auf welche Art er sein Gesuch unterstützt hatte.

Und der Generaldirektor drahtete zurück, er sei einverstanden, wenn Frieslander mit dem nächsten Frachtdampfer zurückreiste und mit dem Steuermann dieses Schiffes seinen Posten tauschte.

Auf diese Weise war er Monate früher heimgekehrt und hatte die Ahnungslose überrascht und immer und immer mit der einen Frage gemartert:

Wer ist es gewesen — und wo finde ich ihn?

Und jedesmal hatte sie den Kopf geschüttelt und gesagt:

„Und wenn du mich auf die Folter spannst — ich antworte dir nicht . . .“

So lebten sie in einer dumpfen Unruhe nebeneinander, und in beiden wuchs ein Haß auf, der beständig neue Nahrung suchte und kein Genüge finden konnte.

Sie mied seine Blicke, die sie unentwegt auf sich ruhen fühlte, die sie auf Schritt und Tritt verfolgten. Sie sehnte sich nach Kellnow und kam sich wie ein gefangenes Tier vor, das wie unsinnig gegen die Gitter seines Kerkers rennt und ohnmächtig vor Wut und Erbitterung seinen Wärter anstarrt.

Ganze Nächte lagen sie schlaflos nebeneinander, und der Steuermann sann und sann, wie er ihr das Geheimnis entreißen könnte.

Er fühlte, wie es in seinen Händen zuckte, und wie ein Begehren in ihm aufstieg, sich auf sie zu stürzen und sie an der Kehle zu würgen.

Er war ein zerbrochener Mensch, der erst zu seiner Ruhe kommen konnte, wenn so oder so reiner Tisch gemacht war.

Dann stand er wohl auch mitten in der Nacht auf, holte das schreiende Kind aus den Rissen und betrachtete es mit haßerfüllten Augen. Und indem er an ihr Bett trat, sagte er mit verhaltener Stimme, aus der ein schneidendes Weh klang:

„Am Ende ist das auch ein Kuckucksei, das du mir



ins Nest gelegt hast, du Laubenuschuld! Wer beweist mir denn, daß das mein Fleisch und Wein ist! Vielleicht hast du schon damals mit deinem Galan geschlafen . . .“

Und dabei packte er das Kind so heftig an, daß es kläglich aufschrie.

Sie sprang von ihrem Lager, entriß ihm mit funkelnden Augen das kleine Wesen und bettete es sanft.

Dann legte sie sich wieder in ihre Kissen und zog die Decke über den Kopf.

Ach, wie sie fror — als ob ihr Körper blutleer wäre. Und wie eiskalt ihre Füße waren.

Wieder lagen sie eine geraume Zeit still nebeneinander.

Und jetzt wußte sie mit einer Sicherheit, vor der sie selber erschrak, daß er an nichts anderes als an den Tod des Andreas Kellnow dachte.

Sie getraute sich nicht mehr einzuschlafen, weil er auch ihre Träume belauerte und im stillen damit rechnete, ihr könnte einmal im Schläfe der Name entschlüpfen.

Jetzt kroch er zu ihr hinüber, beugte sich über sie und ergriff ihre beiden Hände.

Trotz der tiefen Dunkelheit sah sie sein vergrämtes Gesicht.

Der Angstschweiß drang ihr aus allen Poren.

„Woran denkst du?“ fragte er heiser.

Sie versuchte sich ein wenig aufzurichten, aber es gelang ihr nicht. Seine Hände waren wie eiserne Klammern.

„Ich denke daran, daß alles bald vorbei sein wird. Gott wird mich zu sich nehmen, und du wirst deine Ruhe haben.“

In die Stille der Nacht lachte er laut hinein.

„Bilde dir nur keine Schwachheiten ein. Den Irrtum muß ich dir nehmen.“

Dann hielt er inne, zündete wieder Licht an und brachte ganz leise die Worte hervor:

„Bevor der Hund nicht kalt gemacht ist, habe ich keine ruhige Stunde.“

Er sah, wie ihre Züge sich verdunkelten, wie es in ihrer Brust arbeitete, wie sie bis zum äußersten gepeinigt einen Augenblick alles vergaß und trotz ihrer tiefen Erschöpfung den Versuch machte, sich auf ihn zu stürzen.

Er sah das alles und wartete gierig darauf.

Doch ermattet ließ sie den müden Kopf wieder sinken und schloß die Augen.

Brachte ihn das um den letzten Rest seiner Besinnung?

Er warf plötzlich alle Kissen aus dem Bett, so daß sie nackt und frierend dalag mit ihrem armen, abgezehrten Leib.

„Antworten — auf der Stelle antworten!“ schrie er wie außer sich.

Sie sprang aus dem Bett, und da er argwöhnte, sie wolle sich aus dem Fenster stürzen, trat er vor die verschlossenen Läden.

„Nein, meine Teuerste, daraus wird nichts,“ sagte er und machte mit dem Zeigefinger eine abwehrende Bewegung durch die Luft.

Sie tat indessen nichts von all dem, sondern warf nur einen Schlafrock über und setzte sich barfußig an den Tisch.

„Zieh dir Strümpfe an,“ befahl er.

„Ganz überflüssig,“ erwiderte sie, und ihre Miene war trostlos. „Höre mich einen Augenblick an: versuche es einen Augenblick! Was geht dich der fremde Mensch an? Ich bin es doch, die dir den Jammer angetan hat. Schlage mich tot, und du hast recht. Töde mich nachend aus dem Hause, und du hast wieder recht. In beiden Fällen werde ich mich nicht wehren. Aber laß den Menschen aus dem Spiel. Ich begreife nicht,“ sagte sie, von Gram und Zweifeln verzehrt, „daß du deinen Haß und deine Wut gegen ihn kehrest! War er dein Freund? Nein. War er dein Bruder? Nein! Welche Rücksicht hatte er auf dich zu nehmen? Ich, ich bin doch die einzig Schuldige — wenn man überhaupt,“ fuhr sie fort und sah ihm dabei gerade ins Gesicht, „von Schuld reden kann. Ich bin deine Frau, der du nur Gutes erwiesen hast — ich habe dir das Kind zur Welt gebracht, ich mußte an deinen ehrlichen Namen denken und habe es nicht getan. Schlage mich also nieder, aber verbohre dich nicht in einen sinnlosen Zorn gegen einen Dritten. Denn diese Sache geht nur dich und mich an.“

„Bist du nun zu Ende?“ fragte er.

„Ja, ich bin zu Ende.“

„So will ich dir nun mein letztes Wort sagen: Und wenn ich von Pontius zu Pilatus wandern soll — ich werde nicht ruhen, bis ich ihn gefunden und ihn zwischen diesen meinen beiden Fäusten stumm gemacht habe. So wahr mir Gott helfen möge, Amen.“

„Mann, Mann!“ schrie sie auf und hob die Arme, als wollte sie ihn ein letztes Mal beschwören. Dann aber trat ein seltsamer Ausdruck in ihre Miene.

Sie ließ die erhobenen Arme fallen und wandte sich von ihm ab.

In der Stunde wußte sie, daß sie keine Macht mehr über ihn hatte, und daß keine Macht ihn bewegen würde, den einmal gefaßten Vorsatz aufzugeben.

„Gehen wir schlafen,“ stieß er hervor.

Wortlos gehorchte sie.

Sie sah, wie er mehrere weiße Tabletten in einem Glase auflöste und das Wasser in einem Zuge trank.

Eine knappe Viertelstunde verstrich, und nun hörte sie, wie er regelmäßig atmete. Sie schloß daraus, daß er eingeschlafen war.

Eine geraume Zeit wartete sie noch. Dann entzündete sie eine Kerze und beleuchtete seine Züge, in die Gram und Kummer tiefe Furchen gezeichnet hatten.

Sie hatte nicht die leiseste Spur von Mitleid für ihn. Nur der eine Gedanke erfüllte sie: der Mensch da ist hinter Andreas Kellnow her wie ein Bluthund — sinnt auf nichts anderes als auf Mord und Totschlag.

Und mit grenzenlosem Haß betrachtete sie ihn. Nicht einen Augenblick dachte sie daran, daß er durch dieses Anstarren erwachen könnte.

Zug für Zug wollte sie sich einprägen — jede Linie seines Gesichts.

Ohne Erbarmen blickte sie auf ihn, und nicht eine Silbe wollte sie vergessen von dem, was er diese Nacht zu ihr gesprochen.

Sie löschte das Licht aus und stieg wieder in ihr Bett.

Nun war alles anders gekommen, als sie im stillen gedacht hatte.

Denn als sie damals vom Doktor mit ihm heimging,

war sie entschlossen gewesen, sich aus dem Leben zu stehlen und so der ganzen Not ein Ende zu machen.

Nun war es ihr klar geworden, daß damit erst halbe Arbeit getan war.

Denn der da neben ihr lag, war todesreif wie sie.

Sie erschauerte und kroch unter die Decke.

Unerschütterlicher Entschluß und Entsetzen lagen auf ihren Zügen . . . .

Als Frieslander mit dem Morgengrauen erwachte, lag sie noch in bleiernem Schlafe da — blaß, verhärmt — verfroren — die Lippen hatten einen bläulichen Ton und waren fest und trohig geschlossen, daß sie eine einzige Linie zu bilden schienen.

Der Steuermann stand an ihrem Bett. Er konnte sich von ihrem Anblick nicht losmachen.

„Warum hast du mir das angetan!“ murmelte er unaufhörlich.

Und dennoch hatte er mit ihr ein unsagbares Mitleiden. Am liebsten hätte er ihre mageren Arme gestreichelt, ihren dünnen weißen Hals und ihren schmerzhaft verzogenen Mund geküßt.

Aber er schüttelte den Kopf und sagte nur leise:

„Vorbei — vorbei —“

Er zog sich langsam an.

Er sah im Spiegel sein Abbild und erschrak davor. Sein Gesicht, sein Hals und seine Brust waren von Sturm und Wetter gebräunt. Die Haut war straff über den Körper gespannt. Alles an ihm war Sehne und Muskel. Aber sein Gesicht erschien ihm eingefallen und seine Augen lagen tief in den Höhlen.

„Wenn ich ihn habe, ist es um ihn geschehen. Und

weder Gott noch der Teufel helfen ihm dann. — Wie mag der Bursche nur aussehen,“ — zermarterte er sich den Kopf — „um dessentwillen sie mich in Stücke gerissen hat?“ Und Frieslander fühlte deutlich, daß er zerbrochen war — in klirrenden Scherben dalag, die man am besten auf den Kehricht warf.

Er stieß unversehens mit dem Fuße an die Truhe, die nahe dem Waschtisch stand, und aus irgend einem Instinkt — ohne bestimmten Vorsatz schloß er sie auf. Sie war bis an den Rand mit Kleidern und Wäsche gefüllt. Stück für Stück warf er auf den Fußboden.

Vielleicht lag auf dem Grunde ein Bündel Briefe, das ihm Aufschluß gab. Vielleicht —

Was war denn das? . . .

Er stieß auf einen harten Gegenstand.

Mit einer hastigen Bewegung waren die letzten Fetzen beiseite geschleudert — und nun — er traute seinen Augen nicht — lag vor ihm ein mit einem Lederfutteral überzogener Geigenkasten. Und auf dem Leder waren zwei große schwarze Buchstaben: „A. R.“ eingezeichnet.

Mit einem Griff hatte er den Kasten aus der Truhe geholt und preßte ihn in einem grausamen Lustgefühl an sich.

Zum erstenmal nach vielen, vielen Wochen hellten sich seine Züge für eine flüchtige Minute auf.

Wie eine Zauberformel wirkten die beiden Buchstaben auf ihn.

„Dies ist die erste Fährte“ — dachte er und strengte bis zum äußersten sein Hirn an, wie er auf dieser Spur weiterkommen könnte.

„A. R.“ flüsterte er.

In den beiden Buchstaben lag von nun an der Inhalt seines Lebens.

Da erwachte sie in einem dunklen Angstgefühl.

Wie sie den Geigenkasten in seinen Händen sah, zuckte sie zusammen, so still und lautlos wie ein Tier, das getroffen ist.

Er weidete sich an ihrem Schrecken.

„Nun,“ sagte er, und eine teuflische Freude durchleuchtete seine Miene, „wie heißt dein Schatz? Hinter den Vornamen, denke ich, werden wir bald kommen.“

Und indem er sie nicht eine Sekunde aus den Augen ließ, fuhr er fort:

„Vielleicht Anton?“

Er wartete ein Weilchen.

„Oder Alex, oder Artur? Auch nicht? Am Ende aber Adolf? Noch nicht geraten? Was für gottverdammte Namen gibt es denn noch, die mit dem Buchstaben beginnen? Heißt der Hund Albert oder Adam, oder ist's der schöne Alfred? Sperr' das Maul auf, sonst schlage ich dich in Stücke.“

Sie sah nur auf den Geigenkasten und das Herz tat ihr weh.

Sie dachte keinen Moment daran, er könnte ihr etwas antun, aber der Geige könnte ein Leid geschehen.

Das war es, wovor ihr bangte . . .

Er nahm die Müze vom Ständer und machte sich eilig, die Geige unter dem Arm, aus dem Zimmer.

„Was tue ich jetzt?“ fragte er sich, als er auf der Straße war.

Er ging schnurstracks auf einen Schutzmann zu.

„Eine Zigarre, Sir? Bitte — hat nichts zu sagen, mache mir eine Ehre daraus. Brauche Ihren Rat, Sir. Bin da einem Hundsfott auf der Spur, der mich begaunert hat. Begauert ist nicht einmal das richtige Wort — tut im Moment nichts zur Sache. Können Sie mir einen guten Rat geben, Herr Nachbar? Das Luder spielt Geige, ist Musikmensch — Anfangsbuchstaben A. R. Da — schauen Sie her.“ Er wies auf den Kasten. „Wie finde ich ihn heraus? Ein englisches Pfund, wenn Sie mir dazu verhelfen. Pardon, ich meine zwanzig Mark in gutem deutschen Gelde.“

„Sie haben wohl schon einen hinter die Binde gegossen?“ sagte der Schutzmann gutmütig.

„Weiß Gott, das habe ich,“ antwortete Frieslander ohne Besinnen. „Was soll ich in der Sache tun?“ setzte er dann hinzu.

„Wissen Sie was — gehen Sie auf die Musikerbörse in die Alexanderstraße. Das wird wohl das einfachste sein.“

Er wies ihm genau den Weg.

Auf der Musikerbörse wurde Frieslander glatt ausgelacht. Die Herren erklärten, man könnte aus den Initialen gar nichts schließen. Woher er denn überhaupt wüßte, daß die Geige, die übrigens ein gutes Instrument sei, einem Berufsmusiker gehöre.

Dieser Einwand erschreckte ihn eine Sekunde. Dann aber erwiderte er: es bestände für ihn nicht der mindeste Zweifel.

Ein junger Mensch hatte Mitleid mit seinem traurigen Gesicht.

„Wenden Sie sich noch an den Musikerverband,“



meinte er, „da werden Sie doch am ehesten etwas in Erfahrung bringen.“

Und Frieslander begab sich unverzüglich in das Bureau des Verbandes, ohne auch hier irgend etwas zu erzielen.

Er fühlte, wie die Menschen ihn mißtrauisch ansahen, als ob er nicht ganz richtig im Kopfe wäre.

Er lachte grimmig in sich hinein.

Einmal war er drauf und dran, die Geige aus dem Kasten zu nehmen und auf dem Straßenpflaster kurz und klein zu schlagen.

Noch einen letzten Versuch machte er in der Kriminalabteilung des königlichen Polizeipräsidioms.

Der Beamte schnauzte ihn wie einen Rekruten an. Ja, inmitten des Gespräches fixierte er ihn scharf. Wie er denn in den Besitz der Geige gekommen sei — wollte er wissen.

Der Steuermann antwortete, dies sei eine Privatangelegenheit.

Mit Privatangelegenheiten könne sich der preußische Staat nicht befassen. Klare Auskünfte müsse er haben, bevor er in der Lage sein könne, irgendwelche Recherchen anzustellen.

In tiefer Mißstimmung trat Frieslander den Heimweg an.

Er fühlte, wie er den Boden unter sich verlor.

Wie schwer Gott es einem machte.

Es war, um gegen die Wände zu rennen.

Dicht vor seiner Haustür sah er einen jungen Menschen, dessen übernächtiges Gesicht ihm auffiel.

Beider Blicke begegneten sich.

Einen flüchtigen Moment hatte er die Vorstellung: dieser und kein anderer ist es!

Als er aber die verlebten, gemeinen Züge näher betrachtete, wies er den Verdacht von sich.

Der Bursche näherte sich ihm vorsichtig.

Frieslander maß ihn kalten Blickes.

Der Mensch trat auf ihn zu.

Sie sahen sich eine Weile stumm an.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte er ihn.

Der Angeredete zögerte. Endlich sagte er:

„Sind Sie der Steuermann Frieslander?“

„Der bin ich!“

„Mein Name ist William — kurzweg William, Langotänzer aus der Excelsior-Bar. Nun wissen Sie wohl Bescheid?“

„Nein,“ erwiderte Frieslander, „nichts weiß ich.“

„Dann hat es keinen Zweck.“

Der Mensch wollte sich entfernen, aber der Steuermann hielt ihn am Arme fest.

„Dageblieben,“ kommandierte er. „Bin ich etwa Ihr Hanswurst?“

„Es hat keinen Zweck,“ wiederholte der andere. „Ich dachte, Sie könnten mir eine Auskunft erteilen.“

„Wen suchen Sie?“ fragte Frieslander, und sein Blut staute sich zusammen.

„Den nämlichen wie Sie.“

Der Steuermann starrte ihn voll Entsetzen an.

Der Langotänzer verzog sein Gesicht zu einer Grimasse, ehe er fortfuhr:

„Der Kerl betrügt Sie und mich. Mir hat er das

Frauenzimmer abspenstig gemacht, und mit Ihrer Frau wälzt er sich herum. Ein sauberer Patron."

"Teufel nochmal!" antwortete Frieslander. Und ohne auf die Geschichte weiter einzugehen, fragte er leise:

"Wie heißt er? Wo wohnt er?"

"Deshalb bin ich gerade zu Ihnen gekommen."

Der Steuermann hätte vor Wut aufschreien mögen.

"Ihre Adresse, Herr? Wenn ich etwas in Erfahrung bringe, sollen Sie verständigigt werden. Mahlzeit!"

Und Frieslander legte die Hand grüßend an seine Mütze und wandte sich ab.

"Einen Augenblick noch, mein Herr. Es gibt da eine alte Kupplerin, die vielleicht Bescheid weiß. Ich kann nichts aus ihr herausbringen, nur Ihren Namen und Ihre Affäre verriet sie mir. Vielleicht haben Sie mehr Glück. Sie wohnt bei Lisa Lerda, Mochstraße 43. Habe die Ehre, mein Herr."

"Well," antwortete Frieslander. Und mit ungeduldriger Hand notierte er: „Lisa Lerda, Mochstraße 43. Einen Schritt wären wir weiter.“

"Also Geiger war der Bursche," mit den Worten trat er vor sie hin.

Sie wies stumm auf ein Telegramm, das für ihn angekommen war.

Er setzte den Violinkasten ab und wog die Depesche in seinen Händen, als ob sie etwas Schicksalschweres, etwas Entscheidendes brächte.

"Geiger ist er," sagte er noch einmal.

Dann öffnete er behutsam das Telegramm.

Es war von der Hamburg-Amerika-Linie und lautete kurz und bündig:

„Unverzüglich nach Hamburg kommen. Neun Uhr früh Bureau sein. Generaldirektion.“

Es fiel ihm ein, daß er es unterlassen hatte, sich auf dem Bureau zu melden. Nicht einmal seine letzte Löhnung hatte er in Empfang genommen. Dem Kapitän hatte er gesagt, es ginge auf Leben und Sterben; mit dem nächsten Zuge mußte er nach Berlin.

Was ging ihn die Hamburg-Amerika-Linie noch an!

Er las das Telegramm noch einmal; er buchstabierte es förmlich . . .

Ob er fahren sollte?! . . .

Ob sie den Inhalt kannte? . . .

Voll Mißtrauen blickte er sie an. Bis auf den Grund ihrer Seele wollte er sehen . . .

Wenn er nicht fuhr, war er aus der Liste gestrichen, man ließ in Hamburg nicht mit sich spaßen, soviel stand fest; und der Generaldirektor hatte ihm in seiner Not geholfen, hatte ihm auf sein Gesuch hin die vorzeitige Rückkehr ermöglicht; es blieb wohl nichts anderes übrig, ob gern oder ungern, er mußte hin. Um drei Uhr abfahren, abends in St. Pauli mit den Kameraden einen steifen Grog trinken, für ein paar Stunden alle Sorgen über Bord werfen, am andern Morgen die Geschäfte erledigen und nachmittags wieder in Berlin sein.

„Goddam, es geht nicht anders,“ murmelte er.

Er steckte das Telegramm in seine Hosentasche und zog ein Notizbuch hervor.

„Da drinnen steht alles,“ sagte er, und seine Augen funkelten.

Fest und durchdringend hielt er den Blick auf sie ge-

richtet, und mit einem niederträchtigen Lächeln fügte er hinzu:

„Wenn du dir einbildest, allein mit dem sauberen Herrn im Bett gelegen zu haben, so ist das ein schwerer Irrtum. Lisa Lerda, Moßstraße 43,“ las er und betonte jede Silbe. „Jetzt haben wir ihn, und ein Entschlüpfen ist ausgeschlossen. Gott erbarme sich seiner.“

Sie war totenblaß geworden. Obwohl sie keine seiner Andeutungen verstand, ahnte sie, daß etwas Dunkles, Schreckliches im Anzuge war.

„Dich hat er nur so nebenbei gehabt,“ brachte er zwischen den Zähnen hervor, „gewissermaßen als Nebenpläsier; verstanden, Madame?“

Er packte sie beim Handgelenk.

„Und mit so einem hast du dich eingelassen. Pfui Teufel!“

Er spuckte mehrere Male aus, als ob ihm übel wäre.

Sie rührte sich nicht.

„Heute nachmittag fahre ich auf einen Tag nach Hamburg,“ sagte er unvermittelt.

Er zog die Uhr.

„Bis dahin wirst du mir nicht aus der Tür gehen; hast du gehört?“

Sie nickte.

„Deutlich antworten,“ schrie er, „ob du gehört hast?“

„Ja,“ entgegnete sie bebend, und das Herz schlug ihr bis zum Halse.

Er hielt inne, überlegte eine lange Zeit, und seine Stirn hatte sich in viele Falten zusammengezogen.

„Sprich mir nach: Ich schwöre.“

„Ich schwöre.“

„Beim Leben meines Kindes.“

„Beim Leben meines Kindes.“

„Beim Leben meiner Mutter.“

„Beim Leben meiner Mutter.“

„Bei unserem Herrn und Heiland.“

„Bei unserem Herrn und Heiland.“

„Dieses Zimmer vor deiner Rückkehr nicht zu verlassen.“

„Dieses Zimmer vor deiner Rückkehr nicht zu verlassen.“

„Wirfst du den Schwur halten?“

„Ja!“ erwiderte sie schwer atmend und hielt seinen Blick aus.

„Warte einen Moment.“

Er ging in die Küche.

„Frau,“ sagte er — denn das Wort Mutter kam nicht mehr über seine Lippen —, „in ein paar Stunden reise ich auf eine Nacht fort. Wenn einer von euch beiden während dieser Zeit das Haus auch nur auf eine Minute verläßt, so nehme ich das Beil hier und mache ein Ende. Die da drinnen hat es mir schwören müssen.“

Während er mit der Mutter redete, war Katharina ans Fenster getreten und hatte die Stirn an die Scheibe gepreßt. Und alles Leben strömte wieder zu ihrem Herzen. Eine jähe Freude bewegte sie. Gott war mit ihr . . . mochte kommen, was da wollte, sie würde eidbrüchig werden. Sie würde den Weg zu Andreas Mellnow finden, und wenn es sein mußte, aus dem Fenster springen, um zu ihm zu gelangen.

Der Steuermann packte in den Handkoffer seinen Sonntagsanzug.

„Ist nicht nötig,“ wehrte er ab, als sie helfen wollte.  
 „Ich brauche dich nicht mehr.“

Am Nachmittag fuhr er ab. In der einen Hand hielt er den kleinen Koffer, in der andern den Geigenkasten.

Eine Viertelstunde darauf machte sie sich zum Ausgehen fertig.

Sie war gerade im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als die Mutter in die Thür trat.

„Jesus Maria, was hast du vor?“ schrie die alte Frau, und die Knie wurden ihr schwach.

„Mutter, sage kein Wort — — er will — — will ihn totschlagen. Hörst du, totschlagen will er ihn, Mutter!“

Die Frau starrte die Tochter mit offenem Munde an. Ein Grauen lag auf ihrer Miene.

„Wann wirst du wieder da sein?“ fragte sie furchtsam.

„In einer Stunde, Mutter!“

Sie flog die Treppen hinunter und nahm sich einen Wagen. Keine Minute Zeit hatte sie zu verlieren.

Ihr einziger Gedanke war:

„Ich werde ihn wiedersehen.“ Und vor Freude rötete sich ihr verhärmtes Gesicht. Alle Qual und alle Martern dieser letzten Tage waren vergessen. In ihr war Weihnacht.

Sie schickte einen kleinen Jungen zu ihm hinauf.

Ein paar Minuten später war er unten.

„Mariete, süßes Mariete.“ Er streichelte ganz zart ihre Hand, er berührte sie kaum.

„Ich habe dir soviel zu erzählen,“ flüsterte sie und verlor auf einmal ihre Fassung. Große Tränen rannen über ihre Backen.

„Was ist denn?“ fragte er in tiefer Sorge.

Sie tat ihre Hand in die seine.

„Warte ein klein wenig, es ist schon vorbei.“

„Laß uns um die Ecke biegen; dort ist eine Konditorei, in der wir ungestört sind.“

Hand in Hand gingen sie.

Hinter ihnen schlich eine alte Frau. Sie sahen sie nicht; denn nur mit sich waren sie beschäftigt.

„Ich muß in einer Stunde zurück sein, die Mutter vergeht sonst vor Angst. Er ist nämlich auf eine Nacht fortgereist,“ setzte sie hinzu.

Mitten auf der Straße blieb er stehen.

„Wollen wir heute abend zusammen sein — solch eine Sehnsucht hatte ich nach dir.“

„Ich will,“ erwiderte sie ohne zu zögern.

Und wieder empfand sie ein unsagbares Glück, in seiner Nähe zu sein.

„Gut, ich werde dich abholen, um halb neun Uhr.“

Sie schritten weiter, und in dieser Sekunde verschwand die Alte.

Es war ein enger, kleiner Raum, in den sie traten.

Sie waren die einzigen Gäste.

Stoßend begann sie zu erzählen. Aber nichts sagte sie von ihren Leiden. Es war auch keine Anklage gegen den Mann. Alle seine Härten hatte sie vergessen, ihren Zorn, ihren Haß tief begraben.

Mellnow hörte ihr gespannt zu.

„So geht das nicht weiter, das muß ein Ende haben.“

„Ich denke auch,“ antwortete sie.

„Ich habe mich bisher deinem Willen gefügt,“ fuhr er fort, „nun mußt du mich handeln lassen.“



Sie nickte und lächelte dabei auf eine geheimnisvolle Art.

„Morgen, sagst du, kommt er zurück. So werde ich übermorgen mich ihm stellen.“

Ein leichtes Zucken ging über ihre Miene.

Er mochte es als ein Zeichen ihrer Unruhe deuten.

„Habe keine Angst, Liebes, Liebes. Nichts wird geschehen. Sein Zorn wird verrauchen, sobald ich vor ihm stehe. Ich begreife es sehr gut, daß er Klarheit braucht. Die dunkle Ungewißheit ist es, die ihn erdrückt. Ganz offen werde ich mit ihm reden. Und wenn er dich dann foltert, werden wir weiter sehen.“

Sie blickte ihn voller Bewunderung an. Sie begriff sein Ruhe und Sicherheit nicht. War er denn mit Blindheit geschlagen, ahnte er denn nicht, daß es um sein Leben ging? Nein, es ging nicht mehr um sein Leben; Gott und sie wußten es.

„Wer ist Lisa Lerda,“ fragte sie ohne Übergang und senkte dabei den Kopf.

Er schwieg betroffen.

„Du sollst nicht darüber reden, wenn es dir wehe tut,“ sagte sie demütig.

„Es tut mir nicht wehe,“ antwortete er und lächelte dabei. „Es ist ein Wesen, das wunderschön tanzt, und mit dem mich ein paar flüchtige Stunden verbinden.“

„Hast du sie lieb?“ fragte sie nach einer Weile scheu.

„D nein.“

„Ich danke dir.“

Über Lisa Lerda wurde kein Wort mehr gesprochen. Und gleich darauf erhoben sie sich.

„Also um  $1\frac{1}{2}$  Uhr,“ sagte er beim Abschied und küßte ihr die Hand.

„Um  $1\frac{1}{2}$  Uhr,“ wiederholte sie.

## Neuntes Kapitel

Als Kellnow sich von ihr getrennt hatte, wurde er sehr nachdenklich.

In welch ein buntes Dasein sah er sich gestellt!

Lucie Trenkwiß, Katharina Maria Frieslander, Lisa Lerda, wo lagen die Wurzeln seines Lebens, wo seine Notwendigkeiten; jede forderte ihn, machte ihr Recht auf ihn geltend. Und mit welcher Hefigkeit! Dies war wohl der Grundunterschied zwischen Mann und Weib: die Frau stellte bis zur letzten Monomanie ihre ganze Existenz auf den Mann, und der Mann, der differenzierte Mann zum mindesten, fand in ihr einen Wert unter vielen Werten, vielleicht nicht einmal den höchsten. Er nahm ihre Blüte, sog den Duft ihrer Schönheit ein und eilte weiter.

Denn er sah vor sich einen langen Weg, auf dem die Frauen Stationen waren. Wehe ihnen, wenn sie auf seiner Wanderung ihn aufhielten, ihn nötigten, grausam über sie hinwegzuschreiten.

Woran lag das nun?!

War die Frau das bessere, zuverlässigere Teil, die Erhalterin der Rasse, die das Nest baute und wahrte?

Möglich. Denn im Haushalte der Natur blieb die schöpferische Kraft des Mannes nicht nur auf die Fort-

pflanzung beschränkt. Für ihn lautete das Gebot: Du sollst nicht nur den Menschen zeugen, du sollst das Werk hinstellen.

Er lachte laut auf.

Und wer kein Werk vor sich sah . . . was tat der?

Er lief den Weibern nach, weil er hier dem Geheimnis des Daseins auf die Spur zu kommen wähnte.

Und fand er nicht bei ihnen neben aller Begehrlichkeit alle Güte und Zartheit . . .

Wieder standen die drei vor ihm.

Er sah die drohenden Blicke Lucies, er las im Geiste die hilflosen Briefe der Lerda, die ihn nicht lassen wollte, und er hörte die weiche Stimme Frau Frieslanders.

Überall Zusammenhänge, nirgends eine Einheit — Stationen — aber kein Endziel.

Er fühlte es deutlich.

„Ich lasse meinen Kahn treiben,“ dachte er, „einmal muß ich ans Ufer kommen. Und wenn über dem Kahn das Wasser zusammenschlug, so war es höherer Wille. Nur nicht am Lande kleben . . .“

„Herr Kellnow“ —

Er drehte sich um.

Niemand hatte ihn gerufen.

Und doch hatte er seinen Namen gehört.

War das ein Signal gewesen?

Er zuckte die Achseln.

Das blasser Gesicht der Maria Frieslander tauchte vor ihm auf, und ihr ganzes Gebaren erschien ihm plötzlich fremd und sonderbar. Ihre Bewegungen hatten etwas Scheues gehabt, und der Klang ihrer Stimme

war anders als sonst gewesen. Oder bildete er sich das alles in der Erinnerung jetzt nur ein? Hörte er Nebengeräusche, sah er Gesichte? Gab es ein Mitschwingen der Nerven?

Wer feine Ohren hat, vernimmt vieles.

Und mit scharfen Augen blickt man bis auf den Grund des Wassers.

Eine innere Unruhe bewegte ihn. Seine Züge waren ernst geworden.

Er zog die Uhr und ging hastig nach Hause.

Eine tiefe Sehnsucht nach Maria erfüllte ihn.

Auf dem Treppenflur begegnete er einem Depeschboten.

„Hast du ein Telegramm bekommen?“ fragte er Lucie, die, wie er zu bemerken glaubte, ihn auf eine höchst merkwürdige Art anstarrte.

„Mit den bössartigen Augen eines Kriminalbeamten,“ setzte er leise für sich hinzu.

„Ich?“ antwortete sie, „o nein. Wer sollte mir ein Telegramm schicken?“

Ihre Stimme klang hart und schneidend.

„Es wäre doch immerhin möglich.“

„Gewiß — manches, das einem unmöglich erscheint, ist möglich.“

Einen Moment sah er sie flüchtig an.

Ihre Miene war undurchdringlich. Nur auf ihren Wadenknochen brannten rote Flecke.

„Gehst du heute abend aus?“ fragte sie.

Er zauderte einen Moment, ehe er entgegnete:

„Allerdings — ich treffe mich mit jemandem um 1/29 Uhr.“

„Hm,“ machte sie. Dann wandte sie sich ab, weil ihr der Atem ausging.

Inmitten seines Zimmers blieb er eine Weile stehen. Weshalb hatte sie ihn so merkwürdig gefragt?

„Unsinn!“ sagte er laut vor sich hin. „Gespenster sehe ich . . . Heute abend speise ich mit Maria Frieslander . . . Und morgen stelle ich mich ihrem Manne . . . Basta!“

Dieser Gedanke hatte für ihn etwas Reizvolles, nichts Beängstigendes.

„Wir werden ja sehen,“ murmelte er und zündete sich langsam eine Zigarette an.

## Zehntes Kapitel

Die alte Frau umklammerte ihre Knie, und auf ihrem Gesicht, das in diesen Wochen welk geworden und verfallen war, lag die höchste Todesangst.

„Geh nicht mehr aus, hör' einmal auf deine Mutter! Du hast es ihm geschworen — den Schwur mußt du halten.“

Sie sah die Mutter mit unsagbarer Liebe an.

Es war ihr weh ums Herz, und sie wußte doch, daß sie ihr nicht helfen konnte, ihr noch tieferes Leid antun mußte.

Aber mit einer großartigen Härte erwiderte sie:

„Den Schwur breche ich zum zweiten Male — Mutter, es geht nicht anders.“

„So laß uns unsere Siebensachen packen und heute noch bei Nacht und Nebel uns davonmachen.“

„Unmöglich, Mutter — ich muß bleiben.“

Auf die Züge der Frau trat ein Entsetzen.

„Du wirst sehen,“ flüsterte sie, „er macht uns allen den Garaus, dir, dem Kinde und mir. Um mich ist es kein Schade, ich bin fertig mit dem Leben. Aber du und das kleine Wurm da!“

Sie fing bitterlich zu weinen an.

„Warum ist uns der Mensch ins Haus gekommen und hat all das Unglück über uns gebracht! Ich habe es gewußt vom ersten Augenblick an.“

„Schilt mir den Mann nicht, Mutter. Er ist die große Freude in meinem Leben gewesen. Und wenn ich heute, was ich getan, rückgängig machen könnte, ich würde nein! und dreimal nein! sagen.“

Die Frau hörte zu weinen auf. Wie ein fremdes Wesen blickte sie die Tochter an.

War das ihr Fleisch und Blut?

Von wem hatte sie diese Halsstarrigkeit und Bewegtheit, die das Verbrechen streifte? Von ihr nicht. Und ebensowenig von ihrem seligen Manne.

Frau Frieslander unterbrach ihr Grübeln:

„Mutter, hör' mich ganz ruhig an, und wenn es wehe tut, beiße die Zähne zusammen. Einmal mußt du es erfahren: ich mache es nicht mehr lange — unterbrich mich jetzt um Gottes willen nicht, Mutter, — du weißt, ich war neulich beim Doktor. Es steht schlimm mit mir, ich habe es auf der Lunge. Mach' nicht ein so schreckhaftes Gesicht, Mutter, keiner kommt über das Sterben hinweg. Darum handelt es sich auch jetzt nicht, es handelt sich um das Kind. Hilf meinem Kinde, wenn ich nicht mehr da bin, Mutter. Das ist das Letzte, worum ich dich bitten werde.“

Sie schlang plötzlich die Arme um ihren Hals.

„Nur Kummer und Sorgen habe ich dir bereitet, du arme alte Frau. Und jetzt, Mutter, laß mich allein.“

Schwerfällig, wie ein gebrochener Mensch, erhob sich Frau Richter.

Katharina wartete noch ein Weilchen. Dann zog sie das Hauskleid aus und löste die Haare. Die fielen schwer über den schmalen Rücken.

„Bin ich das?“ fragte sie sich verwundert, als sie in den Spiegel blickte und darinnen ihren dünnen, weißen Hals, auf dem die Adern bläulich hervortraten, ihre kleinen, mädchenhaften Brüste, ihre mageren Arme und ihr todernstes Antlitz erblickte.

„Ich bin es.“

Langsam holte sie ein Kleid aus dem Schrank, das sie nur an Festtagen trug.

Dann setzte sie sich wieder an den Spiegel, kämmte und steckte sich das Haar zurecht.

„Noch einmal will ich froh sein,“ dachte sie, und ihre Züge wurden klar und schön.

Und während sie sich nun anzog, waren ihre Gedanken bei Kellnow und ihr Herz weitete sich vor Glück und Freude.

Eine Minute vor halb neun trat sie aus dem Hausflur, und eine Minute später war Kellnow an ihrer Seite, legte seinen Arm sanft in den ihren und führte sie zum Wagen, der ein paar Schritte entfernt hielt.

„Fahren Sie zu Steinert und Hansen am Kurfürstendamm,“ sagte er zum Kutscher.

Er sah nicht, daß in demselben Augenblick ein anderer

Wagen, der auf der gegenüberliegenden Seite wartete, sich ebenfalls in Bewegung setzte.

In diesem Kupee saß seine Frau, die leise aufschrie, als inmitten der Fahrt der Kutscher eine Sekunde hielt, der Schlag ihres Wagens geöffnet wurde und eine schlanke Person ohne weiteres neben ihr Platz nahm, und, ehe sie noch zur Besinnung kam, ihr zurief:

„Erschrecken Sie nicht, gnädige Frau, es geschieht nichts, ich werde Sie sofort aufklären.“

Und ohne jeden Übergang fügte sie hinzu:

„Die Depesche, die Sie heute nachmittag erhielten, war von niemand anderem als von mir.“

„Ja, wer sind Sie denn?“ stammelte Lucie wie benommen und fühlte, wie ein Schütteln durch ihren Körper ging.

„Regen Sie sich bitte nicht auf, und seien Sie mir nicht böse. Sie werden alles im Augenblick erfahren: ich bin die Tänzerin Lisa Verda und lasse Ihren Mann seit Wochen auf Schritt und Tritt bewachen.“

„Ja, wie kommen Sie denn dazu?“ fragte Lucie leise, und vor ihren Augen begann es zu flimmern.

„Werden Sie auch nicht zornig werden?“

Lucie hätte laut aufschreien mögen, so bange war ihr vor dem, was sie hören sollte, so widerwärtig war ihr die Person, die plötzlich wie aus der Erde gewachsen neben ihr saß und in ihr Leben eingegriffen hatte.

Am liebsten hätte sie den Kutscher zum Halten veranlaßt und die Tänzerin mit einer hochmütigen Geste aufgefordert, sofort den Wagen zu verlassen.

Aber ein dunkler Drang, ihr ganzes Unglück kennenzulernen, hielt sie davon ab.



„Ich lasse Ihren Mann verfolgen,“ fuhr die Tänzerin fort, „weil er mich ebenso betrügt wie Sie. Ja, meine gnädige Frau, ich werde gerade so hintergangen. Sie dürfen um Gottes willen nicht glauben, meine Gnädigste,“ fügte sie eilfertig und affektiert hinzu, „daß ich so eine bin. Ich bin eine durchaus anständige Person. Ich heiße Lisa Lerda und tanze jeden Abend in der Excelsior-Bar. In der Zeitung hat ein großer Artikel über mich gestanden.“

Sie zog ein Portemonnaie aus der Tasche, entnahm ihm ein zerknittertes Papier und schien allen Ernstes entschlossen, den Artikel, den sie auswendig kannte, zum Vortrag zu bringen.

Lucie wehrte mit einer brüsken Bewegung ab.

„Ich glaube Ihnen das alles, mein Fräulein. Aber jetzt reden Sie erst weiter.“

„Gut, ich bin nicht eitel.“

Die Tänzerin steckte das Portemonnaie wieder ein.

„Also, ich habe mich in ihn vergafft, nicht aus Spekulation, gnädige Frau, ich habe das nicht nötig, ich verdiene jeden Abend dreißig Mark. Ganz abgesehen davon, daß Barone und Grafen hinter mir her sind. Wenn ich Tango tanze, Sie müßten sich das einmal ansehen, es lohnt sich schon, steht der ganze Saal Kopf. Die Leute sind wie toll, wenn ich Tango tanze. So leicht macht mir das keine nach.“

„Weiter, weiter!“ unterbrach sie Lucie, und in dem Ton ihrer Stimme lag eine solche Hefigkeit, daß die Tänzerin jetzt auf das Ziel losging.

„Also in der Excelsior-Bar hat er mich kennengelernt; und kein Sterbenswörtchen hat er mir gesagt, daß er

verheiratet sei. Er sieht ja auch nicht so aus. Erst hinterher erfuhr ich die Bescherung. Meinen Schreck können Sie sich vorstellen. Man ist doch schließlich wer! Und er wußte, mit wem er es zu tun hatte. Na, ich hätte mich schließlich damit abgefunden, und Sie vielleicht auch. Ich weiß, daß die feinen Damen ein Auge zudrücken. Es soll sogar die Mode sein. Also in Gottes Namen, mit Ihnen hätte ich geteilt... Aber mit der Person da, niemals! So, nun wissen Sie alles. Ich bin ein anständiger Mensch, ich habe keine Heimlichkeiten."

"Und wie haben Sie das herausbekommen?" stotterte Lucie.

"Ich sagte es Ihnen ja. Meine Haushälterin lag Tag und Nacht auf der Straße und hat ihn nicht aus den Augen gelassen. Stellen Sie sich vor, wie der Mensch mich angelogen hat: er sei Ballettänzer, hat er mir gesagt! Stellen Sie sich eine solche Dreistigkeit vor! Ich bin doch auch nicht von gestern, und trotzdem bin ich ihm aufgefessen. Ballettänzer!"

Sie fing auf einmal unbändig zu lachen an.

"Ist das nicht schnurrig? Na, dem werde ich's besorgen!"

"Wer ist denn die Dame?" fragte Lucie bebend.

"Dame ist gut, eine ganz gerissene, abgeseimte Person ist das. Denken Sie nur: bis vor kurzem hat er tagaus, tagein bei ihr gefessen. Nun kommt das Schlimmste: die Person ist verheiratet, schwer verheiratet, hat Mann und Kind. Ist das nicht ordinär? Die Polizei mußte man auf so eine heßen. Dann ist der Mann zurückgekommen — seit der Zeit nehmen sie sich in acht."

„Und das alles haben Sie festgestellt?“

„Immer diejenige welche! Ich bin nämlich mit Spreewasser getauft. Eigentlich heiße ich Ida Puhlke. Lisa Lerda ist sozusagen mein Künstlername. Mit mir ist nicht zu spaßen. Mit mir springt man nicht so um,“ schloß sie ernsthaft.

Kellnows Wagen hielt vor Steinert und Hansen.

Beim Aussteigen war er der Katharina Frieslander behilflich.

„Nun sehen Sie sich bloß das Getue an!“ sagte die Lerda.

Lucie strauchelte.

„Um Gottes willen, was ist Ihnen?“ fragte die Tänzerin und stützte sie. „Nehmen Sie Ihre Kraft zusammen — Sie werden Sie noch nötig haben. Meinen Sie, es geht mir nicht nahe? Kommen Sie, wir gehen in das Café des Westens und trinken dort einen Kognak. Lassen Sie die beiden erst sicher werden. Die laufen uns nicht weg.“

Und mit sanfter Energie zog sie Lucie mit sich fort.

„Das ist eine mit Ärmeln — die hat's in sich, sag' ich Ihnen — sieht aus wie ein Unschuldslamm. Die mit den Taubenaugen sind die gefährlichsten! So — nun wärmen Sie sich ein bißchen. Sie haben ja eiskalte Hände.“

Sie goß ihr den Kognak ein und nötigte sie zu trinken. Sie tat ganz ungeniert und kümmerte sich nicht um die Gäste, während Lucie Höllenqualen ausstand und eine fiebrige Erregung von ihr Besitz nahm.

Wenn sie später an diese Stunde zurückdachte, so

war sie absolut außerstande, sich Rechenschaft zu geben über das, was in ihr vorgegangen war.

Sie erinnerte sich nur dunkel, daß ihr die Tänzerin beständig das Glas gefüllt hatte, und daß sie gleichsam mechanisch, willenlos, wie unter einem Zwange der steten Aufforderung der Verda Folge geleistet hatte, wie ihr allmählich das Blut zu Kopf gestiegen war und ihr armes Hirn nur noch der eine Gedanke beherrscht hatte: den Lort, den er ihr angetan, zu rächen.

„Ein Exempel müssen Sie statuieren, daß er Mund und Nasenlöcher aufsperrt,“ waren die letzten Worte der Tänzerin gewesen, als sie nach einer knappen Stunde das Café verließen . . .

## Elftes Kapitel

Inzwischen saßen die beiden ohne Arg bei Steinert und Hansen, und Kellnow sah unablässig in das liebe Mariengesicht, als ob er dessen strahlende Anmut heute zum erstenmal entdeckt hätte. Dabei erschien sie ihm neu, seltsam, fremd. War vielleicht eine ganz andere als jene, die er bisher gekannt hatte.

Wie eine große Dame behandelte er sie — behutsam und voller Ehrfurcht.

Und mit einem Anstand ohnegleichen saß sie neben ihm.

Der Wein hatte ihre blassen Züge leicht gerötet, und ihre Augen, die liebend auf ihn gerichtet waren, glänzten rätselhaft.

Ein Gedanke bewegte sie: hatte jemals ein Mensch mit solcher Freude wie sie seine Henkersmahlzeit zu sich genommen?!

„Woran denkst du jetzt?“ fragte er.

Mit einem kindlich-rührenden Ausdruck bat sie ihn, ihr die Antwort zu ersparen.

Gut — er wolle keinen Zwang ausüben.

Sie erschrak heftig und fragte ihn, ob er böse sei.

Niemals könne er das, antwortete er und berührte sehr leise ihre Hand.

Das Wort griff sie begierig auf.

Ob er es im Ernst meine?

In vollem Ernst!

Ob das wirklich und wahrhaftig seine Meinung sei?

Er hätte ihr doch niemals Grund gegeben, an seinen Worten zu zweifeln.

Nein, niemals. Um des Himmels willen solle er das nicht annehmen. Es könnte doch aber sein, daß er eines Tages, wenn sie vielleicht gar nicht mehr beieinander wären, Schlimmes über sie hörte und dann anderen Sinnes würde.

Dieser Fall läge außerhalb aller Möglichkeiten.

Auch wenn sie keine Gelegenheit hätte, sich zu verteidigen?

Auch dann!

Sie atmete tief auf.

Ihre Fragen machten auf Mellnow einen verwirrenden Eindruck. Er rückte seinen Stuhl näher, ergriff ihre Hand und sagte in leisem, eindringlichem Ton — denn es schien ihm, als ob einige der Gäste sie beobachteten:

„Willst du mir der Wahrheit gemäß eine Frage beantworten, auch wenn es dir sauer wird?“

„Ich will es.“

„Hast du sehr viel zu leiden? Mißhandelt er dich?“

Zu seiner höchsten Verwunderung lächelte sie auf eine unsagbare Art, und dieses Lächeln verschönte sie auf eine Weise, die ihn erschütterte.

„Er quält mich, und ich merke es kaum.“

Als er sie mit einem fragenden Blicke maß, fuhr sie fort:

„Ich habe nämlich gefunden, daß man einen Menschen martern und ihm doch kein Leid zufügen kann.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Und ist doch so einfach: einem Menschen, der glücklich ist, kann auch sein Peiniger nichts antun — er kann ja nicht in die Gedanken einbrechen, die einem allein, ganz allein gehören. Und selbst der Unglücklichste ist noch frei,“ setzte sie nachdenklich hinzu, „weil ihm dies Eigentum niemand nehmen kann.“

Ihre Antwort bewegte ihn. Er hatte auf einmal das Gefühl, von grenzenlosem Dünkel, von lächerlicher Überheblichkeit ihr gegenüber gewesen zu sein.

„Bist du denn glücklich?“ fragte er leise.

„Ja,“ antwortete sie aus vollem Herzen.

„Du bist ja eine Heilige, mein liebes, süßes Mariele.“

„Bitte, bitte, so etwas nicht sagen,“ wehrte sie scheu ab.

„Gut — gut — aber weißt du, daß du da etwas Wunderschönes ausgesprochen hast? Ich glaube nämlich auch, daß die unglücklichsten Menschen im tiefsten Herzen noch glücklich waren, weil niemand ihre letzten

Gedanken erraten konnte, und weil eine Flucht zu sich selbst noch in der tiefsten Not möglich ist."

"Gerade das habe ich gemeint."

"Ich weiß es!"

Sie schwiegen und ihre Augen versenkten sich ineinander . . .

In dieser Sekunde hatte Lucie mit Lisa Lerda, die sich im Hintergrunde hielt, das Restaurant betreten.

Instinktmäßig hatte ihr Blick das Paar sofort erspäht:

Sie starrte die beiden an und sah auf ihren Gesichtern einen Glanz, eine Selbstvergessenheit, einen übersinnlichen Ausdruck, der ihren Atem stocken machte. Sie glaubte, ihr Herz höre auf zu schlagen.

Vor ihren Augen wurde es dunkel.

Plötzlich hatte sie die Gewißheit, ihn für immer verloren zu haben . . .

Auffschreien — — laut aufschreien — — —

Sie versuchte es, aber kein Laut kam aus ihrer Kehle — die Zunge klebte am Gaumen. Ihr war es, als müßte sie verdursten.

Sie drehte sich nach der Lerda um.

"Geben Sie mir etwas zu trinken," wollte sie sagen, aber das Wort blieb ihr im Halse stecken.

Sie sah nur die funkelnden Augen der Tänzerin.

Ein blinder, brennender Haß kam über sie. Und zugleich das Gefühl zu ersticken, wenn sie sich nicht gewaltsam Luft machte, zusammenzubrechen, wenn nicht etwas Ungeheuerliches geschah.

Und nun war es eine unsichtbare Macht, waren es unsichtbare Fäden, die sie bewegten, sie hatte keine

Besinnung, keinen Willen mehr, nur einen dumpfen, stechenden Schmerz im Hinterkopf . . .

Und jetzt stand sie Kellnow gegenüber.

Und jetzt hob sie ihre Hand, und jetzt schlug sie ihm ins Gesicht.

Alles das ging blitzschnell vorüber.

Die Gäste hatten sich im Nu erhoben.

Die Katharina Frieslander hatte einen ganz leisen, wehen Ton von sich gegeben.

Kellnow regte sich einen Moment nicht, er schien wie erstarrt, sein Antlitz war von einer Todesblässe überzogen.

Aber dann zuckte es um seinen Mund, und ein sonderbares Lächeln irrte über sein Gesicht, ein Lächeln, das alles zu verstehen schien, das aus dem Geheimnis seines Wesens hervorbrach.

Niemand von den Anwesenden, die sich mauschenstill verhielten, hat jemals dies Lächeln vergessen.

Eine Sekunde später nahm er mehrere Goldstücke aus der Tasche, legte sie auf den Tisch, reichte Katharina Frieslander mit einer chevaleresken Bewegung den Arm und ging in aufrechter Haltung an Lucie vorbei aus dem Lokal.

In der Tür hätte er beinahe eine Frau umgerannt, die wie besessen hinausstürzte.

Er wollte ein Wort der Entschuldigung hervorbringen, aber er kam nicht dazu, denn die Person war bereits auf und davon.

Katharina wimmerte kaum hörbar, und doch vernahm er jeden Laut, während gleichzeitig unzählige Vorstellungen auf ihn eindrangen.



Er wußte, daß er zum letzten Male in seinem Leben Lucie Trenkwiß gesehen hatte, aber daß es auch die letzte Nacht mit dem verstörten Wesen neben ihm sein sollte, die letzte Nacht der Katharina Frieslander, das ahnte Andreas Kellnow in dieser Stunde nicht.

## Zwölftes Kapitel

Der Morgen hatte schon zu grauen begonnen, als die junge Frau Frieslander heimkehrte.

Sie trat vor das kleine Bettchen ihres Kindes und betrachtete es voll Weh. Und ihre Miene zeigte einen vergrämten Zug.

Dann setzte sie sich an den Tisch und schrieb:

„Mein innigstgeliebter Mann! Denn das bist Du doch gewesen. Ich komme soeben von Dir, und es sind die letzten Worte, die ich an Dich richte. Denke an mich im guten und sei mir nicht gram. Es ist etwas Furchtbares, das ich tun muß, und wenn ich daran denke, gefriert mir das Blut. Ein Mensch hat das Recht über sein eigenes Leben, aber über das Leben eines anderen, nein, nie und nimmermehr hat er darüber ein Recht. Wenn Frieslander die Art oder das Küchenbeil genommen und mich niedergeschlagen hätte, ich wäre, ohne einen Laut von mir zu geben, in den Tod gegangen. Nun aber will er Dir, mein geliebter Mann, ans Leben, und dagegen mußte ich mich zur Wehr setzen. Und jetzt will ich kein Wort mehr reden über das Entsetzliche, das kommen muß. Ich sehe dem Tode klar ins Auge, und

In meiner letzten Stunde denke ich nicht an Gott — ich denke an Dich. Ich küsse Dich noch einmal mit aller meiner Liebe. Ich bin bei Dir jetzt und in Ewigkeit. Deine Maria.“

Diesen Brief überlas sie nicht mehr. Sie tat ihn in ein Kuvert und schrieb seinen Namen und die Adresse, Hotel Fürst Bismarck, Charlottenburg, darauf.

Dann nahm sie ein anderes Blatt, auf das sie hastig die folgenden Worte kritzelte:

„Meine arme, geliebte Mutter, kannst Du verzeihen und verstehen, daß ich Dir dies Letzte noch antun mußte? Habe Dank für alles im Leben, habe Erbarmen mit mir und nimm Dich meines Kindes an. Den inliegenden Brief mußt Du sofort an Herrn Andreas Kellnow schicken. Zum letzten Male küßt Dich Deine Katharina.“

Sie entkleidete sich langsam.

Als sie im Nachthemd war, nahm sie das Kind aus dem Bettchen und legte es neben sich.

Eine tiefe Ruhe zog in sie ein.

Sie stand vor etwas Grausigem, Unabänderlichem, aber nicht der leiseste Zweifel bewegte sie.

Hast mich dahin gedrängt, hast es gewollt, Frieslander; meine Schuld ist es nicht.

Sie stand noch einmal auf und legte den Revolver unter ihr Kissen.

Gleich darauf schlief sie ein, das Kind eng an sich gedrückt.

Und ein sonderbares Träumen kam über sie: es gab keinen Frieslander mehr. Sie wohnte draußen in einem kleinen Vorort. Ihre Wohnung lag im Erdgeschoß und hatte einen kleinen Garten mit einem

schmalen Rasenfleck und ein paar dünnen Baumstämmen. Und eben war sie niedergekommen mit einem Knaben, der Kellnows Sohn war. Aber Kellnow lebte nicht mit ihr zusammen. Sie lag abgezehrt, tief erschöpft in ihren Kissen, und ganz still war es rings um sie. Auch das Kind rührte und regte sich nicht. Da hörte sie auf einmal Schritte und wußte, daß Kellnow kam. Und wie er in die Thür trat, richtete sie sich mühsam auf und streckte ihm die Arme entgegen. Er mußte sich auf den Rand ihres Bettes setzen, und sie küßte ihn mit aller Inbrunst. Dann erhob sie sich trotz seines heftigen Widerstandes, warf nur ein dünnes Tuch um den nackten Körper und eilte in die Küche. Und barfüßig, fröstelnd stand sie auf den kalten Fliesen und machte sich am Herde zu schaffen, tat die Pfanne über das Feuer, und mit einem heiligen Ernst bereitete sie ihm die Speise. Dann trug sie ihm die Omelette hinein, und er mußte sie in ihrer Gegenwart verzehren. Sie hing an seinem Gesicht und hatte eine unsagbare Freude. Mein lieber Mann darf doch nicht hungern, sagte sie. Du bist doch mein lieber Mann, nicht wahr? Und nun fühlte sie, wie sie grenzenlos schwach — und ihr Gehirn blutleer wurde. Sie sah nur noch ein Entsetzen in Kellnows Gesicht, sank zurück, und die Sinne schwanden ihr. Lange . . . lange mochte sie so dagelegen haben, dann schlug sie noch einmal die Augen auf, sah noch einmal mit einem langen, unbeschreiblichen Blick Kellnow an und verlosch. Der Doktor legte die Hand auf Kellnows Schulter, zuckte die Achseln und sagte: Sie ist eben zu früh aufgestanden. Daran lag es. Kellnow nickte zerstreut. Und nun huschte Frieslander in das Zimmer,

und Kellnow sah ihn bitterböse an, nahm sein Kind unter den Arm und ging aus der Thür . . .

Da erwachte sie, denn das Kleine neben ihr schrie kläglich.

Sie rieb sich die Augen und konnte sich nur mühsam an die Vorgänge dieser letzten Nacht erinnern.

Mit einem scheuen Blick überzeugte sie sich, daß der Revolver noch unter ihrem Kissen lag.

Dann erst sah sie auf die Uhr und merkte zu ihrem Schrecken, daß es in die vierte Nachmittagsstunde ging.

Sie rief die Mutter herein und fragte sie, ob sie bis jetzt ununterbrochen geschlafen hätte.

„Ja,“ antwortete Frau Richter, „und das Kind hat inzwischen schon gegessen. Dann habe ich es wieder zu dir gelegt.“

Sie richtete sich im Bett auf, faltete die Hände und starrte eine lange Weile vor sich hin.

„Mutter,“ sagte sie endlich, „geh mit dem Kinde in die frische Luft, er muß bald kommen, und ich will allein mit ihm sein, denn ich muß mit ihm sprechen.“

Die alte Frau blickte sie mißtrauisch und prüfend an.

„Sei außer Sorge, Mutter,“ fuhr sie beruhigend fort, „das ist die einzige Möglichkeit, um mit ihm ins reine zu kommen. Es geht wirklich nicht anders, glaube mir.“

Als Frau Richter noch etwas einwenden wollte, wurde das Gesicht der Tochter so verstört und kläglich, daß die alte Frau nicht mehr den Mund aufthat. Sie zog schweigend das Kind an und wollte ihr den Rücken kehren.

„Mutter, nicht böse sein,“ rief sie.

Die alte Frau trat dicht an sie heran.

„Gib mir noch einen Kuß, Mutter, bevor du gehst.“  
 Frau Richter beugte sich über die Tochter. Die hielt sie einen flüchtigen Moment umschlungen — und auch das Kind küßte sie noch einmal . . .

„Geh jetzt,“ sagte sie hastig.

Sie hörte noch, wie die Mutter in der Küche eine Weile hantierte, Teller und Gläser klinkten. Dann fiel die Tür ins Schloß.

Sie lauschte mit verhaltenem Atem.

Totenstille war um sie.

Das Dunkel zog herauf und hüllte sie ein.

Nichts vermochte sie mehr zu unterscheiden.

Raum und Zeit flossen ineinander, und allem Irdischen war sie weit entrückt.

In aufrechter Haltung, mit versteinerten Zügen saß sie in ihrem Bette und wartete auf Frieslanders Heimkehr . . .



Drittes Buch





---

## Erstes Kapitel

Es kam eine Zeit der tiefsten Seelennot, in der das Lachen ihm fremd wurde.

Am selben Nachmittag noch, an dem die grauenhafte That der Katharina Frieslander geschehen war, trat ein Kriminalbeamter in sein Hotelzimmer und forderte ihn auf, ihm sofort zum Untersuchungsrichter zu folgen.

„Ja, weshalb denn?“ fragte Kellnow wie aus den Wolken gefallen. „Ich will zum mindesten wissen, aus welchem Grunde ich in dieser Weise überfallen werde.“

Der Beamte zuckte die Achseln.

„Der Untersuchungsrichter wird es Ihnen wohl persönlich sagen. Bitte mir jetzt zu folgen.“

Kellnow stieg mit dem Beamten in einen geschlossenen Wagen.

Unterwegs sprach er kein Wort.

Der Untersuchungsrichter, ein Mann mit ernstem Gesicht, empfing ihn. Hinter der goldenen Brille ein scharfes, kluges Augenpaar.

Nachdem er seine Personalien angegeben, wurde er gefragt, welcher Art seine Beziehungen zur Katharina Frieslander gewesen seien.

Er verweigerte die Antwort.

Der Untersuchungsrichter blickte ihn durchdringend an:

„Sie müssen antworten,“ sagte er ruhig.

„Wer kann mich dazu zwingen?“

Er zuckte verächtlich die Achseln.

„Das Gesetz.“

„Und wenn ich mich weigere?“

„So haben Sie die Folgen zu tragen.“

„Worin bestehen die?“

„Ich wäre unter Umständen genötigt, Sie so lange in Untersuchungshaft zu nehmen, bis Sie sich eines Besseren besinnen.“

„Das ist sehr unangenehm, wird mich aber dennoch nicht abhalten, über meine Privatangelegenheiten zu schweigen. Ich anerkenne nicht das Recht des Staates, sich in mein persönliches Dasein zu mischen.“

Eine kurze Pause entstand, in der der Untersuchungsrichter sich sein Objekt genau betrachtete.

Kellnow hätte ihm am liebsten zugerufen: Ich verbitte mir das schamlose Anstarren. Aber er bezwang sich und schwieg. Wozu die Prozedur unnötig verlängern?

„Vielleicht werden Sie mir darüber Auskunft geben, in welchem Zusammenhange Sie mit der Mordtat der verheichelichten Frau Frieslander stehen?“

Vor seinen Augen begann es zu tanzen. Er fühlte, wie ihm die Glieder schwer wurden.

„Was für eine Mordtat?“ stammelte er.

Der Untersuchungsrichter hielt den Blick unablässig auf ihn gerichtet.

„Ist es Ihnen etwa unbekannt, daß vor wenigen Stunden Frau Frieslander sich und ihren Mann erschossen hat?“

„W—a—a—as?“

Er klammerte sich an den Tisch. Er fürchtete umzu-  
fallen. Alle Farbe war aus seinem Gesicht gewichen.  
Und nun kam wirklich eine furchtbare Schwäche über  
ihn.

„Trinken Sie,“ sagte der Untersuchungsrichter und  
reichte ihm ein Glas Wasser.

„Nein, nein, ich danke,“ wehrte er mit blutleeren  
Lippen ab. Und seine Hand fuhr dabei tastend durch  
die Luft. Er raffte seine Kraft zusammen.

„Ist denn das möglich?!“ fragte er scheu.

Auf einmal stürzten die Tränen aus seinen Augen.  
Er brach auf einem Stuhl zusammen und weinte.

Er hatte den Ort, an dem er sich befand, vergessen.

Der Richter ließ ihm Zeit. Dann sagte er in einem  
menschlichen Tone:

„Erfahren Sie das wirklich erst in dieser Minute?“

Kellnow sah ihn groß an, als begriffe er ihn nicht.

„Um Gottes willen, ist es denn wirklich wahr?“

„Ja!“

Der Richter blickte in eine jammervolle Miene, ehe  
er fortfuhr.

„Sie müssen mir in Ihrem eigenen Interesse ein  
paar Fragen beantworten.“

„Fragen Sie.“

„Sie haben zu Frau Frieslander in intimen Be-  
ziehungen gestanden?“

Er nickte.

„Wußte der Mann davon?“

„Ich nehme es an.“

„Hat zwischen Ihnen beiden — ich meine zwischen dem Mann der Frau Frieslander und Ihnen — in den letzten Tagen eine Auseinandersetzung stattgefunden?“

„Ich kannte ihn überhaupt nicht.“

„Hm, Sie kannten ihn nicht?“

„Nein.“

„Wann waren Sie das letztemal mit Frau Frieslander zusammen?“

„Ich habe gestern abend mit ihr gegessen.“

„Wo war das?“

„Im Weinrestaurant von Steinert und Hansen.“

„Es gibt verschiedene Lokale unter diesem Namen.“

„Am Kurfürstendamm.“

„Wie lange waren Sie dort?“

„Bis kurz nach zehn.“

„Hat Frau Frieslander irgend etwas über ihre Mordabsicht verlauten lassen?“

„Nein!“

„Wo waren Sie dann?“

„Auch darauf muß ich antworten?“

„Unbedingt.“

„Sie begleitete mich in mein Hotel,“ erwiderte er und biß die Zähne zusammen.

„Ins Hotel Fürst Bismarck also?“

„Ja.“

„Sie sind verheiratet?“

„Ja!“

„Ist das ein regelmäßiges Absteigequartier von Ihnen?“

Das Blut schoß ihm ins Gesicht.

„Ich bin in diesem Hotel zum erstenmal gewesen.“

„Wann verließ Frau Frieslander das Hotel?“

„Frühmorgens gegen fünf Uhr.“

„Sie wußten, daß ihr Mann tags zuvor nach Hamburg gereist war?“

„Ich wußte es.“

„Seit wie lange standen Sie zu ihr in Beziehungen?“

„Es werden jetzt vier Monate sein.“

„Ist es Ihnen bekannt, daß zwischen Frau Frieslander und ihrem Manne in den letzten Tagen heftige Szenen stattgefunden haben?“

„Ich wußte durch Mitteilungen Frau Frieslanders davon. Ich war entschlossen, mich ihrem Mann zu stellen und hatte sie von diesem Entschlusse unterrichtet.“

„So“ — sagte der Untersuchungsrichter und hielt eine Weile inne — „Und wie verhielt sich Frau Frieslander dazu?“

„Im Gegensatz zu früher schien sie einverstanden.“

Der Untersuchungsrichter holte aus der Mappe einen Brief.

„Dieses Schreiben ist an Sie gerichtet. Es wurde von der Staatsanwaltschaft beschlagnahmt. Ich nehme keinen Anstand, es Ihnen zum Lesen zu geben.“

Kellnow schüttelte den Kopf. Er warf einen Blick auf die Schriftzüge der Katharina Frieslander und fühlte sich wieder dem Zusammenbruche nahe.

„Ich vermag in Ihrer Gegenwart nicht zu lesen. Ist dieser an mich gerichtete Brief mein Eigentum oder nicht?“

„Er ist Ihr Eigentum, sobald die Angelegenheit

abgeschlossen ist. Übrigens lasse ich Sie einen Moment allein. Lesen Sie getrost indessen den Brief."

Kellnow las, und das Herz schnürte sich ihm zusammen.

Dann ging eine große Bewegung durch seinen Körper, und seine Züge wurden wieder straff. Was hatte der fremde Mensch mit seinem Schmerze zu schaffen!

Als der Untersuchungsrichter eintrat, hatte Kellnow seine äußere Fassung wiedergewonnen.

„Werde ich nun in Haft genommen?“ fragte er.

„Nein. Sie brauchen nur das Protokoll zu unterschreiben, dann sind Sie hier fertig.“

Voll tiefen Ekels las Kellnow Fragen und Antworten und setzte unter das Schriftstück seinen Namen.

„Den Brief bitte ich mir, sobald es angängig ist, zu senden,“ sagte er beim Hinausgehen.

Unten auf der Straße mußte er sich eine geraume Zeit an die Hausmauer lehnen.

Er war völlig betäubt und vermochte das Gehörte noch immer nicht zu fassen.

„Mariete — Mariete,“ murmelte er beständig vor sich hin.

Endlich nahm er einen Wagen und fuhr direkt in ihre Wohnung.

Die alte Frau schrie bei seinem Anblick auf.

Nein — die Katharina könne er nicht mehr sehen. Beide Leichname seien beschlagnahmt und aus dem Hause geschafft worden.

„Frau Richter,“ stöhnte er, „es will nicht in mein Hirn.“

Die alte Frau stützte sich wie zerbrochen auf ihn.

„In meins auch nicht,“ entgegnete sie.

Und plötzlich wurde sie freideweiß und fuhr fort:

„Von Rechts wegen mußte ich Ihnen ins Gesicht spucken und kann es nicht, denn Sie allein hat das Kind geliebt.“

„Ja, ja,“ erwiderte er geistesabwesend. Er schien den Bordersatz völlig überhört zu haben.

Die Frau ging aus der Tür.

Nach ein paar Sekunden kam sie wieder herein.

„Hier ist Ihre Geige und hier ist der Ring, den sie seit ihrer Konfirmation getragen. Ich glaube, es ist im Sinne der Toten. Und nun kommen Sie bitte nie mehr wieder. Gott helfe mir, aber Sie sind an allem schuld. Sie können übrigens von Glück sagen — die Katharine hätte Sie nicht mehr losgelassen. Die hatte sich an Ihnen festgebissen.“

Bei diesen Worten drängte sie ihn zur Tür.

In der einen Hand hielt er den Geigenkasten, in der anderen den schmalen goldenen Reif, und beständig nickte er mit dem Kopfe, als müßte er sich selbst alles noch einmal bestätigen. Von der ersten Begegnung angefangen bis zur letzten Nacht, die ihnen beiden gehört hatte.

Wann war der furchtbare Entschluß in ihr gereift?

Hatte die Katastrophe am gestrigen Abend dazu beigetragen? Undenkbar.

Aber plötzlich erinnerte er sich gewisser Andeutungen, die gefallen waren, noch bevor Lucie das Restaurant betreten hatte. Demnach war sie bereits todesentschlossen zu ihm gekommen. Sie hatte mit ihm gespeist und war froh und gütig gewesen. Sie hatte die

peinvolle Szene mit Lucie überwunden, um ihn noch einmal voller Hingebung und Liebe in die Arme zu schließen. Und das alles in dem Bewußtsein, daß sie wenige Stunden später den letzten Atemzug tun würde!

Und der arme Teufel hatte ebenfalls dran glauben, feinetwegen ins Gras beißen müssen.

Es schüttelte ihn.

Und völlig außerhalb des Zusammenhangs tauchte die Frage in ihm auf: Wie war Lucie in das Lokal gekommen?

Dunkel erinnerte er sich an den Depeschenboten, den er auf der Treppe getroffen hatte.

Aber wer konnte sie denn verständigt haben? Es wußte ja niemand davon.

Und Maria Frieslander war tot — ausgelöscht für immer.

Vielleicht wären sie bald voneinandergegangen. Sie wenigstens hatte immer davon gesprochen, in schmerzhafter Ruhe, wie von etwas Unabweislichem. Hatte immer behauptet, sie sei keine Notwendigkeit für ihn.

Was war es denn gewesen, was ihn mit ihr verbunden hatte?

Jetzt, da sie fort war, empfand er eine so entsetzliche Leere und zugleich eine unsagbare Scham.

Er hatte einen Menschen entwurzelt, der ihm ohne Besinnen alles gegeben.

Und was hatte sie dafür empfangen? Nicht einmal eine ganze Leidenschaft. Und trotzdem war sie aufgeblüht und verblüht für ihn. Und ihr Leben und ihr Sterben war eins in der Liebe zu ihm.



So mußte es etwas Schönes, etwas Unbegreifliches gewesen sein, das aus dem Geheimnis Gottes gekommen war. Wer durfte daran rühren?

Aber sich selbst war er ein Rätsel.

Seine Lunge arbeitete.

Seine Augen sahen.

Seine Ohren hörten.

Er stand noch immer auf zwei Beinen nach alledem, was geschehen war.

Angst und Bange wurde ihm . . .

Und von Lucie Trenkwiß war er für immer getrennt . . . Die Ketten waren gefallen, aber in seiner Freiheit blieb er ein Gefangener, der nicht zu atmen wagte.

Damals, als er einen Diebstahl begangen hatte, fühlte er sich leicht und furchtlos.

Und jetzt hingen Gewichte an seinem Körper, deren Schwere ihn erdrückte.

Hatte er Schuld auf sich geladen?

„Nein, nein, das lehne ich ab — lehne ich von Grund aus ab,“ schrie er laut vor sich hin, daß die Leute auf der Straße sich umsahen und ihn für einen Verrückten hielten.

Im Sturmschritt rannte er davon, wie von Hunden geheßt.

Und in Schweiß gebadet erreichte er das Hotel.

Er ließ sich Cognak heraufkommen, goß ihn in ein großes Wasserglas, das er bis zur Neige austrank, füllte es von neuem und trank wieder.

Dann schloß er die Laden, riegelte die Tür zu und warf sich in Schuhe und Kleidern, so wie er war, auf das Bett.

Er versank in einen dumpfen Schlaf.

Es mochte gegen zehn Uhr morgens sein, als unaufhörlich an seiner Thür gepocht wurde.

Eine geraume Zeit währte es, ehe er erwachte.

Von draußen rief eine bekannte Stimme:

„Aufmachen . . . Um Gottes willen, aufmachen!“

Eine Weile rührte er sich nicht, stierte vor sich hin und spürte in den Gliedern eine bleierne Schwere. Die Kleider hingen zerdrückt am Körper. Seine Füße waren wie abgestorben. Sein Gesicht hatte ein verstörtes Aussehen. Langsam, ganz allmählich kehrte sein Denkvermögen zurück.

„Grauenhaft — grauenhaft,“ murmelte er.

Draußen tönte es von neuem:

„Mach auf — mach auf — ich bitte dich.“

Er schleppte sich zur Thür.

„Du bist es,“ sagte er mit fremden Augen.

Es war die Lerda, die angsterfüllt vor ihm stand.

„Ja, was willst du denn von mir?“

Sie warf die Thür hinter sich ins Schloß, daß er zusammenfuhr. Dann schickte sie sich an, die Fenster zu öffnen.

„Du erstickst ja in der Luft hier!“

„Zulassen!“ schrie er gereizt.

„Gut, gut, wie du willst.“

Sie trat dicht an ihn heran.

„Natürlich bleiben die Fenster zu, wenn du es wünschst.“

O Gott, wie weh muß dir alles tun!“

Ihre Stimme schien dem Weinen nahe.

Er blickte sie auf einmal groß an, ohne ein Wort hervorzubringen.

„Was hast du denn da,“ sagte er endlich und wies auf ein Zeitungsblatt, das sie krampfhaft in der Hand hielt.

„Nichts, nichts,“ entgegnete sie hastig und wollte das Blatt vor ihm verbergen.

„Willst du mich schonen?“ Die Worte kamen messerscharf aus seinem Munde.

Und ohne weiteres entriß er ihr die Zeitung und trat an das Fenster, dessen Läden er gewaltsam öffnete.

Ganz langsam las er — Wort für Wort.

Seine Züge verzerrten sich.

Nichts wurde ihm erspart.

Daß er der Sohn des Geheimrats Kellnow war — eine geborene Trenkwiß, die Tochter des bekannten Großindustriellen, zur Frau hatte, im Verdacht stand, die Mordtat angestiftet zu haben — die Ohrfeigenszene bei Steinert und Hansen, seine Flucht ins Hotel Fürst Bismarck . . . alles war bis auf das J-Lüpfelchen verzeichnet. „Der grauenvolle Mord und Selbstmord in der Levegowstraße“ war der Artikel überschrieben.

Er steckte das Blatt in seine Rocktasche und versank in Grübeln.

Die Lerda ließ ihn ein paar Minuten ruhig gewähren.

Dann aber faßte sie sich ein Herz und sagte mit großer Entschiedenheit:

„Hier kannst du unter keinen Umständen bleiben — es hat auch keinen Sinn, sich so zu quälen. Die Toten wachen dadurch nicht auf. Du mußt jetzt unbedingt an dich denken. Komm, ich habe einen Wagen unten stehen.“

„Was hast du gesagt?“

Sie wiederholte es Wort für Wort.

Wieder schien er den Sinn nicht fassen zu können. Mit leerer, ausdrucksloser Miene stand er da.

„So nimm dich doch zusammen!“ rief sie verzweifelt, „willst du dich denn vollends zugrunde richten!“

Sie reichte ihm Hut und Mantel und zog ihn mit Gewalt aus dem Zimmer.

Auf dem Treppenabsatz blieb er stehen.

„Woher mußte nur Lucie — daß ich dort war,“ murmelte er zusammenhanglos vor sich hin.

Über das Gesicht der Lerda zuckte es einen Moment.

„Ja, was sagst du zu der Person!“ antwortete sie dann prompt. „Das nennt sich Dame und führt solch einen Skandal auf — wenn unsereiner so etwas täte — na, ich danke!“

Sie drängte ihn in den Wagen.

„Wohin fahren wir eigentlich?“ fragte er nervös.

„Zu mir natürlich. Du kannst doch vorläufig bei mir wohnen — —“

„Das ist wohl nicht dein Ernst,“ brauste er auf.

„Wenn du nicht willst — ich kann dich nicht zwingen — — ich meinte nur —“

„Wofür hältst du mich?“ unterbrach er sie. „Du glaubtest, ich würde in der Wohnung deines Liebhabers —“

Sein Gesicht wurde bis zu den Schläfen rot.

Sie hatte eine heftige Antwort auf der Zunge, beherrschte sich jedoch.

„Höre einmal — ich versichere dir auf mein Wort, der Baron Ginsky ist niemals mein Liebhaber gewesen.

Wenn dies eine Lüge ist, habe ich nie ein wahres Wort gesprochen."

„Was ist er denn?“

Sein Ton war müde und gleichgültig.

„Mein Freund ist er — ich brauche ja kein Geheimnis daraus zu machen — von der Straße hat er mich aufgelesen und zur Tänzerin ausbilden lassen. Übrigens ist er in festen Händen. So — nun sind wir angelangt. Du frühstückst bei mir, ruhst dich aus — und dann gehen wir Wohnung suchen.“

Er maß sie mit einem Blicke, daß ihr weh wurde. So entsetzlich elend und vergrämt sah er aus.

Stumm und in sich gekehrt stieg er mit ihr die Treppen hinauf.

Sie zog einen Schlüssel aus ihrer kleinen Handtasche und öffnete die Thür.

„Besorge das Frühstück!“ herrschte sie die Dienerin an — und zu Mellnow gewandt: „So, hier ist das Badezimmer, mach' es dir zunächst einmal bequem“ — und mit einer großen Güte, die eigentlich zu ihrem Wesen nicht recht paßte, fügte sie hinzu: „Ich bitte dich herzlich, denke jetzt ein wenig an dich. Geh, nimm ein Bad — es wird dir gut tun.“

Unwillkürlich mußte er lächeln. Sie hält mich für ein willenloses Kind — als ob mir mit Worten zu helfen wäre. Aber laut erwiderte er:

„Gut — laß mich jetzt allein.“

## Zweites Kapitel

Er brauchte nicht auf die Wohnungssuche zu gehen. Als er am Nachmittage in das Hotel Fürst Bismarck kam, um seine Rechnung zu begleichen und seine Geige zu holen, fand er ein Telegramm vor, in dem ihm Trenkwiß kurz und förmlich mittheilte, daß er Lucie nach Düsseldorf abgeholt und sofort die nötigen Schritte zur Scheidung der Ehe eingeleitet habe.

Kellnow drückte den Geigenkasten fest an sich, als wäre er sein letzter Halt. Geradeswegs schritt er zu seiner Wohnung.

Er überlegte, ob er sie nicht schließen und irgendeine armselige Studentenbude beziehen — Erinnerungen auflösen — von neuem beginnen sollte.

Er taumelte. Was ging denn mit ihm vor? Die Füße trugen ihn kaum noch. Eine grenzenlose Schwäche übermannte ihn.

Mühsam erreichte er den nächsten Wagen und fuhr heim.

Mit äußerster Anstrengung nahm er die Treppe.

Das Dienstmädchen blickte ihn scheu an; sie war gerade im Begriff, ihren Koffer zu packen.

„O du meine Güte, wie sehen Sie nur aus,“ stotterte sie bei seinem unvermuteten Anblick.

„Die Ratten verlassen das Schiff,“ dachte er und blickte mit einem verächtlichen, hochmütigen Lächeln auf den halbgepackten Koffer und die auf der Diele herumliegenden Kleidungsstücke.

Dabei hatte er an beiden Schläfen einen stechenden Schmerz.

„Wann wollen Sie denn fort?“

„Heute abend wollte ich zu meiner Tante machen, aber wenn der Herr — —“

„Nein! Eilen Sie sich nur, bevor es dunkel wird — und lassen Sie es sich gut gehen.“

Er winkte ihr mit der Hand gleichsam zum Abschied und suchte sein Schlafzimmer auf; er hielt sich kaum noch auf den Beinen.

Was für eine saure Arbeit, die Kleider vom Leibe zu bekommen — endlich — — er lag in seinem Bett und hatte die Knie an seinen Körper gezogen — er fürchtete sich, die Beine auszustrecken und mußte trotz seiner Mattigkeit über diese Furcht lächeln.

Mit einer raschen, entschlossenen Bewegung ließ er die Knie sinken und zog die Decke über den Hals. Er fror entsetzlich — seine Zähne schlugen aufeinander.

„Ich will nicht,“ sagte er zu sich selber und suchte mit aller Energie seiner Schwäche Herr zu werden.

Allmählich wurde ihm warm — — er hörte die Tür ins Schloß fallen und folgerte daraus, daß das Mädchen die Wohnung verlassen hatte.

Er atmete erleichtert auf. Gott sei Dank, nun war er allein in seinen vier Wänden. In tiefer Erschöpfung schloß er die Augen.

An sein Bett setzte sich noch einmal die junge Frau Frieslander. Er nahm ihre zarte Hand, streichelte und küßte sie. „Siehst du, Mariete, so hatte ich mir die Trennung nicht vorgestellt. So bei Gott nicht! Ich dachte, wir würden noch eine gute Strecke zusammengehen, bevor wir uns tief in die Augen sahen und Abschied feierten. Du hast es anders

gewollt. Ich dachte nicht daran, dich an mich zu fetten, konnte nicht daran denken. Ich bin ein Mensch, dem der Atem vergeht, wenn er nur die Kette klirren hört. Das begriffest du wie kein Wesen zuvor und sprachst es mutvoll aus. Und ich hörte dir zu und leugnete nicht. Aber warum gingst du davon, warum hindertest du jenen, die Rechnung mit mir zu begleichen? Das war nicht schön von dir. Glaubst du wirklich, ich hinge so am Leben, daß mir die Kraft zu sterben fehlte? Irrtum, Mariele, schwerer Irrtum. Küß mich noch einmal, Mariele, und schlafe gut."

Die Baronesse Seydlich trat in die Thür. Sie sah wunderschön aus. An der Brust trug sie rote Nesseln. Ihre Augen strahlten übersinnlich. „Verzeihen Sie, wenn ich störe, Baron Ginsdorf, nur eine Minute halt' ich Sie auf. Sie dürfen Lucie Trenkwitz nicht zürnen. Zu tief hat sie gelitten, Herr Baron."

„Meine Angelegenheit, Gnädigste."

Die Seydlich wurde über und über rot und verneigte sich, und da, wo sie gestanden, stand Lucie Trenkwitz. Er richtete sich in den Kissen auf. „So dich einer auf die rechte Backe schlägt, so biete ihm auch die andere dar." Er lächelte äußerst verbindlich. „Weit gefehlt, ich zürne dir nicht im mindesten. Der Papa hat dreimal recht. Bevor der erste Schnee fällt, bist du mit mir fertig. Kein Vorwurf, mein Kind, beileibe nicht. Und übers Jahr bin ich Trauzeuge. Großmama wirst du. Gute Nacht, Lucerle ... Tango soll ich tanzen, mit Vergnügen, wenn ich nur nicht so hundsmüde wäre ...

Die Ginsdorffschen haben es im Blute, da ist nichts



zu machen, lieber Medizinalrat ... Gewettet — nein, seit der Zeit nicht mehr ... Staatsanwalt Fleck hielt die Anklagerede ... ich krümmte mich vor Lachen. Gute Leute die Geschworenen — glatter Freispruch — Staatsanwalt Fleck ... herzerreißender Anblick ... nein, niemanden habe ich wiedergesehen — weder Graf Laugwitz noch den Fürsten Schaumburg-Lippe. Wovon ich lebe? Ich spiele in Nachtlokalen ... mache Kammermusik — fidel — —"

Er schlug die Augen auf und sprang mit einem Satz aus dem Bette.

Eiskaltes Wasser über Kopf, Nacken, Rücken.

Träume sind Schäume.

Und hinter ihm lag nicht nur der böse, wirre Traum dieser Nacht. Gesprengte Ketten — gelöste Fesseln — der Ehemensch hatte ausgespielt.

Hast verbluten müssen — armes Mariele — bist das Opfer gewesen ...

Bin ich das Opfer wert?

Fort mit den lästigen Fragen!

Das Leben rauscht — mein Ohr vernimmt seinen Wellenschlag — hört es branden.

Und Kellnow reckte und streckte sich, seine Züge wurden wieder straff — sein Körper elastisch.

„Avanti“ — sagte er leise vor sich hin.

### Drittes Kapitel

Als er einige Wochen später zur Verda kam, öffnete ihm eine fremde Frauensperson, und eine unbekannte Männerstimme drang aus dem Zimmer zu ihm.

„Was geht denn hier vor,“ dachte er und wollte sich sofort wieder entfernen.

Aber im selben Augenblick trat die Lerda in den Flur.

„Gerade haben wir von dir gesprochen. Der Baron ist furchtbar neugierig — komm nur näher.“

Ehe er sich's versah, stand er einem kleinen, beweglichen Herrn gegenüber, der einen hellen, karierten Anzug mit ungewöhnlich breiten Hosen trug. Er war glatt rasiert — an den Schläfen leicht angegraut, hatte sehr dünnes Haupthaar und eine utopistische Stirn. Seine kleinen Augen waren klug und hatten einen traurigen Ausdruck. Sein ganzes Gebaren war unstet und fahrig. Er sprach mit auffallender Hast und einer Stimme, die schrill und hoch klang.

„Freut mich sehr, mein Lieber, freut mich sehr! Nehmen's Platz. Liserl, mach uns ein' Mokka, verstehst, Liserl — ein', den ma trinken kann.“

Er zog ein Zigarettenetui hervor, bot es Mellnow an, während er sich selbst gleichzeitig bediente.

Die Lerda betrachtete mit sichtlicher Neugier ihre beiden Gäste. Ginsky konnte keinen Augenblick stillsitzend: er ging beständig durch das Zimmer, hatte die Zigarette schief im Munde hängen und sprach unaufhörlich in abgerissenen Sätzen. Er ließ überhaupt niemand zu Worte kommen.

„Schaun's, ich bin sehr gern in Berlin — Berlin hat Glan — is elektrisch geladen. Wien is sad, Paris hat ma zuviel Kultur — und in London hol ich mer jedesmal an Katarrh. Jetzt fahr ab, Liserl, ich möcht' mit dem Herrn v. Mellnow allein jausen.“

„Sie wissen ja noch gar nicht, Baron, ob er Lust hat. Er ist doch zu mir gekommen.“

Baron Ginsky machte ein betroffenes Gesicht.

„Pardon, ich möchte um Gottes willen net molestieren. Wann Sie mit dem Fraken da zusamm' sein wollen oder was anderes vorhaben.“

„Auf mich braucht ihr keine Rücksicht zu nehmen,“ unterbrach ihn die Lerda. „Ich muß ohnehin noch einmal nach Hause, bevor ich tanzen gehe. Wißt ihr was? Kommt heute nacht in die Excelsior-Bar.“

Kellnow schüttelte den Kopf, und Ginsky sagte kurz: „Das werden wir uns noch überleg'n. Vorausg'setzt, daß Sie überhaupt mit mir vorlieb nehmen, Herr v. Kellnow.“

„Gern,“ antwortete dieser; denn irgend etwas, worüber er sich keine klare Rechenschaft zu geben vermochte, zog ihn zu dem wunderlichen Menschen.

Herr v. Ginsky klatschte in die Hände.

„Setz tummel' dich aber, Liserl, sonst werd' ich rabiati.“

Sie war schon in der Thür und winkte Kellnow heraus.

„Ich wohne nicht mehr hier,“ sagte sie leise, „er hat das nicht gern. Er will immer allein sein. Nimm dich überhaupt vor ihm in acht, er hat einen kleinen Sparren; du wirst das schon merken.“

Sie lachte in sich hinein.

„In meine Wohnung kannst du auch nicht kommen, weil man vor diesem Kerl — du weißt schon — nicht sicher ist. Morgen oder übermorgen bin ich bei dir.“

Sie wartete seine Antwort nicht ab, küßte ihn rasch und eilte davon.

Als Kellnow wieder in das Zimmer trat, stand der

Baron am Fenster und blickte hinaus. Er schien seinen Gast völlig vergessen zu haben. Dann wandte er sich unvermittelt um und sagte:

„Sie is ja ein recht nettes Mädcl, aber wenn ma lang mit ihr is, fallt's einem auf die Nerven.“

Er drehte das elektrische Licht an, spitzte den Mund und gab einen signalartigen Pfiff von sich.

Die Frau, die Kellnow geöffnet hatte, erschien in der Tür.

„Machen's an anständiges Nachtmahl für uns zwei. Haben's gehört? — Ich nehm halt überall mei Köchin mit. Ich mag das Wirtshausg'frast net,“ sagte er gleichsam erklärend.

„Sind Sie denn außer in Berlin und Wien noch sonstwo ansässig?“ fragte Kellnow mit erstauntem Lächeln.

„In Paris und London hab' ich halt auch noch a klein's Quartier.“

„Sie scheinen ein Leben in großem Stil zu führen!“

„Net amal so arg. Früher vielleicht. Heut interessier ich mich nur mehr für Berlin — das hat seine ganz bestimmten Grund'! Wie sein's denn eigentlich auf das Liserl verfallen?“

Kellnow erzählte es mit kurzen Worten.

Baron Ginsky zündete sich eine neue Zigarette an und paffte eine Weile vor sich hin.

„Nehmen's Ihnen in acht vor der. Ich kenn mich mit die Weiber ein bissel aus. Ich hab' nie was g'habt mit der. Z'erst, wie ich's hab ausbilden lassen, da hab' ich wohl dran gedacht, dann aber ist's halt anders worden. A verfluchte G'schicht — na — red'n wir net drüber.“

„Haben Sie einen bestimmten Grund, mich vor der Lerda zu warnen?“

Ginsky zuckte die Achseln.

„Es ist nämlich durchaus keine Leidenschaft, die mich mit ihr verbindet. Ich nehme sie als einen netten Kameraden und könnte jede Stunde von ihr gehen.“

„Das glaub i, aber die Lerda geht net. Die halt fest und laßt net locker. I werd aus dem Mädcl net recht klug. I frag mich manchmal, is sie ein anständiger Mensch oder a Kanaille. Mir scheint schon eher: sie is a Luder.“

Kellnow horchte auf. Seine Züge wurden sehr nachdenklich.

„Was haben's denn?“ fragte Ginsky, der es sogleich merkte.

„Unwillkürlich fällt mir eine Situation ein, in der ich die Frage ähnlich gestellt habe.“ — Er blickte einen Moment vor sich hin, ehe er fortfuhr: „Die Frau, an die sie gerichtet war, gab die sonderbare Antwort, daß ihr Gut- oder Bösesein lediglich von mir abhinge! Ich habe damals darüber gelacht. Heute denke ich ein wenig anders.“

„Ja — ja, wir Mannsleut stoßen halt alleweil nur auf den ordinären Typ. Und wann wir die Richtige treffen, ist's zu spät.“

„Ich bin etwas anderer Meinung. Wenn die Lerda tanzt, ist sie voll schöner Bewegung, und dann ist das, was Sie ordinär nennen, von ihr abgefallen.“

Ginsky nahm aus der Westentasche ein Monokel und tat es in sein rechtes Auge.

„Ich beneid' Sie um Ihre Jugend, hab' auch früher in jeder schmierigen Lad'n das Wunder g'sucht.“

Er fuhr plötzlich zusammen und zog seine Uhr.

„Jetzt hat's gerade ang'fangen,“ sagte er kaum hörbar vor sich hin. „Wie ich das im G'fühl hab.“

Er wurde auffallend unruhig, legte die Hand an sein Ohr, beugte den Oberkörper vor und lauschte angespannt. Das Männchen bot in diesem Moment einen grotesken Anblick.

„Himmlich, himmlisch.“

Sein Gesicht war von einfältiger Verklärtheit.

„Das gibt's net ein zweit's Mal auf der Welt. Pst,“ machte er ängstlich und horchte wiederum. Dann klatschte er wie ein Besessener in die Hände.

„Ist der Mensch bei Sinnen?“ fragte sich Kellnow. Ginskys Spannung schien gelöst.

„Also, das Liserl kann tanzen, freut mich, freut mich ungemain.“

Die Köchin rollte jetzt einen kleinen Tisch herein, auf dem das Essen stand.

„Kommen's, wir wollen nachtmahlen.“

Nach dem ersten Bissen sagte Kellnow und legte Messer und Gabel auf seinen Teller:

„Das ist doch sonderbar: weshalb haben Sie mich zu Tisch geladen, Herr v. Ginsky? Und weshalb habe ich die Einladung angenommen? Kennen wir uns denn? Finden Sie das nicht eigentümlich?“

„Mir sein's scho bekannt.“

Kellnow machte ein erstauntes Gesicht.

„Die Lerda hat mir von Ihnen g'schrieben.“

„Peinlich,“ dachte Kellnow, und seine Züge wurden verärgert.

„Bitt schön, bedienen Sie sich. Die Mädeln schreiben

mir von Zeit zu Zeit. Und die Lerda hat mich neugierig g'macht auf Sie. Wird scho recht haben. Sein's böß deswegen, Herr v. Kellnow?"

„D nein — es stimmt eben: man ist zu gleicher Zeit in Wien und in Kalkutta.“

Ginsky nickte, als ob Kellnow das Selbstverständlichste von der Welt gesagt hätte. Dann ging er zum Fenster, öffnete es und blickte in das Dunkel.

„Wie die Nebel fall'n — wie's herbstelt — wie's falt wird.“

Er schloß rasch das Fenster und rieb die Handflächen ineinander, als müßte er sich erwärmen.

„Stoßen's an mit mir, Herr v. Kellnow — sein ma lustig!“

Er füllte die Gläser.

„Ihr Reichsdeutsche versteht's doch was vom Trinken.“

Die Gläser klangen zusammen.

„Hören's — hören's,“ sagte er plötzlich geheimnisvoll, zog die Augenbrauen in die Höhe, und seine schmalen, langen Ohren bewegten sich taktmäßig.

Diese Bewegung war wahnsinnig komisch und reizte Kellnow zu lautem Lachen.

Ginsky störte das nicht eine Sekunde. Er schnalzte mit der Zunge, sah wieder auf die Uhr und lauschte.

„Bagage,“ sagte er wütend. „Laßt's sie aus! Könnt's denn net sehen, wie sie nimmer kann?! — Zugabe? An Schmarren! — Ausruhen, Herzerl, net zuviel anstrengen! — So, Herr v. Kellnow, jetzt is die große Pause. Greifen's doch zu und bedienen's Ihnen. Die möcht i sehen, die ihr den Brahms nachsingt!“ sagte er wie im Triumph.

„Auf Ihr Wohl, Herr v. Ginsky. Die ganze Zeit habe ich Sie beneidet. Das muß eine phänomenale Stimme sein. Sie haben die Löhne förmlich getrunken.“

„So a Stimm' gibt's net wieder, und so a Person a net. Ah, mein Lieber, soweit sein's no net.“ Er machte mit dem Zeigefinger eine höchst skeptische Bewegung. „Sie sein noch bei der Lerda, nix für ungut!“

„Wenn ich selber wüßte, wo ich bin,“ antwortete Kellnow und schob den Teller beiseite.

Es klang etwas wie Ironie aus seinem Ton.

„Pardon, ich hab' Ihnen net beleidigen wollen. Mit mir muß ma lieb sein. Mir geht's nämlich gar net gut,“ setzte er hinzu und sprang von seinem Stuhle auf. „Hören's, jekt fangt der zweite Teil an. Die Symphonie von Tschaikowski. Grandios!“

Er schlug mit der Rechten den Takt, als hätte er das Orchester unter sich, und hielt erst inne, als er bemerkte, daß Kellnow leicht zusammensuhr.

„Sein's net bös, ich bin heut a bissel narrisch. Mein Gott, warum soll ich's Ihnen net erzählen. Ich weiß so viel von Ihnen, wahrscheinlich hat Ihnen die Lerda auch über mich —“

„Nein,“ unterbrach ihn Kellnow, „wir haben eigentlich niemals über Sie gesprochen.“

Ginsky fixierte ihn mißtrauisch.

„Was wissen Sie denn von mir?“ fragte Kellnow zögernd.

„Was halt die Zeitungen 'tratscht haben. Und was das Riserl dazug'logen hat.“

„Sie lügt also?“



„Und net schlecht. Sie dürfen die G'schicht net zu schwer nehmen. Es ist halt a Plag' mit die Weiber.“

Kellnow mußte über den kleinen Baron lächeln, der ihn auf einmal mit so bekümmertem, nachdenklicher Miene betrachtete.

„Gut, ich werd' Ihnen mitnehmen,“ sagte er ganz außerhalb jeden Zusammenhanges in einem momentanen Entschluß. „In einer Stund' is 's Konzert aus. Sie soll'n sie kennenlernen.“

„Ein andermal,“ meinte Kellnow. „Ich werde doch nicht einen Menschen, der einen angestregten Abend hinter sich hat, mitten in der Nacht überfallen. Was würde die Dame dazu sagen!“

„Lassen's das meine Sorg' sein. Die Dame weiß, daß i net ganz beisammen bin.“ Und auf den erstaunten Blick Kellnows: „I bin wirklich net ganz beisammen. In zwei Monaten brichts wieder aus bei mir. Sie brauchen Ihnen net zu erschrecken, Herr v. Kellnow, es is net so arg. Jed's Jahr, wissen's, wann die Natur so abstirbt, da werd i so traurig, daß es gerad wie a Krankheit is. Vier, fünf Wochen dauerts immer. Und weil ich wegen ihr eh nach Berlin muß, laß ich mich gleich hier behandeln.“

„Wegen ihr?“ warf Kellnow ein.

„Na ja, ich hab's eh scho g'sagt. Heut abend werden's die Dame ja sehen. Wissen's, was mein Berliner Professor — ein sehr ein g'scheiter Mensch — immer sagt: Ganz g'sund könnt' i werd'n, wann die Dame ein Einsehen hätt'. Die Trotteln in Wien sein net drauf kommen. Aber die Dame hat halt kein Einsehen. Bis jetzt wenigstens net.“

„Haben Sie eine so große Liebe zu ihr?“ fragte Mellnow.

Der Baron Ginsky blickte ihn mit unsagbarer Geringschätzung an.

„Davon kann ma gar net reden,“ sagte er traurig, „das is a Kapitel für sich — — Jesses,“ unterbrach er sich erschreckt, „grad is das Konzert aus. Jetzt is die höchste Zeit.“

Er piffte wieder das Signal und sagte zu der eintretenden Wirtschafterin:

„Holen's g'schwind an Auto ... wie die Leut' applaudieren. Na so was!“

Er spitzte die Ohren.

Mellnow war verdukt.

„Ja, hören Sie denn das alles wirklich, oder sind es Halluzinationen?“

„Das is so a dumme Frag', daß sie a Doktor hätt' stellen können. Meilenweit hör' i — das is ja grad mein Genie. Passen's auf, wie ich der Marlen' auf den Kopf zusagen werd', welches Lied sie am schönsten g'sungen hat — und wo die Leut' am meisten applaudiert hab'n. Was starren's mich denn so an, Herr v. Mellnow? Das gibt's net, daß ma in an Menschen hineinschaut. Das Gras kann ma wachsen hören — aber net wachsen sehen. Das is a feiner Unterschied.“

Dabei stieß er ein Lachen aus, das Mellnow schreckte, so unmotiviert böshaft klang es.

Als sie unten vor dem Auto standen, sagte er:

„Es ist doch ganz unpassend. Ich habe eine Scheu, mitzufahren, stellen Sie mich der Dame ein anderes Mal vor.“

Aber Ginsky erwiderte:

„Da gibt's kein Wütschteln, Sie fahren mit.“

Das Auto setzte sich in Bewegung, und Kellnow ging allerhand wirres Zeug durch den Kopf. Der Mensch neben ihm hatte etwas so Wunderliches.

Der Wagen jagte dahin, und es war eine Fahrt ins Abenteuer.

Eine leise, grundlose Angst stieg in ihm auf.

„Weshalb sind Sie eigentlich nicht in das Konzert gegangen?“ fragte er unvermittelt. Er wollte wieder in die Wirklichkeit zurück.

„Weil ich's net aushalten kann, still da zu sitzen. Weil's mich juckt und reißt, laut mitzusingen und zu taktieren, und weil's mich dann 'nausschmeißen. I hör ja eh alles.“

Das Auto hielt vor einem alten, im gotischen Stil gebauten Hause der Wendlerstraße.

Als sie im zweiten Stock angelangt waren, tönten ihnen angeregte Stimmen aus der hellerleuchteten Wohnung entgegen.

„Hier ist wohl große Gesellschaft?“ sagte Kellnow peinlich berührt und wäre am liebsten jetzt noch umgekehrt.

„Aber gar ka Spur.“

Ginsky läutete, und eine Minute später standen sie in dem Musikzimmer der Marlene Rüst.

Kein einziges überflüssiges Möbelstück: ein großer Steinway-Flügel, ein Notenschrank, das Bildnis Beethovens und mehrere hohe Stühle aus der Zeit Louis' XV.

Kellnow verbeugte sich vor Marlene Rüst.

Sie war noch in ihrer großen Konzerttoilette, und

auf ihrem ernstestn Gesicht lag jener Glanz und jene wunderbare Erregung, die künstlerisches Schaffen erzeugen.

Sie reichte ihm die Hand und sagte mit einer dunklen Stimme:

„Es ist sehr freundlich von Ginsky, daß er Sie mitgebracht hat.“

Der Baron, der Kellnows Namen so undeutlich genannt hatte, daß ihn niemand verstand, kümmerte sich nicht mehr um ihn. Er schien niemanden außer ihr zu sehen. Mit einer sprudelnden Hast sprach er in sie hinein und gab von jedem Lied, das sie gesungen hatte, seinen Eindruck wieder.

Er war übernervös und zitterte.

Sie behandelte ihn sehr sanft, zuweilen lachte sie, und auch dieses Lachen hatte für Kellnow einen dunklen Ton.

Er wandte sich nach den anderen Gästen um und stieß einen kaum hörbaren Laut der Überraschung aus.

Unter den drei Herren, die noch im Zimmer waren, befand sich der Dirigent der philharmonischen Konzerte. Und auch dieser, so schien es ihm wenigstens, blickte einen Moment interessiert auf.

Als Kellnow jetzt seinen Namen nannte, wurde es im Zimmer einen Augenblick totenstill, und Marlene sah betroffen zu ihm hinüber.

„Haben wir uns nicht einmal schon gesehen?“ fragte etwas unsicher der berühmte Musiker.

Kellnow neigte ein wenig den Kopf.

„Vor ungefähr anderthalb Jahren. Sie werden sich schwerlich daran erinnern,“ antwortete er mit einem

faum merklichen Lächeln. „Es war im Künstlerzimmer der Philharmonie — an jenem denkwürdigen Abend, an dem Sie bestohlen wurden.“

„D ja — jetzt erinnere ich mich — Sie kamen mit einer mir bekannten Dame.“ Er wollte weitersprechen, besann sich jedoch rechtzeitig. „Gestatten Sie, daß ich Sie mit den Herren hier bekannt mache,“ sagte er statt dessen verlegen.

Und er stellte ihm den Komponisten Steinhügel, der mitten in der musikalischen Diskussion stand, sehr linksch und ganz kahlköpfig war, und ferner einen jungen Maler namens Treu vor.

Kellnow spürte, wie forciert das alles klang, und gleichzeitig schoß es ihm durch das Hirn, daß er vor diesen Menschen mit Mafel beladen war.

Eine tiefe Erregung bemächtigte sich seiner.

So konnte man ohne Schuld schuldig werden.

Eine Reihe von Fragen tauchte blitzschnell in ihm auf:

Hatten die hier ein Recht, anzuklagen und zu richten? Den Spruch zu fällen? Ihm das Brandmal der Schande aufzudrücken?

Er sah förmlich, wie sie im Gefühle ihres Besserseins von ihm abrückten.

Einen Moment war er drauf und dran, laut zu erklären: Meine Herrschaften, ich habe die junge Frau Frieslander nicht ermordet. Und ich bin nicht hier heraufgekommen, Ihr Urteil zu hören oder Ihr Mitleid zu erregen. Ich finde Ihr Benehmen höchst lächerlich und geschmacklos.

Vielleicht hätte Kellnow das wirklich gesagt, wenn

nicht Marlene küßt sich direkt mit den Worten an ihn gewandt hätte:

„Ist nun der Baron Ginsky ein Exempel dafür, daß man nicht nur fern sehen, sondern auch fern hören kann, oder lügt er uns etwas vor?“

Kellnow blickte sie groß an, und auf seiner Miene stand:

Warum spielen wir eine so törichte Komödie? Ich fühle es, Sie haben Mitleid und wollen mir helfen. Aber beides lehne ich ab.

Es war, als hätte die Sängerin seine Gedanken erraten.

Ein leichtes Rot trat in ihr Gesicht, und ihr Blick wurde unsicher.

Kellnow wußte auf einmal, daß sie sehr, sehr schön war, und daß ein unsichtbarer Zusammenhang zwischen ihnen bestand.

Und aller Unmut war wie fortgeblasen. Er fühlte sich frei und überlegen, trotzdem er im Grunde befangen war.

Ginsky trat hinzu und blinzelte ihn mißtrauisch an, als ob er eine Bitterung der geheimnisvollen Vorgänge dieser Sekunde hätte.

Kellnow sagte:

„Ich leugne weder das zweite Gesicht noch das zweite Gehör. Wesentlich aber ist für mich, in die Menschen und Dinge hineinzuschauen, die in meinem Gesichtswinkel sind. Übrigens ist das zweite Gesicht und zweite Gehör ein Kennzeichen aller großen Künstler — sie sehen und hören Dinge, an denen die anderen blind und taub vorbeigehen. Sie eilen mit den Siebenmeilen-

stiefeln des Genies voran, und wir übrigen vermögen mit unseren stumpfen Sinnen nicht zu folgen."

„Famos, famos!" rief Steinhügel. „Das ist eine Definition, die ich mir gefallen lasse. Siebenmeilenstiefel des Genies wird akzeptiert."

Und ganz naiv setzte er hinzu:

„Heute nennt man meine Musik Wahnsinn, und morgen werden mich alle Stümper bereits bestehlen. Mich verhöhnen die banausischen Kritiker, und meine Nachahmer werden als Genies ausposaunt werden."

Er stieß ein hartes Lachen aus.

„Entschädigt Sie nicht das Bewußtsein, einen neuen Weg zu gehen?" fragte Marlene Rüst.

Seine Miene verzerrte sich.

„Es kann sein, daß ich mitten auf dem Wege vor Hunger umfalle und krepriere," versetzte er leise.

„A Genie muß das halt in Kauf nehmen," sagte Ginsky. „Wann 's mit der Unsterblichkeit so leicht wär', könnt' sich bald einer den G'spaß leisten."

„Sie sind ein guter Mensch, Baron Ginsky, geistreich, witzig und überlegen. Den Hut ab."

„Es reicht scho' noch für meine Verhältnisse."

Steinhügel hatte eine scharfe Antwort auf der Zunge, aber die Rüst kam ihm zuvor.

„Es ist ein wenig billig, Witz zu reißen," sagte sie. „Ich begreife so gut, daß ein Mensch, der das Letzte aus sich herausholt, der zu wahrhaftig ist, um Zugeständnisse zu machen, Anerkennung braucht. Ich vermag darin keine Eitelkeit zu erblicken. Es gibt kein Wachstum ohne Sonne und Licht, und trotzdem dürfen Sie keine Verbitterung in sich aufkommen

lassen. Verbitterung frist an einem wie ein böses Geschwür.“

Eine selbstverständliche Güte und Reinheit klang aus jedem ihrer Worte.

„I hab' Ihnen net kränken wollen,“ sagte Ginsky zu Steinhügel.

Und auf einmal lachten alle Menschen im Zimmer der Marlene und wußten im Grunde nicht, weshalb. Aber Kellnow wußte es.

„Sie sind ebenfalls Musiker?“ fragte ihn die Rüst.

Er blickte in ihre dunklen Augen und auf ihr schwarzes, schimmerndes, glattgeschheiteltes Haar, das sich von ihrer weißen, edlen Stirn wunderbar abhob.

„Ich bin ein mittelmäßiger Musikant,“ antwortete er, „aber ich glaube ein gutes Auge zu haben.“

Sie horchte betroffen auf.

„Wollen Sie damit andeuten, daß Sie in unser Inneres zu schauen vermögen? Es wäre böse für uns. Denn wer hätte nichts zu verbergen?!“

Er blickte sie einen Moment groß an.

„D,“ erwiderte er dann unvermittelt, „ich begreife es durchaus, daß Sie im ersten Augenblicke verduzt waren, als Sie meinen Namen hörten, ich begreife es. Aber der Fall Frieslander liegt wirklich ein wenig anders . . . Wenn ich jetzt etwas Unschickliches gesagt habe, so bitte ich um Verzeihung . . .“

„Sie haben sich keinen Vorwurf zu machen,“ entgegnete sie ernst, „und niemand von uns wollte Ihnen wehe tun. Es ist richtig, eine Sekunde waren wir überrascht, als wir ihren Namen hörten, denn auch wir haben mancherlei über die Affäre geredet. Aber



verlezen wollte Sie niemand. Ich bitte Sie, mir das zu glauben."

„Ich glaube es Ihnen.“

Sie wollte offenbar ablenken und wandte sich an Steinhügel. „Lieber Freund, spielen Sie uns etwas vor.“

Ihr ovales Gesicht erschien Kellnow um einen Schatten blasser.

Der kleine Mensch setzte sich ohne weiteres an den Flügel. Seine häßlichen Züge veränderten sich nach den ersten Tönen, bekamen etwas Strenges, Durchgeistigtes. Ein fanatischer Ernst leuchtete aus seinen Augen.

Kellnow hatte einen unerfreulichen Eindruck. Diese Musik quälte ihn, aber sie ließ ihn nicht locker. Er mußte sich mit ihr auseinandersetzen und fühlte deutlich, daß er nicht zu entscheiden vermochte, was pfadfinderisch — was krank an ihr war. Denn seine Gedanken schlichen ihm davon, gingen gleichsam auf Fußspitzen zur Marlene. Er blickte auf, und ihre Augen trafen sich — als Steinhügel sein Spiel unterbrach.

Wieder näherte sie sich Kellnow.

„Welchen Eindruck haben Sie von der Musik, und ist es das erstemal, daß Sie etwas von Steinhügel hören?“ fragte sie leise.

„Ich vermag gar nicht zu urteilen,“ erwiderte er in dem gleichen Tone. „Ich versuchte angestrengt zuzuhören, und immer,“ setzte er mit hilfloser Miene hinzu, „mußte ich an Ihre Worte denken. Ist es unbescheiden, wenn ich bitte, wiederkommen zu dürfen?“

Er fühlte, daß er bei dieser Frage zitterte, obwohl er

wußte, daß er keine abschlägige Antwort erhalten würde. Er hielt seine hellen, strahlenden Augen auf sie gerichtet.

„Ich hätte sie darum gebeten,“ entgegnete sie schlicht. „Ich habe nach Ihren ersten Worten gewußt, daß wir uns noch manches zu sagen haben.“

Er verbeugte sich stumm.

Vom Flügel her ertönte eine Tangoweise. Der Maler Treu spielte und interpretierte dabei den neuesten Modetanz.

Als die Rüst jetzt zu ihm trat, sagte er:

„Haben Sie schon einmal den Tango gut tanzen sehen?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Dann haben Sie etwas versäumt, meine Gnädigste, das Sie unbedingt nachholen müssen; und in die Excelsior-Bar müssen Sie, wo die Lerda tanzt. Fabelhaft, einfach fabelhaft. Stellen Sie sich eine dürre, häßliche Person vor, die von einer so unerhörten Grazie ist, daß sie während des Tanzes plötzlich schön wird und die Menschen geradezu fasziniert. Es ist kaum glaublich, in welcher Erregung man gerät. Ich habe ein Urteil, denn ich selbst bin ein leidlich guter Tangotänzer.“

„Ist das die Lerda, von der Sie mir erzählten, Baron?“ wandte sie sich an Ginsky.

„Die nämliche.“

„Höchst interessant,“ rief sie. „Und Sie teilen die Meinung, Baron?“

Er zuckte Achseln.

„Mich dürfen's net fragen. Von der Seit'n kenn' ich sie net. Aber der Herr v. Kellnow weiß Bescheid. Der is ein sehr ein guter Freund von ihr.“

Er war offenbar höchlichst erfreut, mit dieser Mitteilung herausplakzen zu können. Er lächelte boshaft.

Die Marlene Rüst und alle übrigen blickten überrascht auf Kellnow.

„Ich kann nur jedes Wort des Herrn Treu unterschreiben,“ sagte er ruhig. „Sie tanzt, wie auch ich niemals habe tanzen sehen.“

Eine kleine Pause entstand.

Die Rüst überlegte einen Moment. „So was müßte man doch eigentlich einmal sehen.“

Der Dirigent griff ihre Worte auf.

„Ich schlage vor, wir nehmen ein paar Autos und fahren hin.“

Marlene wehrte energisch ab. „Erstens bin ich nach dem Konzert zu müde, aber was entscheidender ist, ich halte es in diesen Lokalen nicht aus. Ich habe mich ein paar-mal überreden lassen und bin krank davon geworden.“

Der Dirigent verzog etwas spöttisch das Gesicht.

„Sie irren, mein Lieber, ich bin nicht prüde. Ich bin für alles zu haben, nur nicht als Zeugin für die Orgien, die man in diesen Lokalen zu sehen bekommt, weil sie gemein und häßlich sind.“

Ginsky schnalzte mit den Fingern. „I hab an Idee! Die Lerda tanzt bei Ihnen.“

„Ja, wann denn?“ fragte Steinhügel. „So etwas hat doch nur einen Zweck, wenn es gleich geschieht.“

„Na, was haben's denn denkt. Glauben's, ich will bis Martini warten? Heut abend noch tanzt die Lerda. Selbstverständlich, wenn's der Fräulein Marlen' recht is.“

Der Maler Treu war aufgeregt von seinem Sitz

gesprungen. „Das wäre herrlich, gnädiges Fräulein, Sie würden es gewiß nicht bedauern . . .“

„I bitt' Sie, reden's net! Ihr Stimm' geht mir auf die Nerven,“ schrie Ginsky gereizt.

Er hatte scheinbar ohne jeden Grund seine Fassung verloren.

Die Rüst blickte flüchtig zu Kellnow hinüber, dessen Miene unbeweglich blieb.

„Ist es denn überhaupt möglich?“ wandte sie sich an Ginsky.

„Aber freili — i brauch nur zu telephonieren, da wird's schon kommen s' Liserl.“

Auf ihre zustimmende Bewegung hin eilte er in den Korridor.

„Was hat denn der?“ fragte Steinhügel, „ist er auf einmal närrisch geworden?“

Vom Flur hörte man des Barons schrille Füstelstimme.

„Ja, hier Baron Ginsky — rufen's mir d' Fräul'n Verda. — Cervus Liserl — nein, nein — passiert is nix. Willst mir a Freud' machen? — Ja, ja, i weiß eh, du bist a lieber Kerl. Alsdann schau, nimmst dir glei an Auto und fahrst in die Wendlerstraße 17 — verstehst mi — da woll'n di a paar berühmte Leut gern tanzen seh'n — verstehst mi — ob's d' mi verstehst? Ja, der Herr v. Kellnow ist auch dabei. Na ja, da kommst, das hab' i mir denkt. Bist denn dort schon fertig?“

Er lachte bei ihrer Antwort laut auf und hängt den Hörer wieder an. Und sich immer noch vor Lachen schüttelnd, trat er ins Zimmer.

„Is a Hallodri, das Mädel. Mücht net hören, was

die jetzt z'sammilüg'n wird, damit 's dort früher weg kann. Alsdann, in zehn Minuten wird's da sein."

Der Baron hatte richtig gerechnet. Es waren knapp zehn Minuten verstrichen, als die Lerda in ihrem schwarzseidenen Kleide auf der Schwelle erschien.

Die Herren blickten sie höchst interessiert an, während die Rüst ihr entgegenging und sie begrüßte. Die Tänzerin war nicht im mindesten befangen, nickte dem Baron zu und begab sich dann sofort an die Seite Kellnows, den sie mit großer Ungeniertheit anredete:

"Das hätte ich mir vor einer Stunde nicht träumen lassen, dich hier zu treffen. Bist schon lange da?"

Sie sagte es in einem sehr vertraulichen Ton und so laut, daß alle Anwesenden es hören mußten.

Kellnow sah niemand — dennoch fühlte er das verstohlene Lächeln, das auf den Gesichtern lag. Er wußte, daß nur Marlene ernst geblieben war. Nicht eine Sekunde verleugnete er die Lerda.

"Baron Ginsky hat mich hier eingeführt. Alles ist gespannt, dich tanzen zu sehen."

Jetzt erst schaute sie auf die übrigen, denen sie nun vorgestellt wurde.

"Sie kenne ich schon lange," sagte sie zu dem Dirigenten und lachte geräuschvoll auf. "Sie haben mich einmal auf der Straße angesprochen; an Ihrer Mähne habe ich Sie gleich wiedererkannt."

Und zu Kellnow gewandt setzte sie triumphierend hinzu:

"Schön ist er bei mir abgeblitzt."

Ein lautes Gelächter entstand. Niemand nahm ihre Worte übel. Die Ungezwungenheit ihres Benehmens,

die naive Offenheit verletzten nicht. Nur Ginsky meinte warnend:

„Liserl, mach mir ka Schand und führ dich brav auf. Du bist heut in einer noblen G'sellschaft.“

Der Dirigent wehrte ab:

„Sie haben ganz recht. Reden Sie nur, wie Ihnen der Schnabel gewachsen ist.“

„Wer wird denn mit mir tanzen?“ fragte sie statt aller Antwort.

Der Maler Treu stellte sich in Positur.

Sie kniff die Augen zusammen und betrachtete ihn prüfend.

„Die Beine sind gut,“ sagte sie, „es wird gehen. Schade, daß du nicht Tango kannst,“ meinte sie zu Kellnow.

Die Stühle wurden fortgerückt. Die Lerda trat mit dem Dirigenten an den Flügel und klimperte ihm die Melodie vor, die dieser sofort nachspielte.

„Bravo,“ sagte sie, „weiß Gott, Sie haben ein gutes Gehör.“

Wieder entstand ein unbändiges Lachen.

„Was haben denn die Leute?“ fragte sie Kellnow, „ich bin doch gar nicht so komisch.“

Der Tanz begann. Maler Treu, der ihre Feinheiten kannte, war ein ausgezeichnete Partner. Die Lerda tanzte an diesem Abend fabelhaft. Sie setzte ihren ganzen Ehrgeiz daran, vor Kellnow zu glänzen. Die Zuschauer waren außer sich vor Entzücken und Marlene küßte sie in einem aufwallenden Gefühl.

„Sie sollen doch so schön singen, Fräulein,“ sagte die Lerda. „Der Ginsky hat mir soviel davon erzählt. Ich möchte Sie gern einmal hören.“

Ohne einen Moment zu zaudern, setzte sich die Rüst an den Flügel und sang eines der Zigeunerlieder von Brahms.

Die Tänzerin hörte andächtig zu.

Ginsky hatte sich abgewandt, um den Ausdruck seines Gesichts den anderen zu verbergen.

Kellnow aber wurde von dem Klange dieser dunkeln Stimme derartig bewegt, daß er die ganze Umgebung vergaß und unmittelbar, nachdem die Marlene aufgehört hatte, totenblaß das Zimmer verließ.

Er hätte in dieser Minute keinen fremden Laut ertragen.

Er sagte auch kein Wort, als er wieder eintrat, und vermied es, die Marlene anzublicken.

Sie hatte sich vom Flügel erhoben und schien müde und erschöpft zu sein.

„Ich glaube, meine Herrschaften,“ meinte sie lächelnd, „es ist für mich die höchste Zeit, die heutige Sitzung zu beenden.“

Ginsky nahm die Gelegenheit beim Schopfe, sich einen guten Abgang zu schaffen:

„Wissen's, Gnädige, in so einem Fall sag ich mit meinem berühmten Landsmann Nestroy: „I bin no ni 'nausg'schmissen worden, darin hab i an feinen Taft. Wann i seh, einer krepelt si die Hemdärmel auf, geh i von selber.“

Er küßte ihr die Hand und suchte mit possierlicher Geschwindigkeit die Thür.

Sein Wiß hatte eingeschlagen. In einer heiteren Stimmung ging man auseinander.

Auf der Treppe sagte die Lerda leise zu Kellnow:

„Sieh zu, daß wir den Ginsky bald loswerden, ich will mit dir heute noch allein sein.“

Aber Kellnow schüttelte den Kopf:

„Unmöglich,“ sagte er. „Und wenn du mein guter Kamerad bist, so fragst du nicht weiter.“

Sie fuhr leicht zusammen, lockerte ihren Arm in dem feinen und nickte stumm.

Unmittelbar darauf trennte sich Kellnow von ihr.

## Viertes Kapitel

Kellnow ging durch die Straße und war in fremdem Land, in fremder Stadt. Er kannte niemanden, und fremd war die Sprache der Menschen rings um ihn her. Aber er selbst fühlte sich wunderbar leicht. Er spürte nicht die schneidende Kälte dieses Novemberabends. Er ging nicht auf hartem Stein. Er vernahm nicht das Gerassel der Fuhrwerke. Er sah nicht verelendete Gesichter. Zuweilen stieß er ein glückhaftes, leises Lachen aus.

„Bin ich der junge Mensch, der durch die Straße geht? Bin ich Andreas Kellnow, 27 Jahre alt?“

Er blieb vor einem hellerleuchteten Schaufenster stehen.

„Ausgezeichnet! . . . Ganz wundervoll! . . .“ flüsterte er und betrachtete aufmerksam die Blutorangen aus Messina, den großen grauförnigen, russischen Kaviar, die gelbe Ananas mit grünem Kopfschmuck, das gerupfte Geflügel, die kostbaren in Watte gehüllten Calvillen, die sammetweichen Pfirsiche und die in einem kleinen Bassin lustig schwimmenden Fische.



Sehr gut ... mitten im Dasein war man — und genoß mit allen Sinnen ... war in die fernsten Zonen versetzt — spürte Tropenhitze und eisige Kälte, die in die Glieder schnitt. \* Und in dem Schaufenster daneben eine Farbenpracht ohnegleichen.

In diesen Laden trat er eilends. Er kaufte Maréchal Niels und duftende Weilchen.

Fünzig Mark forderte die Verkäuferin und sah ihn bedenklich an.

Er zog die Börse und zahlte.

„Wickeln Sie die Blumen vorsichtig ein, damit sie mir ja nicht erfrieren. Und vielleicht lassen Sie mir einen Wagen holen.“

Die Verkäuferin nickte.

Gleich darauf fuhr er nach Hause.

„Decken Sie für zwei Personen im Musikzimmer,“ sagte er zu dem Mädchen, „aber mit großer Sorgfalt — das beste Tischtuch — und die geschliffenen Kristallgläser — die Blumen stelle ich selbst auf den Tisch. Sie brauchen sich um nichts weiter zu kümmern und erst wiederzukommen, wenn ich Sie rufe.“

Nun war er allein im Zimmer und wartete etwa zwei Minuten. Dann öffnete er plötzlich die Tür und verneigte sich in tiefer Ehrfurcht.

„Ich wußte, daß Sie kommen würden,“ dabei sah er sie mit verzückten Augen an und half ihr beim Ausziehen des Pelzes.

„Wie Sie winterfrisch duften und wie gut die Röte Ihnen zu Gesichte steht. Ja, die Blumen sind für Sie.“

Er beugte sich zu ihr herab und küßte ihre Hand.

„Hierhin setzen Sie sich, dicht neben mich ...“

Den ganzen Abend war sie in seinen Gedanken bei ihm. Er sprach fast kein Wort — er lauschte wie ein Verzauberter dem dunklen Klang ihrer Stimme.

„Gute Nacht, gnädiges Fräulein!“ ... Sie wünschen nicht, daß ich Sie begleite; gut — ich gehorche Ihnen, gute Nacht. Die Blumen nehmen Sie mit, natürlich, o, ich danke Ihnen, danke Ihnen tausendmal ... nie ... niemals vergesse ich diesen Abend ... Sie haben recht, ich spreche kein Wort mehr ... aber bitte, hüllen Sie sich fest in die Decken ein ... und vor dem Schlafengehen denken Sie noch eine Sekunde an mich — eine einzige Sekunde, die mir allein gehört ... Sie lächeln, o, ich weiß, Sie werden es tun.“

Als sie die Thür hinter sich geschlossen hatte, bewegten sich seine Lippen beständig.

„O, dieses himmlische Lächeln,“ flüsterte er; eine ganze Weile stand er bewegungslos im Zimmer, dann rief er das Mädchen:

„Sie können jetzt abräumen, das Essen war ausgezeichnet, die Dame war ungemein zufrieden.“

Das Mädchen starrte ihn entsetzt an und nahm die unberührten Teller und Bestecke vom Tisch.

Er riß die Fenster auf und beugte sich tief hinaus ...  
Vor ihm ein weites Blütenmeer ...

## Fünftes Kapitel

Am einem der nächsten Tage schrieb sie, wenige Worte nur, in großen, klaren Lettern:

„Warum kommen Sie nicht? M. M.“

Er pfiff leise vor sich hin, steckte den Brief in seine Seitentasche und zog ihn wieder hervor. Er war so inhaltsreich wie kein anderes Schriftstück, das er je erhalten hatte. Es stand etwas so Wunderbares darin, daß er sich immer von neuem überzeugen mußte, ob es Wirklichkeit oder phantastisches Träumen war. Er küßte plötzlich ganz behutsam das Papier, bevor er sich leichtfüßig auf den Weg machte.

Sein Körper hatte wieder jene lässige, ungezwungene Haltung, in der soviel Anmut lag.

„Marlene Küßt,“ murmelte er vor sich hin und jede Bewegung — jeder Ausdruck ihrer Miene wurde ihnen wieder lebendig.

Dann fiel ihm ein, daß Marlene eigentlich Maria Helene bedeutete, und ein leichtes Frösteln ging durch seinen Körper. Aber die milde Sonne dieses Novembertages scheuchte wehes Erinnern. Nur einen Moment huschte das blasse Gesichtchen, dessen Augen für ihn gelehrt hatten, an ihm vorbei. In einer Art von Dämmerzustand sagte er kaum hörbar: „Mariete.“

Die Küßt war gerade im Begriff, in einen Wagen zu steigen, als er vor ihrem Hause anlangte.

Sie winkte ihm freudig zu, und er nahm ohne weiteres neben ihr Platz.

Sie fuhren durch den Tiergarten und sog den frischen Erdgeruch ein. Er fühlte ihren Atem, ihre Nähe, und alles das war ihm so selbstverständlich. Ein tiefes, reines Glücksempfinden durchdrang ihn.

Sie sprachen nicht. Seltsam, wie anders sie ihm heute erschien. Ihre Züge waren schmerzhaft, beinahe

düster, als hätten sich die Spuren grauenhafter Erlebnisse in ihnen eingezeichnet. Aber durch ein flüchtiges Lächeln konnten sie sich wunderbar erhellen. Niemals meinte er ein Antlitz von solchem Ernst und solcher Schönheit gesehen zu haben. Wie armselig und blaß war seine Erinnerung gewesen.

„Warum kamen Sie nicht?“ fragte sie.

Eine Sekunde schreckte ihn diese Frage auf, ehe er mit seinem knabenhaften Lächeln demütig erwiderte:

„Immer waren Sie bei mir. Und für mich allein haben Sie gesungen.“

„Immer war ich bei Ihnen,“ wiederholte sie.

Er nickte nur bestätigend. Dann sagte er plötzlich ganz leise:

„Sind Sie es wirklich?“

Und so verhalten seine Stimme war, es brach aus ihr ein Glücksgefühl, das sie bis ins Innerste erschütterte.

„Ja, ja, ich bin es.“ Und als mußte sie ihn in die Wirklichkeit zurückführen, fragte sie:

„Was haben Sie in dieser ganzen Zeit getan?“

„Ich?“

Er sah sie einen Augenblick maßlos befremdet an.

„Ich habe an Sie gedacht,“ entgegnete er dann mit großer Schlichtheit und setzte hinzu:

„Ich tue in der Regel überhaupt nichts. Ich bin von einer angeborenen Trägheit — ein gänzlich unbegabter Mensch. Ich habe keine Möglichkeiten. Wenigstens zur Zeit nicht,“ setzte er geheimnisvoll hinzu.

„Und wann kommt Ihre Zeit?“

Er lächelte sehr schüchtern.

„Vielleicht bei meiner Wiederkunft.“

Zwischen ihren dichten, starkgeschwungenen Brauen bildete sich vorübergehend eine tiefe Falte. Ihre Augen weiteten sich ein wenig, sie sah ihn groß an und sprach langsam in tiefer Erregung, als hätte sie mit einem Male in das Geheimnis seines Wesens geschaut.

„Ich begreife Sie so gut — so sehr gut begreife ich Sie. Sie dürfen nicht den Weg der anderen gehen, die ohne äußeren Antrieb leer, stumpf und träge sind — denn in Ihnen ist ewige Bewegung, etwas Treibendes, die Kraft der Wahrheit . . . in uns ist nur Schein.“

Er senkte plötzlich den Blick. Aber als er seine Augen wieder hob, hatten sie einen strahlenden Glanz.

„Sie dürfen mich niemals falsch sehen, liebes, gnädiges Fräulein.“

In diesem Moment hörte er seinen Namen rufen und gewahrte die Verda. Mit einer freien, anmutigen Bewegung grüßte er.

„Sie war sehr glücklich, Ihnen an jenem Abend gefallen zu haben,“ sagte er fröhlich.

Da lächelte sie auf eine ernste und liebevolle Art.

## Sechstes Kapitel

An diesem Nachmittag kam die Verda zu ihm. Sie hatte eine feierliche Miene aufgesetzt und tat wortkarg und verschlossen.

Er empfing sie mit großer Freundlichkeit und voll guter Laune.

„Wünschst du Tee — befielst du Schokolade — oder willst du Kaffee?“ fragte er übermütig.

„Seit wann machst du denn Ausfahrten mit der Person?“ erwiderte sie irritiert und ohne auf seine Worte einzugehen.

Er runzelte ein wenig die Stirn.

„Kommt jetzt ein Verhör?“

Sein Ton machte sie stutzig, und im Nu änderte sie ihre Taktik.

„Gott bewahre, was fällt dir ein,“ und mit einer äußerst wichtigen Miene fügte sie hinzu:

„Es ist eine sehr ernste Sache, weswegen ich zu dir komme. Denke dir nur, ein richtiggehender Graf hat mir einen Antrag gemacht.“

„Das ist doch nicht so sonderbar!“

Sie schüttelte heftig den Kopf.

„Du irrst dich, es handelt sich diesmal um einen Heiratsantrag.“

Sie streckte ihm ihre Hand entgegen und wies auf einen funkelnden Rubin. „Was sagst du nun?“

„Fabelhaft — einfach fabelhaft.“

„Du meinst, ich soll ihn nehmen?“

„Selbstverständlich.“

„Schief gewickelt — wenn ich jemals heirate — heirate ich nur dich.“

„Dann fürchte ich, bleibst du ledig.“

„So, das wollte ich nur wissen! Hast du übrigens schon gehört? Der Ginsky heiratet die Rüst. Sein ganzes Vermögen verschreibt er ihr.“

Einen Moment sah er auf.

„Sehr interessant. Meinen Glückwunsch!“ Er lachte innerlich.

„Du, ich spaße nicht, er hat es mir gestern im streng-

sten Vertrauen erzählt. Ich habe ihm mein Wort gegeben."

"Das hast du prompt gehalten."

"Ich muß sehr bitten. Dich hat er ausgenommen."

"Warum lügst du eigentlich, Lisa Verda?"

"Ich lügen?" Sie geriet außer sich. "Das hat dir wohl der Ginsky eingeredet. Ich sage dir, das ist ein Narr, vor dem man sich in acht nehmen muß."

"Weshalb regst du dich nur so auf?" fragte er belustigt. "Wenn der Ginsky heiratet, geht das doch niemanden etwas an."

Sie fixierte ihn eine Weile mit halbgeschlossenen Augen.

"Mir könnte er bieten, was er wollte. Ich nähme ihn nicht mit allen seinen Millionen. Aber so eine feine Dame rechnet eben anders als unsereiner."

Über Kellnow's Gesicht zuckte es.

"Ich bitte dich, laß das Fräulein aus dem Spic!"

Und etwas nervös setzte er hinzu:

"Der Ginsky ist doch dein Freund, weshalb fällst du so über ihn her?"

Sie schloß auf einmal fest die Lippen, und ihr Gesicht bekam einen unsicheren Ausdruck.

"Der mein Freund? Hat sich was! Wegen der lumpigen paar hundert Mark soll ich wohl mein Lebtag auf den Knien vor ihm rutschen?"

Sie brach in ein krampfhaftes Lachen aus.

"Was ist dir nur in die Krone gefahren?"

Die Verda trat dicht an ihn heran.

"Nichts, mein Schatz. Es ist auch schon vorbei. Man soll sich nicht gemein machen, ganz recht hast du."

Kellnow mußte nicht, worauf ihre letzten Worte zielten.

Sie aber fuhr mit flackernden Augen fort:

„Solange du mich lieb hast, ist mir alles schnuppe. Nicht wahr, du läßt dich von dieser Person nicht einfangen — du versprichst es mir.“

Er fuhr in die Höhe.

„Was sind das für tolle Reden! Im Ernste — ich verbitte es mir.“

Sie nahm ihr Taschentuch und fuhr über ihre Stirn, die feucht geworden war.

„Der Ginsky hat mir den Floh ins Ohr gesetzt,“ und finster fügte sie hinzu:

„Er fürchtet, du könntest ihm bei seiner Verlobung dazwischenkommen.“

„Fürchtet er — er soll mich ungeschoren lassen.“

„Den ganzen Tag hat er mir verdorben, der Narr! Komm, gib mir einen Kuß.“

Kellnow hatte sich abgewandt.

Die Lerda folgte jeder seiner Bewegungen. In ihrem Gesicht arbeitete es unaufhörlich. Dunkle Gewalten schienen von ihr Besitz genommen zu haben.

Er drehte sich wieder zu ihr um.

„Aufrechtig gesprochen — du solltest deinen Grafen heiraten,“ sagte er und lächelte dabei eigentümlich.

„Welchen Grafen denn?“ fragte sie erstaunt.

„Ja, hast du es mir nicht eben erst erzählt?“

„Und darauf bist du reingefallen. Bist du aber dumm! Eine Finte ist es natürlich. Der Ring ist von dem Ginsky, weil ich an dem Abend da oben getanzt habe.“

Sie preßte ihren Körper eng an den seinen.



„Nie bin ich einem Menschen so gut wie dir gewesen. Vor nichts würde ich deinetwegen zurückschrecken ...“

Etwas Drohendes und Verschlagenes trat in ihre Miene.

Ihm wurde unbehaglich zumute. Er wußte nicht, was er mit ihr anfangen sollte.

Sie ließ ihm auch keine Zeit zum Nachdenken, schützte wider ihre Gewohnheit plötzlich wichtige Geschäfte vor — umschlang ihn noch einmal fest und eilte davon.

Kopfschüttelnd blickte er ihr nach.

## Siebentes Kapitel

Als die Lerda zu Hause anlangte, eilte ihr die alte Dienerin in einem bedenklich aufgeregten Zustand entgegen.

„Willem ist dagewesen und hat Krach gemacht,“ sagte sie hastig. „In einer Stunde will er wiederkommen. Und drinnen lauert der Baron auf dich. Er stößt schreckliche Reden aus und scheint mir nicht recht bei Troste zu sein. Du, ich glaube,“ flüsterte sie, „es bricht bei ihm aus.“

„Er kann mich gern haben. Ich bin doch nicht seine Puppe, mit der er nach Belieben spielt. Was will der Narr eigentlich?“

„Pst,“ machte die Alte ängstlich, „sprich nicht so laut, man kann drinnen jedes Wort hören.“

„Mir ganz egal.“

Sie legte im Entree ihre Sachen ab und öffnete geräuschvoll die Zimmertür.

„Ja, wo steckst denn, Liserl. I wart' scho an Ewigkeit auf dich. Glaubst, i hab' mei' Zeit gestohlen?“

Dabei zwinkerte er nervös mit den Augen und rieb sich beständig mit der Hand die Stirn und die rechte Wange, als wären sie ihm erfroren. Diese Bewegung wurde von Sekunde zu Sekunde beschleunigter.

„Hören Sie um Gottes willen auf!“ rief die Lerda.  
„Vom bloßen Zusehen wird man seekrank.“

Er legte den Zeigefinger an die Nase.

„Sirt es, Liserl, das kommt davon. Hast mi halt zu lang zappeln lassen.“

Sie wurde ungeduldig.

„Nehmen Sie es nicht weiter krumm, Herr Baron, aber schließlich habe ich Sie nicht hergebeten. Und mit Kellnow haben Sie mir eine schöne Suppe eingebracht. Es fehlt nicht viel, und wir wären durch das Getratsch auseinandergekommen.“

„Ja, wie redst denn mit mir, Liserl,“ brachte er entsetzt hervor, und sein Gesicht ging zusehends in die Länge, „i bin doch net dein Schuhpuher.“

Die Länzerin stellte sich in Positur.

„Herr Baron,“ sagte sie und nahm einen merkwürdig gezierten Ton an, „wenn das eine Anspielung sein soll — dann zahle ich das Geld auf Heller und Pfennig zurück. Und den Ring können Sie gleich wieder haben.“

Ginsky war fassunglos.

„Bist auf amal narrisch worden, Liserl. Bis jetzt hab' i allweil denkt, das is mei' Spezialität.“

Dabei starrte er sie mit einem so seltsam melancholischen Lächeln an, daß sie sich schämte.

Sie ergriff seine frauenhaften schmalen Hände:

„Nicht böse sein, Baron. Aber ich bin in einer Laune, daß ich bei Gott alles kurz und klein schlagen könnte. Und offen gestanden, Sie sind im Grunde schuld daran. Der Kellnow denkt ja nicht im Traume an Ihre Freundin. Wozu mußten Sie mich aufputschen. Es war höchst überflüssig.“

Ginsky gab einen langgezogenen Pfiff von sich.

„Das is a dunkler Punkt, derßst mir's glauben. Und viel Zeit hab i net zu verlieren. Weißt, was mei Professor heut gesagt hat? I bin scho wieder fällig, hat er gesagt, Liserl“ — er klammerte sich angstvoll an sie — „i derf net auslassen — jeßt net, Liserl.“

Todesfurcht lag auf seinen Zügen.

„Ruck ganz nah her, Liserl“ — er beugte sich an ihr Ohr und flüsterte:

„A ganz a G'hauter ist der Herr v. Kellnow — mit dem wirft no was derleben. I red' net so in's Blaue. I hab' meine Gründe. Der hat's faustdiek hinter die Ohrmascheln.“

„Nein, das ist zu bunt,“ unterbrach sie ihn. „Wenn das so weitergeht, verliere ich auch noch mein bißchen Verstand.“

„Pst, pst, pst . . .“ fiel er ihr in die Rede, „wir zwei kommen niteinander in' Wurschkessel.“

„Herr Baron, jeßt hören Sie endlich einmal auf mich. Machen Sie kurzen Prozeß mit der Madame. Da gibt's nur eins — biegen oder brechen. Mit dem Gewinsel kommen Sie keinen Schritt weiter.“

„Jetzt wüßt' i gern, wie du dir das denkst, Liserl.“

Sie betrachtete ihn mit einem höchst fragwürdigen Blick und lachte laut auf.

„Wenn ich Ihnen das erst erklären soll, ist die Geschichte Essig, und Sie können schon einpacken.“

Ginsky erhob sich und durchquerte mit verschränkten Armen mehrere Male das Zimmer. Dann trat er dicht vor sie hin. Seine Stirn war in unzählige kleine Sorgenfalten zusammengezogen:

„Es wär schon alles gut und schön, wenn den verflirten Kerl der Teufel holet. Und i alter Depp hab ihn a no n'aufbracht zu ihr. Hör zu, Liserl, was i dir sag'. Der setzt sich dort fest, und wir sein die Ladierten.“

Sein Gesicht hatte einen jammervollen, verzweifelten Ausdruck.

„So — glauben Sie. — Daß ich die Ladierte bin — werden Sie nicht erleben.“

Ein grausames Lächeln spielte um ihren Mund.

„Und jetzt möchte ich Sie bitten, mir endlich klaren Wein einzuschenken. Wie kommen Sie auf diese Gedanken?“

Ginsky spitzte den Mund.

„I hab's im Gefühl, Liserl, und auf mein Gefühl kann i mi verlassen.“

In diesem Augenblick ertönte von draußen ein unsinniges Geläute, das überhaupt nicht enden wollte.

Er fuhr nervös zusammen, und auch der Lerda wurde es unbehaglich.

Eine Minute später trat der Tangotänzer ins Zimmer.

Er hatte den kleinen, steifen Hut schief auf dem Kopfe

sitzen, trug eine knallrote Krawatte und im Knopfloch eine große Chrysantheme.

„Das Fräulein hat hohen Besuch,“ sagte er — „da störe ich am Ende gar?“ —

Bei diesen Worten machte er vor dem Baron eine groteske Verbeugung.

„Mach' dich nicht so wichtig und benimm dich anständig vor dem Herrn Baron!“

„Nun aber wird's Tag! Haben Sie etwas Unanständiges an mir bemerkt, Herr Baron? — Na also. Bildest dir vielleicht ein, ich weiß nicht, aus welchem Loch der Wind pfeift? Mit mir macht man keine Fisetmatenten.“

Er lächelte, und sein Gesicht erhielt durch das Lächeln ein geradezu bössartiges Aussehen.

„Nun schauen Sie sich bloß den Menschen an, Baron, was der in meinen vier Wänden für eine Lippe riskiert!“

„Sie sein ja g'wiß a großer Künstler, Herr Wilhelm, Kompliment, aber 's Liserl derfen's mir net sekkieren,“ warf Ginský begütigend ein.

„Ich bin ein hochanständiger Mensch, Herr Baron, und' mir kann niemand nich was Gemeines nachsagen. Aber wenn mir mal die Galle übergeht, stehe ich für nichts mehr ein. Ist ja kein Leben mehr, seit der Kerl aufgetaucht ist . . .“

„Da mögens scho recht haben, Wilhelm, aber —“

„Nun hab' ich die Geschichte satt!“ schrie die Lerda, „das fehlte gerade noch, daß Sie mit dem da an einem Strange ziehen!“

„Fallt mir ja gar net ein, Liserl, was regst di denn a so auf!“

Wilhelm schlug mit dem steifen Hut auf den Tisch.  
 „Rusch! sag ich, oder es passiert was. Und dem  
 Jungen biege ich die Hammelbeine gerade, daß er  
 nur so quietschen soll.“

„Pfui Teufel!“ stieß die Lerda hervor und spie aus.  
 „Mit so einem gemeinen Menschen muß unsereiner  
 zusammenarbeiten! Na, du sollst was erleben!“

„Jetzt gebt's Ruh, Kinder, macht's kein Spektakel! --  
 Da, nehmen's Ihnen a Zigarettl, Herr Wilhelm, und  
 schneiden's ka G'sicht.“

„Herr Baron sind sehr freundlich.“

Wilhelm steckte die Zigarette in Brand und blies den  
 Rauch von sich.

„Und wissen Sie, Herr Baron, was ich behauptete?“  
 Dabei warf er einen heimtückischen Blick auf die Lerda,  
 „der Mensch gehört von Rechts wegen hinter Schloß  
 und Riegel. Ich weiß, was ich weiß. Ich habe nämlich,“  
 fügte er mit seltsamer Betonung hinzu, „mit dem er-  
 mordeten Herrn Frieslander eine Begegnung gehabt.  
 Was da geredet wurde, ist meine Sache.“

„Wenn du jetzt noch den Mund aufstust,“ sagte die  
 Lerda mit leiser drohender Stimme, „hast du bei mir  
 ausgespielt, meine Schwelle betrittst du dann nicht  
 mehr.“

Wilhelm gab ein höhnisches Lachen von sich und griff  
 nach seinem Hut.

„Da habe ich mir was Feines aufgehast,“ meinte die  
 Lerda, als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, und  
 ihre Miene wurde hart und trostlos.

„Armes Hascherl, so hat halt a jed's sei Kreuz. Mußt  
 net traurig sein.“

„Es ist nicht des gemeinen Menschen wegen, um den Mellnow ängstige ich mich. Es gibt nur eines, Baron,“ setzte sie hastig hinzu, „Sie müssen mit der Rüst so schnell wie möglich ins reine kommen. Lieber heute als morgen — sonst gibt's ein Malheur.“

„Ja, ja,“ murmelte Ginsky mit melancholischem Ausdruck. „Hast gut reden, Liserl, wenn's net so verdammt schwer wär ...“

„Was will denn die Person eigentlich, wartet sie auf einen Prinzen?“ schrie die Lerda gereizt.

„Liserl, das verstehst net. Aber laß gut sein, in ein paar Tag kommt die G'schicht zum Klappen.“

Er reichte ihr zum Abschied die Hand. Beim Öffnen der Thür wäre er um ein Haar über die Alte gestolpert.

„Des hab' i scho gern, wenn einem so an alte Funsen übern Weg rennt.“

Er schüttelte sich und machte sich eilends davon.

„Hast wieder einmal gehorcht?“ zischte die Lerda.

Die Frau wollte etwas erwidern, aber die Tänzerin schlug ihr die Thür vor der Nase zu, stand eine Weile bewegungslos, wie erstarrt mitten im Zimmer, ehe sich ihr Krampf löste und sie in leidenschaftliches Weinen ausbrach ...

## Achtes Kapitel.

Sie saßen in dem Musikzimmer.

Eine hohe Stehlampe mit rotem Schirm gab ein gedämpftes Licht. Auf dem kleinen Tisch surrte der Teekessel.

Sie goß ihm ein.

„Wünschen Sie Sahne?“

„Nein, danke.“

„Zitrone oder Rum?“

„Danke!“

„Auch keinen Zucker?“

„Nein, keinen Zucker. Ich bin gegen jede Fälschung. Jedes Ding will in seiner Reinheit genossen sein.“

Sie nickte ernsthaft und setzte sich ihm gegenüber.

„Ich danke Ihnen für die Einladung. Ich bin so gern gekommen. All die Tage habe ich mich nach Ihnen gesehnt. Dabei habe ich lange gezögert, war fast schon entschlossen,“ fügte er lächelnd hinzu, „Ihnen abzuschreiben. Dann aber vermochte ich es nicht.“

„Weshalb wollten Sie nicht kommen?“

„Ich habe Furcht vor Ihnen.“

„Vor mir? — Das dürfen Sie nicht sagen.“

Er blickte sie zaghaft an, als hätte er nicht den Mut, zu sprechen.

„Ich wage es gar nicht, zu glauben, daß Sie mir ein wenig gut sind.“

„Ich bin Ihnen sehr gut, nicht in dem gewöhnlichen Sinne — o, nein; ich habe Freude an Ihnen.“

„Reden Sie, bitte, nicht weiter. Ich habe namenlose Angst, alles das könnte im Nu zerrinnen. Dies ist für mich ein Glück, mit dem ich sehr, sehr behutsam sein muß, damit es mir nicht in Scherben geht.“

Seine Augen leuchteten in Demut.

„Geben Sie sich, wie Sie sind, und ich glaube Ihnen.“

„Das ist es gerade, was mich quält,“ entgegnete er.



„Ich weiß nicht, wie ich bin. Und wenn ich rückwärts schaue, überfällt mich ein Grauen.“

Er ergriff plötzlich ihre Hand.

„Ich habe noch über jeden Menschen, der mir nahe kam, Leid gebracht ... Nein, unterbrechen Sie mich jetzt nicht. Alles, was Sie über mich gehört haben, oder hören werden, ist wahr. Ein Abenteurer bin ich. Einer, der unter falscher Flagge segelt, der zu nichts taugt — einer, der immer auf der Suche war und niemals fand.“

„Sprechen Sie nicht so, jedes Wort tut mir weh.“  
Er schüttelte den Kopf.

„Nichts will ich Ihnen verbergen. — Ich sitze hier neben Ihnen und komme von einer anderen Frau. Und wenn ich Sie verlasse, werde ich wieder zu ihr hingehen. Ist das nicht entsetzlich?“ schloß er leise.

Sie war sehr blaß geworden, und ihre Hände tasteten unsicher auf der Tischplatte.

„Es ist Ihr gutes Recht,“ erwiderte sie, „und es bedarf keines Wortes der Rechtfertigung. Ich habe Sie niemals nach Ihrem Leben gefragt, und keines Ihrer Bekenntnisse soll Sie bei mir verlästern, soll — —“ Sie brach mitten im Satze ab und blickte ihn in tiefem Schweigen lange an, so daß ihm angst und wehe wurde. Endlos erschien ihm die Zeit ... ihre dunkle Seele lag auf ihren Zügen ... Er hielt diesen Blicken nur mit äußerster Mühe stand.

Er spürte, wie er alle seine Fassung, seine Schwungkraft zu verlieren begann, in dieser Stunde, in der sie ihm das Geheimnis ihrer Seele, ihres Körpers zu entschleiern schien. Aber zugleich, wie von innen erleuchtet, hatte er auch das Bewußtsein, daß, wenn er sie in

diesem Moment durch eine häßliche Bewegung verletzte, durch ein unzartes Wort enttäuschte, er sie für immer verlieren würde.

Er atmete schwer auf, wandte sich plötzlich von ihr ab, trat an das Fenster und sah hinaus.

Nach einer kleinen Weile kehrte er sich wieder zu ihr um und sagte mit sichtlicher Mühe:

„Ich will jetzt gehen — ich fühle, es ist im Augenblicke für uns beide das beste.“

Er verbeugte sich vor ihr tief und ehrfurchtsvoll und verließ, ohne ihr die Hand zu reichen, das Zimmer.

Auf der Treppe hätte er beinahe Ginsky umgerannt.

„Entschuldigen's schon, daß i a no auf der Welt bin,“ stieß der Baron unwirsch hervor.

Kellnow stützte.

„Verzeihen Sie, in was für einem Tone sprechen Sie zu mir!“

Ginsky riß die kleinen Augen weit auf.

„Überlassen's das g'fälligst mir,“ erwiderte er und ging, ohne zu grüßen, an ihm vorbei.

„Der Narr,“ murmelte Kellnow.

Aber er war so übervoll, so ergriffen von dem Bilde der Marlene, daß er in seinem Innern keinen Raum für Zorn und Unwillen fand. Ja, als er in das Dunkel der Straße trat, war es nicht dunkel — inmitten eines strahlenden Festsaales stand er, in dem tausend Kerzen brannten. Und in sich fühlte er Leichtigkeit und Freude.

„Ich bin zum ersten Male auf der Welt,“ sagte er zu sich selbst, „vor mir liegt das Leben . . . ich sehe . . . sehe . . .“

## Neuntes Kapitel

„Um Gottes willen, was haben Sie denn?“ fragte Marlene Rüst erschreckt, als Ginsky zornrot in ihr Zimmer trat.

„Wann i den Kerl scho' seh, steigt mer's Blut in 'n Kopf. Da kenn' i mi nimmer aus.“

Sie richtete sich auf.

„Ich dulde es unter keinen Umständen, daß Sie über jemanden, der mir nahe steht, in der Weise herfallen.“

Er war einen Moment wie betäubt.

„Nahe steht,“ stammelte er.

„Ja, Herr Baron, Kellnow steht mir nahe.“

„Jesses Maria, des is ja net mögli, des derf net sein!“

Er stierte eine Weile vor sich hin, ehe er sich wieder zu ihr wandte:

„I hab's Maul halten wollen. Jetzt wär's aber a Sünd'. Schaun's, Fräul'n Marlen, a Haderlump is' des. Mit an jeden Weibsbild bandelt er an. Drei hat er auf annal. Und die Lerda, das is a regelrechts Verhältnis, net nur a so a G'spusi.“

Sie hatte ihm stumm zugehört. Als er jetzt am Ende war, fragte sie tonlos:

„Glauben Sie wirklich, mir etwas Neues erzählt zu haben?“

Ginsky starrte sie entsetzt, verwirrt und mit einem Ausdruck der Verzweiflung an.

„Ich liebe ihn, begreifen Sie das nicht? — Ich liebe ihn,“ wiederholte sie noch einmal, und ihre Augen leuchteten.

Als sie diese Worte gesprochen hatte, fing Ginsky

plötzlich zu weinen an, so erschüttert war er durch ihr Bekenntnis. Er weinte unaufhaltsam, wie ein geprügeltes Kind. Dann erhob er sich schwerfällig und versuchte zu sprechen. Aber es waren nur unverständliche Laute, die er hervorbrachte.

Er griff nach seinem Hut. An der Tür blieb er noch eine Sekunde stehen und blickte sie mit erloschenen Augen an, ehe er in gebückter Haltung davonschlich.

## Zehntes Kapitel

„Entschuldigen, Fräul'n Lerda, daß i Ihnen hab' rufen lassen, aber schaun's, des ham's do wissen müssen. Sezen's Ihnen jetzt, ich mach' Ihnen derweil an Kaffee, an Wiener Kaffee.“

Damit flüchte Ginskys Haushälterin aus der Tür, während die Lerda etwas unruhig ihre Sachen ablegte.

Nach kaum zehn Minuten kam die Wirtschafterin mit dem dampfenden Getränk zurück. Auf einer Schüssel war eine Unmenge Kuchen aufgestapelt, als sollte eine Kaffeegesellschaft großen Stils vonstatten gehen.

„Machen's Ihnen's kommod,“ sagte sie und schenkte ein.

„Und da is Obers,“ fügte sie hinzu, „jetzt woll'n ma schön g'mütli jausen.“

Sie ließ sich in einem Fauteuil nieder, während die Lerda auf dem Sofa Platz nehmen mußte.

Eine kurze Weile verhielten sich beide still. Man hörte nur das Klappern der Löffel und Tassen.

„Jesses, Fräul'n Verda, was i in die lehten 24 Stunden durchg'macht hab', das is' net zum d'erzählen. Wie er nur einikommen is — da hat er Jhna scho' so daher g'schaut, daß es einem an Riß' geben hat. Als hätt' ihm wer den Hut eintrieben, so tief is er ihm im G'sicht g'sessen, und käsweiß war er. Marand Anna, was is Jhna denn g'schehn, Herr Baron, hab' i glei g'schrien. ‚Pscht,‘ sagt er und legt 'n Finger vor'n Mund. I hab' ihm aba ka' Ruah net geb'n, hab' g'fragt und g'fragt: jeht red'ns, Herr Baron, was is Jhna passiert, da stiert er a ganze Weil wie bled in d' Luft, und auf amal sagt er so still, daß ma's kaum hören hat können: aus is, ganz aus is. Ja, was denn? frag i. Und jeht, Fräul'n Verda, denken's Jhna — packt er den Sessel, haut ihn um d' Erd'n, daß die Stüdl'n nur so umanander flieg'n, und mit der Sesselhar'n geht er auf mi los, als wollt' er mi derschlag'n.

No, i hab' do' glei' g'wußt, daß des arme Manderl narrisch worden ist — und Angst hab' i a net g'habt vor ihm. Ganz ruhig hab' i g'sagt: Sein's stad, Herr Baron, sonst rennen die ganzen Leut' im Haus z'samm'n. Da schaut er mi an mit an ganz an verflirten Lachen, pfeift z'erst vor sich hin — wie er's alleweil tut, dann geht er zur Schreibtischlad', holt sei Pistol'n und sagt: dem Herrn von Kellnow hat sei' lehte Stund' g'schlag'n. Holen's mer glei' an Auto. I tu, als ob i auf sei' Red'n einging, renn' zum Greisler unten im Haus und telephonier' an sein' Professor, wie's mit ihm steht, und daß er all's lieg'n und steh'n lassen soll und g'schwind kommen. No, und nach aner knappen Viertelstund' war er da, hat ihm glei' a Morphiumeinsprizung g'macht —

und drauf is der arme Baron eing'schlafen, und heut in der Früh haben's ihn wegg'schafft, und der Professor hat g'sagt: diesmal wird die G'schicht scho' länger dauern als g'wöhnli. Aber, Fräul'n Lerda, Sie essen und trinken ja gar net," unterbrach sie ihren Redestrom und goß der Tänzerin von neuem ein.

„Wissen Sie, wer an dem ganzen Unglück schuld ist?“ fragte die Lerda, und ihre Augen funkelten.

„Ob i's weiß, glaub'ns, i bin auf's Hirn g'fall'n?“

„Sehen Sie, das ist eine ganz raffinierte Person. Ich kenn' mich auf Menschen aus. Auf den ersten Blick hab' ich gesagt: Der trau' ich nicht über den Weg. Großartig tut sie, das muß man sagen, spielt sich auf, als ob sie kein Wässerchen trüben könnte. Na, lassen Sie's gut sein, mit der gerate ich noch mal zusammen.“

„Nehmen's Ihnen a Stück'l Bäckerei, Fräul'n Lerda, 's is hausg'machte.“

„Danke schön, der Appetit ist mir vergangen.“

„Hör'ns Fräul'n, die hat unsern Baron auf 'm G'wissen, dafür leg' i die Hand' ins Feuer. Seit er mit der anbandelt hat, ka ruhige Stund' net hat er mehr g'habt, der Baron.“

Sie rückte jetzt der Tänzerin ganz nahe auf den Leib, und in vertraulichem Tone hub sie an:

„Wissen's, Fräul'n, was i mer oft so denkt hab', daß 's Ihnen net an so an Fallotten hängen sollten, wie der Kellnow is — nix als wie Unglück werd'ns hab'n davon. I hab' mer halt denkt, grad die rechte Frau wären's für unsern Baron. A so a guater Mensch is des, ka Kind und Regel hat er net, und Geld so wie Heu, ausg'sorgt hätten's für's ganze Leben, und Frau Baro=

nin klingt a net grad schlecht. Seg'ns, Ihnen hått' i 's vergunnt. Daß er an klein' Klamsch hat, des macht nir, a jed's Mannsbild hat a Radl z'viel."

„Mit mir nicht zu machen,“ antwortete die Lerda und stand auf.

„Haben Sie schönen Dank, ich weiß, Sie meinen es gut mit mir. Ich kann aber von dem Menschen nicht mehr los. Eine Riesendummheit! Dagegen ist eben kein Kraut gewachsen,“ schloß sie achselzuckend und legte nachdenklich den Pelz um.

„Übrigens — in der ihrer Haut möchte ich weiß Gott nicht stecken,“ fügte sie drohend hinzu.

„Wollen's net no a Bäckerei mitnehmen, Fräul'n Lerda?“

„Nein, danke schön, und besuchen Sie mich auch bald einmal. Es war wirklich sehr gemütlich bei Ihnen.“

Sie schüttelten sich die Hände. Dann gab die Wirtschafterin der Lerda das Geleit.

## Elftes Kapitel

In tiefer Pein war er zu ihr gekommen. Ein Wort von ihr quälte ihn unablässig.

„Sie sagten das letzte Mal,“ begann er langsam, „daß Sie mich nicht in einem gewöhnlichen Sinne lieben. Das klang mir, als ich später darüber nachdachte, wie ein Todesurteil. Denn ich glaube, es gibt in der Liebe zwischen Mann und Frau nur einen Sinn; es heißt ihn fälschen, wenn man an ihm zu deuteln versucht.“

Marlene Rüst hatte ihm mit angestrenzter Aufmerksamkeit zugehört. Ihr Gesicht schien noch ernster als sonst.

„Wie soll ich mich nur klar ausdrücken,“ brachte sie mühsam hervor. „Ich höre aus ihren Worten Zorn und Argwohn, die mich elend machen. Nein — nein — ich spiele nicht mit Ihnen, auch wenn ich das nicht geben kann, was Sie von mir verlangen. Sie zweifeln an meiner Wahrhaftigkeit, und ich bin hilflos und vermag mich nicht einmal zu verteidigen.“

Ihre Züge waren traurig und ihre Augen voll Weh.

Er spürte, daß in ihr ein großes Leid war — er hätte sich zu ihr niederbeugen und ihre Hände küssen mögen. Aber eine Härte, über die er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, hielt ihn zurück.

„Sie verachten mich!“ sagte er, „denn es gibt doch keine andere Erklärung.“

Sie schüttelte stumm den Kopf.

„Dann lehnen Sie mich also ab,“ fuhr er verbissen fort, „ich bin Ihnen widerwärtig. Das wäre für mich entscheidend, und alle meine Wünsche müßten schweigen.“

„Hören Sie auf,“ fiel sie ihm verzweifelt in die Rede und kämpfte die aufsteigenden Tränen nieder.

„Gut, ich werde schweigen. Beantworten Sie mir eine einzige Frage, und ich werde Ihnen mit keinem Worte mehr lästig fallen.“

„Fragen Sie,“ erwiderte sie schmerzhaft und blickte ihn dabei gespannt an.

„Weshalb sind Sie gegen mich von solcher Härte?“

„Weil ich Sie liebe — weil ich Sie unsagbar liebe . . . weil ich Sie nicht verlieren möchte . . . weil ich wünsche,



daß jenes Gefühl, das uns verbindet, sich von den Zusammenhängen, die Sie mit anderen Frauen hatten, unterscheidet."

Er erhob sich. Ein kaltes, abweisendes Lächeln trat auf seine Miene.

"Redensarten, mit denen ich nichts anzufangen weiß," entgegnete er in schneidendem Tone.

Sie zuckte wie unter einem Schlage zusammen und brachte keinen Laut hervor. Aber als er sich zum Gehen wandte, trat sie ihm in den Weg.

"Sie dürfen mich nicht so verlassen; Sie müssen mich begreifen."

"Hier hört mein Begreifen auf! Ich empfinde diese Art der Behandlung als eine Beleidigung," sagte er schroff.

"Ich Sie beleidigen!?"

Sie lächelte bitter.

"Kann es denn zwischen Ihnen und mir nicht ein Verhältnis geben, das auf dem tiefen Grunde der Freundschaft ruht? Bedeute ich Ihnen menschlich so wenig, daß Sie mich wie einen wertlosen Gegenstand über Bord werfen, wenn ich Ihnen hier nicht folge?"

Kellnow senkte traurig den Kopf.

"Ich glaube Ihnen nicht, verzeihen Sie, mein Gefühl glaubt Ihnen nicht. Es will nicht in meinen Schädel, daß ein Mensch, der einen andern lieb hat, mit seiner Liebe geizt. Das ist eine Art von Hochmut, die mich krank macht, hören Sie, krank macht."

"Wenn es möglich ist, daß Sie mit so häßlichen Gedanken von mir gehen können, ist alles zwischen uns

Lug und Trug gewesen. — Nein — nein — Ihre böse Stimmung soll mir meinen Glauben nicht nehmen."

Ihr tiefer Ernst verwirrte ihn.

„Zeigen Sie mir den Weg zu Ihnen. Ich brauche Sie, Marlene, ich brauche Sie.“

„Wenn Sie mich brauchen, werden Sie auch den Weg zu mir finden und nicht etwas zerstören wollen, das in uns beiden aufblüht. Seien Sie gut zu mir, lieber, lieber Freund.“

Ihr Ton traf ihn, und ihr bewegtes Gesicht rührte ihn.

„Ich fürchte,“ brachte er unsicher hervor, „dies wird ein Kampf, in dem wir uns beide langsam aufreiben. Denn was nützt es, wenn ich Ihnen heute verspreche, mich zu bescheiden, und morgen fühle, daß es über meine Kräfte geht. Weil ich mich selber verschwenden muß, habe ich für die Sparsamkeit der anderen kein Verstehen. — Und glauben Sie, daß ich meine Natur zu ändern vermag? Ich bin, wie ich bin,“ setzte er mit einem zwingenden Lächeln hinzu, das beinahe etwas Behmütiges hatte.

„Niemals sollen Sie sich Gewalt antun, und niemand könnte mehr darunter leiden als ich,“ entgegnete sie.

„Leben Sie wohl, Marlene.“

Um ihre Lippen zuckte es leise; aber sie machte keinen Versuch mehr, ihn zu halten.

Und Mellnow ging — zerstört und vergrämt, daß sie ihn ziehen ließ.

## Zwölftes Kapitel

Als er wieder auf der Straße stand, fiel sein erster Blick auf die Verda, die seit einer Stunde vor dem Hause auf ihn lauerte.

„Ja, was treibst du denn hier?“ fragte er verwundert und sah in ihr Gesicht, das von der eisigen, schneidenden Kälte einen bläulichen Ton angenommen hatte. „Willst du dir den Tod holen?“

„Das wäre mir das Liebste. Und um dir zu antworten: ich warte hier auf dich. Es blieb mir nichts anderes übrig, da du sonst nirgends mehr zu finden bist.“

Sie wollte ruhig erscheinen, aber aus ihren Worten klang deutlich verhaltene Erregung.

„Liegt denn etwas so Dringendes vor, das keinen Aufschub duldet?“

Dabei betrachtete er sie flüchtig, und ihr mageres Gesicht dünkte ihm elend und verfallen.

„Allerdings!“

Sie gingen jetzt schweigend durch den dunklen Tiergarten. In der Finsternis hatten die beschneiten Baumriesen wunderliche Gestalten angenommen.

„Warum läßt du die Tacke auf?“ fragte Mellnow, und seine Stimme klang sanft. „Du mußt ja erfrieren.“

Sie gab keine Antwort.

Er beschleunigte seine Schritte.

Menschenleer und kümmerlich erhellt lag die Tiergartenstraße da, und auch in der Bellevuestraße, in die sie jetzt einbogen, schien der Strom des Lebens unterbunden. Aber wenige Minuten später waren sie mitten

in strahlender Helligkeit — in brausendem Gedränge — in betäubendem Lärm.

Sie standen vor dem Café Josty, und Kellnow rührte sich nicht und blickte wie benommen auf dieses atemlose, in Licht gebadete, in allen Farben schillernde Getriebe ...

„Phantastisch, phantastisch,“ murmelte er.

Er hatte plötzlich die Vorstellung, daß hier ein Kampf auf Tod und Leben, zwischen Mensch, Tier und Maschine ausgefochten wurde, und daß es ein Gotteswunder war, wenn in diesem alle Nerven und Sinne aufreizenden Spiele nicht Mensch, Tier und Maschine ächzend zusammenbrachen.

„Ich komme um vor Kälte,“ wimmerte die Lerda und zupfte den Abwesenden am Ärmel.

Er fuhr erschreckt auf — er hatte sie gänzlich vergessen.

„Phantastisch,“ wiederholte er und fügte leise hinzu: „Komm, wir wollen ein Glas Tee trinken.“

Das Café war dicht besetzt, und nur mit Mühe gelang es ihnen, einen kleinen Tisch ausfindig zu machen.

Kellnow war der Lerda beim Ablegen behilflich. Er merkte nicht, wie sie von allen Seiten angestarrt wurden, denn die Tänzerin war von der Excelsior-Bar her in der Herrenwelt Berlins eine Art Berühmtheit geworden. Zudem prangte seit Wochen ihr Bild an allen Litschfaßsäulen.

„Was willst du trinken?“

„Glühwein!“

Ihre Zähne schlugen vor Frost aufeinander.

Dann sprach sie kein Wort, bis der Kellner das heiße Getränk brachte.

Sie stürzte es mit einem Zuge hinunter, so daß Kellnow aufs äußerste erschrak.

„So ein Leichtsin! Du hast dich sicherlich verbrannt.“

Sie lächelte schwach. Ihre Züge hatten sich wieder belebt.

„Also sprich, wo drückt dich der Schuh?“

Sie nahm aus dem Muff ein zusammengelegtes Papier, das sie langsam auseinanderfaltete. Es war ein Antrag nach Paris mit einer ungeheuerlichen Gage.

„Ich soll im Café de Paris tanzen. Es ist das feinste Lokal, in das alle Fremden kommen. Was meinst du dazu?“

Er überflog prüfend den Inhalt des Kontraktes:

„Da gibt es kein Überlegen. Das ist ein glänzendes Engagement, wie es sich nicht bald ein zweites Mal bietet. Und Paris ist sozusagen das große Sprungbrett. Wenn du dort reüssierst,“ setzte er etwas lebhafter hinzu, „hast du dein Glück gemacht.“

Sie zog die Stupsnase ein wenig hoch, und ein leiser Spott spielte um ihren Mund. Aber gleich darauf wurde sie ernst.

„Ich ginge schon, auf der Stelle ginge ich, wenn — —“ sie hielt inne, und mit halb zugekniffenen Augen fixierte sie ihn längere Zeit. Dann sagte sie unvermittelt:

„Komm mit, Kellnow. Es ist auch für dich eine Abwechslung und wird dir gut tun. Der Agent hat mir gesagt, Paris ist fabelhaft!“

„Ich bin bereits dagewesen,“ entgegnete er.

„Da brauche ich dir ja nichts zu erzählen. Komm mit — und ich unterschreibe.“

„Es geht nicht — es geht beim besten Willen nicht.“

„Und weshalb?“

„Nicht fragen; tu mir die Liebe.“

„Schön!“

Mit einer raschen Bewegung zerriß sie das Blatt. Er bemerkte es nicht einmal.

Er war mit seinen Gedanken weit von ihr. Auf dem kleinen Marmortisch lag die schneeweiße Hand der Marlene Rüst, und er betrachtete die schmalen, langen Finger und streichelte diese Hand. Und er sah ihre dunklen Augen, und er hörte ihre dunkle Stimme und wußte, daß sie einen finsternen Schatten hinter sich herzog, daß sie Schmerz und Leid gekostet hatte und trotz des verhärmten Zuges um die Lippen gütig und weich geblieben war.

„Warum bin ich so von ihr fortgelaufen?“ fragte er sich . . .

„Rätselhaft . . .“

Eine weite Fröhlichkeit erfüllte ihn, für die er keinen Namen fand, und ein sanfter Ausdruck lag auf seinem Antlitz.

Hätte er geahnt, was in dieser Minute seiner Selbstvergessenheit in der Frau vorging, die ihm gegenüber saß und ihn nicht aus den Augen ließ, er wäre vielleicht aus seinen Träumen jäh erwacht.

„Du liebst sie mehr als mich?“

Er lächelte fremdartig.

„Ganz anders liebe ich sie.“

„Du liebst sie also?“

„Ich liebe sie.“

Und wieder war er weit fort und wußte nicht, daß er am Rande eines Abgrundes tanzte.

„Hm,“ machte die Verda.

Und nach einem Weilchen sagte sie kaum hörbar:

„Dich wird sie ebenso zugrunde richten, wie sie den Ginsky um den letzten Rest seines Verstandes gebracht hat.“

Er vernahm keines ihrer Worte.

„Sie hat ihn auf dem Gewissen,“ fuhr sie hartnäckig fort. „Ich hab’ es all die Jahre mit angesehen, wie sie ihn hin und her gezogen, mit ihm gespielt hat, wie die Katze mit der Maus. Pfui Teufel, das ist ein Satan.“

Wieder schwieg er.

Da griff sie mit einer heftigen Bewegung über den Tisch hinweg nach seiner Hand und sagte im Tone der Verzweiflung:

„Komm nach Paris!“

Er erwachte, blickte sie wie eine Fremde an und klopfte mit dem Teelöffel an das Glas.

In diesem Augenblick stand, wie aus dem Boden gewachsen, der Komponist Steinhügel an seinem Tisch und begrüßte ihn und die Verda in seiner hastigen, fahrigen Weise:

„Sie werden ja mit jedem Tage berühmter,“ apostrophierte er die Tänzerin.

„Ich pfeife darauf.“

„Pf,“ machte er, „unterschätzen Sie das nicht. Hören Sie bloß einmal, was der maßgebende Kritiker Berlins über mich schreibt.“

Er holte aus der Rocktasche ein Zeitungsblatt hervor und las so laut, daß man von den benachbarten Tischen herübersah.

„Mit den Delirien des Herrn Steinhügel ... De=

lirien ...“ wiederholte er mit scharfer Stimme, „brauchen wir uns nicht aufzuhalten. Dies Gelalle und Gestammel kommt für einen ernsthaften Menschen nicht in Betracht.“ — Das laß ich mir einrahmen. So was muß man für die Nachwelt aufheben! Diese aufgeblasenen Ignoranten, diese bankerotten Nichtskönner und Geschäftemacher, die sich je nach der Konjunktur wie die Windfahne drehen, dürfen über einen herfallen, ohne daß man ihnen eine Watschen links und eine rechts verabreicht. — Bringen Sie mir schleunigst einen Kognak,“ rief er einem vorbeilaufenden Kellner zu. „Man muß sich den Ekel herunterspülen. Notabene: die Küßt singt im nächsten Museumskonzert in Leipzig meinen letzten Liederzyklus. Das ist eine Bersteherin ersten Ranges. Auf die Freundschaft mit ihr können Sie sich was einbilden.“

„Hören Sie endlich auf,“ unterbrach ihn die Lerda. „Das Verhimmeln dieser Person fällt einem nachgerade auf die Nerven.“

Ihre Stimme klang spitz und boshaft.

Der Kellner brachte den Kognak.

Steinhügel trank ihn in einem Zuge aus. Dann fixierte er die Tänzerin:

„Madamchen, Sie sind doch nicht etwa eifersüchtig? Das wäre amüsant.“

„Ich bin keine Madame,“ antwortete sie grob. „Ich verbitte mir das.“

„Sie sind eine Dame — eine vollendete Dame.“

Er lachte laut auf, grüßte flüchtig und war verschwunden.

Ein paar Minuten blieb es zwischen den beiden still.



„Du hast also etwas mit ihr,“ sagte sie endlich stoßend.  
 „Der Mensch erzählt es ja bereits in den Kaffee-  
 häusern.“

Er gab keinen Laut von sich; nur seine in der Tiefe ruhenden Augen schienen einen Moment heller aufzustrahlen.

Ihr wurde unheimlich zumute.

„Was hast du denn,“ schrie sie schreckhaft auf. „Bist du stumm geworden? ... So rede doch!“

Statt jeder Antwort rief er den Kellner, zahlte schnell und drückte ihr beim Ausgang des Cafés mit einem raschen, kurzen Griff die Hand.

Und ohne ein einziges Wort tauchte er zu ihrem maßlosen Erstaunen im Gedränge unter.

Eine Sekunde war sie total verblüfft, dann suchte sie seiner habhaft zu werden, ließ verängstigt ihre Augen nach allen Richtungen streifen, ohne daß es ihr gelang, seine Spur zu entdecken. Eine ohnmächtige Wut kam über sie. Ihre Lippen waren blutleer, ihr Gesicht totenblaß geworden.

Nun raste sie voller Verzweiflung, wie eine Gehegte, über den Leipziger Platz — schuf sich, unbekümmert um die Schimpfworte, die hinter ihr laut wurden, Bahn, indem sie mit ihren spitzen Ellenbogen die dunklen, ihr im Wege stehenden Menschenmassen teilte, als müßte — müßte sie ihn erspähen.

Und auf einmal wählte sie die Ruß vor sich zu sehen.

Sie wollte auf sie losstürzen, als sie rechtzeitig noch ihren Irrtum erkannte.

Erschöpft blieb sie stehen, legte die Hand an ihr lautschlagendes Herz und stöhnte in sich hinein.

## Dreizehntes Kapitel

„Nimm noch ein Glas Kirschwasser,“ sagte die Alte und schenkte Wilhelm von neuem ein. „Wirfst dich doch von der nicht unterkriegen lassen!“

Wilhelm trank das Glas mit einem Zuge aus. Er saß breitbeinig auf dem Sofa und duftete nur so nach Pomaden und wohlriechenden Wassern. Er war geschmiegelt und gebügelt, hatte einen Smoking an, zu dem er eine lange seidene Krawatte — eine Art von Cavallier — trug. Seine Hände waren besät mit dicken, goldenen Ringen, aus denen Rubine und Smaragde funkelten. Auf dem Tisch lag ein Paar nagelneuer, hellgelber Glacés.

„Fein siehste aus, Willem, als ob du Hochzeit machen wolltest.“

„Hat sich was, Hochzeit,“ erwiderte er übellaunisch.

„Und die feinen Ringe — nee, wo du die nur herhast?“

„Alles Geschenke! Was meinst du wohl, wie die Weiber hinter mir her sind. Bloß die Hand brauch' ich auszustrecken — und an jedem Finger hängen zehn.“

„Glaubs schon, Willem, bist ja auch, was man einen schönen Mann nennt. Hast ,Pli', Willem.“

„Kann mich nicht beklagen,“ sagte er, stand auf, streckte, reckte, dehnte sich und ging, die Hände in den Hosentaschen, langlatschig durch das Zimmer, wobei er seine spitzen Lackstiefel wohlgefällig betrachtete.

„Und mit so einer halte ich mich auf.“

„Weißte, Willem, wenn de mal — und tätst sie tüchtig durchwalken, ich glaube, das wäre gut für sie. Die braucht hin und wieder eine Tracht Prügel.“

„Neuigkeiten, die du mir erzählst. Bin ich denn von gestern? Laß uns mal erst in Paris sein. Da kann sie was erleben, wenn sie nicht kuscheln will. Ich hab' die Nase pleng.“

„Paris ist man nur so weit. Was kann da inzwischen nicht alles passieren!“

Wilhelm unterbrach seinen Gang und blieb mitten im Zimmer stehen. Er zog die Brauen hoch, und seine Pupillen schillerten grünlich wie die einer Katze.

„Der Kerl wird mir nicht in die Suppe spucken — wenn der mir in den Weg tritt — schlage ich ihm die Knochen zu Brei.“

Die Alte hielt sich die Seiten.

„Lach' nicht so dämlich. Die Geschichte hat jetzt ein Ende. Das steht bei mir fest. Und wenn es Kopf und Kragen kostet — der Kerl muß weg.“

Seine trüben Augen flackerten in Haß und Nachsicht auf.

„Recht so, Willem, ich glaub' schon, du machst kurzen Prozeß. Was'n richtiger Mann ist, der läßt nicht mit sich spaßen.“

„Der Musjö wird mir Paris nicht vermässeln — darauf kannst du Gift nehmen.“

„Hörst du was,“ fiel sie ihm in die Rede.

„Nee, ich höre nichts.“

„Doch — doch,“ beharrte sie und humpelte ängstlich zur Tür. „Natürlich sie is es — weißt du, Willem, ich mach' mich schleunigst dünne — ich brauch' ja nich dabei zu sein, wenn die Bombe plakt.“

Sie war schon zwischen Tür und Angel, als man den Schlüssel im Entree knarren hörte.

Wilhelm stellte sich in Positur. „Kalt Blut,“ sagte

er zu sich selber, „die Sache muß richtig gedeichselt werden!“

Die Lerda trat in das Zimmer und lächelte höhnisch, ohne von ihm Notiz zu nehmen.

Er legte die rechte Hand an die Schläfe und grüßte militärisch.

„Laß die faulen Späße.“

Über Wilhelms Gesicht ging ein dunkler Schatten.

„Mir ist verdammt ernst zumute, verstehste?“

Sie musterte ihn von oben bis unten.

„Na, du hast dich ja schön herausstaffiert.“

Ihr Blick fiel auf die Schnapsflasche.

„Die Hälfte habt ihr glücklich ausgesoffen,“ stieß sie bissig hervor. „Man braucht sich bloß aus dem Hause zu rühren, — und wie die Mieserappen fallen sie über alles her.“

„Du gönnst mir wohl den Tropfen nicht,“ erwiderte er — und der Zorn stieg ihm bis zur Kehle.

Sie nahm statt aller Antwort die Flasche vom Tisch, schloß sie in den Schrank und steckte den Schlüssel in ihre Tasche.

Nach einer Weile sagte sie kurz:

„Kannst in die Excelsior-Bar telephonieren, daß ich heute nacht nicht tanze.“

„Was hat denn das schon wieder zu bedeuten?“

„Es paßt mir nicht. Ich habe keine Lust. Das genügt, denke ich — muß den Herrschaften genügen,“ setzte sie geziert hinzu.

„Aber mir nicht,“ brach er los, „meinst du, ich bin dein Affe, den du nach Belieben springen läßt?“

„Gar nichts meine ich; ich tanze heute abend nicht — basta!“

Er rückte ihr dicht auf den Leib und packte sie bei den Handgelenken.

„Ich will wissen,“ brachte er heiser hervor, „ob der Kerl im Spiele ist.“

„Laß los — laß auf der Stelle los.“

„Erst geantwortet!“

Mit einem Ruck befreite sie sich.

„Denkst du, ich bin ein Stück Holz?“ schrie sie und rieb sich die schmerzenden, stark geröteten Handgelenke. Dann maß sie ihn plötzlich mit einem langen, prüfenden Blick, und in einem Tone, der ganz anders klang und ihn aufhorchen machte, fügte sie hinzu:

„Mach' doch keine Sachen, Wilhelm — auf die Art schaffst du es nicht.“

„Warum bist du so niederträchtig zu mir?“ erwiderte er kleinlaut und schielte unsicher zu ihr hinüber.

„Laß das, Wilhelm, komm, setz' dich her zu mir.“

Er knurrte ein paar unverständliche Worte und nahm neben ihr auf dem Sofa Platz.

„Siehst du,“ begann sie seelenruhig, „es wäre alles gut und schön, wenn du nicht so eine Riesenschнауze hättest. Du denkst, losbrüllen und den wilden Mann spielen — damit ist es gemacht! Im Gegenteil, wenn's drauf ankäme, du wärst der letzte, der Courage hätte! Nicht für drei Pfennige riskierst du was! — Ach, Wilhelm, was bist du für ein Waschlappen! Mit dir ist wirklich nicht viel Staat zu machen.“

„Hör mal,“ antwortete er, und sein Mund verzog sich zu einem breiten, arglistigen Lächeln, „wenn du nur nicht mal dein blaues Wunder an mir erlebst!“

„Ja, ja, du bist 'n Held — mit 'm Maul wenigstens. Reden wir lieber von was anderem.“

„Ist mir auch recht. Hast du den Vertrag endlich unterschrieben? Der Agent sagt, es ist die höchste Eisenbahn.“

Sie sah ihn ein Weilchen sonderbar an, ehe sie langsam entgegnete:

„Die Sache mußte dir aus dem Kopf schlagen, Willem. Mir ist der Spaß ein für allemal verdorben.“

Er fuhr in die Höhe.

„Wenn du mir das antust,“ sagte er mit zusammengebissenen Zähnen „nee — nee, ausgeschlossen,“ beruhigte er sich selber, „'n faulen Wiß machst du mir.“

„Mir tut es selber leid, Willem. Es ist eine große Dummheit, aber ich kann nicht anders.“

Ihre ganze Art machte ihn stutzig. Hinter ihren ablehnenden Worten witterte er noch etwas anderes, worüber er sich im Augenblicke nicht klar zu werden vermochte, so verzweifelt er auch seinen Kopf anstregte. Mit bloßdem Ausdruck starrte er vor sich hin.

Die Lerda aber erhob sich und holte aus dem Schrank das Kirschwasser, das sie vor ihn hinstellte.

Mechanisch goß er sich ein und trank.

„Wann müßten wir denn in Paris sein?“ fragte sie obenhin.

Er sah sie geistesabwesend an und antwortete nicht.

„Wollen heute endgültig abschreiben, damit die Leute wissen, woran sie sind.“

„Ausgeschlossen!“ schrie Wilhelm und stand plötzlich kerzengerade vor der Tänzerin. „Eher drehe ich dem Burschen die Gurgel ab, als daß ich mir so 'n Engagement wegschnappen lasse.“

„Bist du verrückt geworden?“ stieß sie entsetzt hervor. „Kellnow — — was geht mich Kellnow an? Der hat mir den Laufpaß gegeben ... mit dem bin ich fertig — — ein für allemal fertig ... Aber dem Frauenzimmer will ich's eintränken ... dem Biest, das ihn mir weggekapert hat — — bevor die nicht ihren Denktettel hat, rühre ich mich nicht von der Stelle — — — eher lasse ich mir die Beine abhacken und höre zu tanzen auf ...“

Ihre Miene war von solcher Leidenschaft entstellt, daß Wilhelm unwillkürlich einen Schritt zurücktrat.

Wieder begann es in seinem dumpfen Hirn zu arbeiten, und eine Reihe sich kreuzender Vorstellungen quälte und verwirrte ihn.

„Gut ...“ sagte er endlich mit schwerer Zunge, „komm mit nach Paris — — — das andere überlasse mir ...“

„Ist ja alles dummes Gerede, Wilhelm, das zu nichts führt. Komm — setz' dich wieder dicht neben mich und sperr' die Ohren auf ... Wenn du wirklich Traute hast — — trink noch eins, Willem — — so lauerst du ihr auf und schlägst ihr ein paar Zähne ein. Dann wird ihr die Mahlzeit gründlich versalzen sein — und mir genügt das vollkommen ...“

Wilhelm hatte regungslos zugehört. Er zog den Mund schief, und unbeweglich wie ein Zinnsoldat blickte er die Lerda über Gebühr lange an ...

„Was gloht du denn?“ unterbrach sie nervös das Schweigen.

Auf seinem Gesicht glaubte sie ein hinterhältiges, perfides Lächeln zu entdecken.

„Wird gemacht!“ sagte er überlaut. „Du sollst mit mir zufrieden sein. Aber dann geht es nach Paris.“

Sie nickte wortlos und nötigte ihn zu gehen ...

Im Treppensflur blieb Wilhelm einen Moment stehen:

„Du Luder ...“ flüsterte er, „du wirst mir sagen, wem ich die Zähne einschlagen soll ...“

Unhörbar lachte er in sich hinein ...

## Vierzehntes Kapitel

Kellnow wartete vergebens auf ein Lebenszeichen, und seine Tage und Nächte waren mit der Sehnsucht nach ihr ausgefüllt.

Wenn der Abend heraufdunkelte, stand er vor ihrem Haus und blickte zu den erleuchteten Scheiben empor, und zuweilen hörte er ihre tiefe, dunkle Stimme.

Einmal trat sie aus der Tür, aber er duckte sich zur Seite, denn er wollte nicht von ihr gesehen werden.

Und dann kam die Stunde, in der sie sehr blaß in sein Zimmer trat und ihm beide Hände entgegenstreckte.

„Warum ließen Sie mich so lange warten?“

Er antwortete nicht, aber er sah sie voller Liebe an.

„Ich will nur, was Sie wollen,“ sagte er nach einer langen Stille. „Ich habe nur den einen Gedanken, daß ich Sie nie mehr verlieren darf.“

Er wandte sich rasch ab und holte aus seinem Schreibtisch ein versiegeltes Paket, das ihren Namen trug.



„Immer hatte ich die Absicht, Ihnen das zu senden — und immer hielt mich eine große Scheu zurück.“

Sie sah ihn fragend an.

Er löste das Siegel und entfernte die Hülle, die zwei starke Notenbände umgab.

„Sie sind der erste und einzige Mensch, dem ich die Lieder zeige ... die Versuche eines Dilettanten,“ setzte er mit einem Lächeln hinzu, das in seiner rührenden Hilflosigkeit etwas unsagbar Keusches hatte.

Eine tiefe Bewegung trat auf ihr Gesicht — sie streichelte leise und zärtlich die Notenblätter, und ein Zittern ging durch ihren Körper.

Und nun setzte sie sich an den Flügel und begann zu spielen und zu summen.

Ganz allmählich wuchs ihre Stimme an, ihre Brust weitete sich, ihr Gesicht glühte — und mit vollen, mächtigen Tönen sang sie.

Er stand im äußersten Winkel und lauschte atemlos — wie ein Verzückter.

Als sie geendet hatte, ging sie auf ihn zu und schlang die Arme um ihn.

. Sie war in einem Aufruhr ohnegleichen.

Lange, lange blieb es totenstill im Zimmer.

Dann sagte er mit einer Heiterkeit, die ihr ins Mark schnitt:

„Sie haben unvergleichlich gesungen. Aber diese Lieder taugen nichts.“

Da antwortete sie:

„Diese Lieder werde ich zu den Menschen tragen, — überall, wo ich singe.“

„Diese Lieder sind mein eigenster Besitz, den ich

allein mit Ihnen theile, sie sind nicht für fremde Ohren bestimmt. Singen Sie mir zuweilen eines vor, und ich werde sehr stolz und sehr glücklich sein."

In seinen Worten war nicht die leiseste Verstellung. Es klang aus ihnen der letzte Ernst eines starken Menschen, der sich in klarem, reinem Lichte sah, der ohne Selbstbetrug zu leben vermochte.

Sie fühlte, daß sie an seiner Überzeugung nicht rühren durfte, auch wenn sie ihr noch so irrig erschien. Denn auf seiner Härte und Selbsterkenntnis ruhte die Freiheit seines Daseins.

Ganz sorgfältig packte sie die beiden Notenbände wieder in das Papier ein.

Und nun gingen sie Arm in Arm durch das Zimmer und waren einander so nahe wie nie zuvor.

Das Mädchen kam herein, deckte den Tisch und trug das Abendbrot auf.

Es war das einfachste Mahl, aber sie aßen aus goldenen Schüsseln und tranken aus kostbaren Gläsern den edelsten Wein.

"Dies ist unser Abendmahl," sagte er und wußte nicht, weshalb er plötzlich innehielt und sehr ernst und sehr nachdenklich wurde.

Und auch sie war erfüllt von einer unsagbar süßen und wehen Bangigkeit.

Sie aßen nicht weiter und sprachen nicht mehr.

Bald darauf erhob sie sich und reichte ihm zum Abschied die Hand, die er nur leise drückte.

So trennten sie sich.

## Fünfzehntes Kapitel

In der letzten Woche hatte Lisa Verda Mellnow nicht mehr gesehen. Alle ihre Versuche, seiner habhaft zu werden, waren mißlungen. Er schien wie vom Erdboden verschwunden. Da entschloß sie sich kurzer Hand, zumal Wilhelm sie von Tag zu Tag vertröstete, die Küst aufzusuchen.

Und nun stand sie mit Pelzjacke und Pelzmütze ange- tan mitten im Musikzimmer in steifer, aufrechter Hal- tung. Ihre Züge hatten einen verteufteltestn und harten Ausdruck.

„Ich bin gekommen, um mit Ihnen zu reden, Fräulein,“ sagte sie ohne jeden Umschweif.

Die Marlene war sehr blaß; sie wies stumm auf einen der hohen Stühle.

Aber die Verda schüttelte den Kopf und antwortete:

„Es macht sich besser im Stehen. Ich werde Sie auch nicht lange aufhalten. Mit einem Worte: ich lasse mir den Menschen nicht stehlen; ich wehre mich mit Händen und Füßen! Hören Sie mich gefälligst an, es gibt sonst ein Unglück, an dem Sie allein schuld sind.“

Bis dahin hatte sie scheinbar ruhig gesprochen. Aber nun vermochte sie sich nicht länger zu beherrschen. Ihre Wangen wurden fiedig rot, und mit zügelloser Hestigkeit, in der sich die Worte förmlich überstürzten, fuhr sie fort:

„Ich habe es mir sauer werden lassen, bis ich den Mann so weit hatte . . . wie, das ahnen Sie nicht, geht Sie auch nichts an. Und nun kommen Sie und wollen ihn mir wegkapern. O nein, meine Dame.

Ich weiß, was ich zu tun habe. Ich lasse nicht mit mir spaßen."

Sie stand auf den Fußspitzen, und ihre Backenknochen traten aus dem mageren Gesichte scharf und eckig heraus.

Marlene Rüst hätte weinen mögen beim Anblick dieses Menschen, der alle Besinnung verloren hatte und jeden Laut so drohend herauszischte, als wollte er in nächsten Augenblick auf sie losgehen und mit der langen, spitzen Nägeln ihr Gesicht zerfleischen.

"Was soll ich Ihnen darauf erwidern," sagte sie und sah die Lerda vergrämt und voll Trauer an. „Glauben Sie im Ernst, mich einschüchtern zu können? Ach, es ist ja qualvoll," unterbrach sie sich, „darüber reden zu müssen."

"Meinen Sie, mir ist es ein Vergnügen," schrie die Tänzerin. „Sie sind reich, sind schön, besitzen alles. Weshalb müssen Sie mir das einzige nehmen, was ich habe?"

Sie hielt die Hände vor das Gesicht, und beide schmiegen lange. Und ihre Gedanken waren bei dem Menschen, um den sie rangen.

Als die Lerda wieder aufblickte, bemerkte sie, daß die Augen der Marlene voll Tränen waren, aber sie wollte es nicht sehen.

"Es ist nicht wahr," begann die Sängerin leise, „daß ich ihn genommen habe. Wir gingen aufeinander zu aus einem mächtigen Gefühl heraus, das mit Vorsatz und Willen nichts zu schaffen hat. Und nun werde ich Ihnen noch etwas verraten," fügte sie hinzu, „wenn es Ihnen einen Trost gewährt, denn ich leide unter Ihrem Schmerze. Was mich mit ihm verbindet," sie hielt einen flüchtigen Moment inne und kämpfte mit

„Ihre Lippen zuckten, es fiel ihr unsagbar schwer, über diese Dinge zu sprechen, dann fuhr sie mit einem großartig entschlossenen und herben Ausdruck fort: „Ich habe keine körperliche Gemeinschaft mit ihm und werde sie niemals haben.“

„Darauf falle ich nicht herein, mein Fräulein, und darauf kommt es auch gar nicht an. Es handelt sich lediglich darum . . . daß Sie ihn nie, nie mehr sehen . . .“

Marlene Rüst lächelte kummervoll. Dann antwortete sie sehr ruhig, sehr sanft und sehr fest:

„Ich werde Ihnen das niemals versprechen. Zwischen ihm und mir,“ sagte sie ganz leise, „ist eine Gemeinschaft, ohne die ich nicht mehr zu leben vermag.“

Die Lerda hatte sich abgewandt, und wie versunken fragte sie:

„Warum lieben wir ihn so?“

„Wir wissen es beide,“ erwiderte Marlene, und ihr Gesicht war wie in Flammen getaucht.

Dies war die letzte Begegnung zwischen ihnen.

## Sechzehntes Kapitel

Zwei Stunden später ließ Kellnow seinen Wagen an der Wendlerbrücke halten. Er wollte die letzten Schritte bis zur Wohnung der Marlene gehen.

Ein klarer, kalter Dezemberabend. Der gestirnte Himmel funkelte in allen seinen Wundern.

Die Wendlerstraße lag in tiefer Einsamkeit da, und Kellnow blieb unwillkürlich stehen, bog den Kopf ein

wenig zurück, legte die Arme auf den Rücken und ließ seinen Blick über das Himmelsgewölbe schweifen. Er dachte an nichts; es klang in seiner Seele.

Dann schrie er leise auf, fühlte in der Herzgegend einen Stich, sah eine dunkle Gestalt, die sich über ihn beugte, und einen Moment traf sein Auge ein Gesicht, das er im Leben schon einmal gesehen hatte.

In dieser Sekunde bewegte sich ein wenig sein Mund und ein abgründiges Lächeln, das dem anderen das Blut gefrieren machte, huschte um seine Lippen. Das Lächeln war nicht mehr von dieser Welt ...

Der finstere Schatten glitt an ihm vorbei, und die Sterne über ihm wurden dunkel.

Nur ein leichtes Seufzen entrang sich ihm.

Wie lange er auf den eiskalten Steinen gelegen, wußte er nicht. Mit verhauchender Kraft nannte er einem Mitleidigen, der sich um ihn mühte, das Haus der Marlene Rüst.

Und dann lag er auf ihrem Bett, und sein Antlitz drückte keinen Schmerz aus.

Der Doktor legte ihm den Verband an und verließ das Zimmer.

Marlene begleitete ihn.

Ein paar Minuten war Kellnow allein.

Der Arzt sagte zur Sängerin:

„In dieser Nacht muß er sterben.“

Und während in ihr alles zusammenbrach, blickte sie ihn stumm mit weitgeöffneten Augen an.

Als der Arzt sie verlassen hatte, preßte sie nur die Hand an ihr Herz, als müßte sie irgendwo einen Halt suchen.

Während des kurzen Alleinseins zog mit der unheimlichen Geschwindigkeit, die jeder Mensch nur einmal erfährt, das ganze Leben an Mellnow vorbei.

Noch einmal schlug ihn der Vater.

Noch einmal küßte er sie alle.

Noch einmal vernahm er die Töne seiner Geige, die selbsttätig, wie von Zauberkräften bewegt, zu spielen begann.

Er wußte, daß dieses seine letzte Nacht sein würde, faltete die schmalen Hände und sagte wie im Gebet:

„Marlene Küßt.“

Da trat sie ein.

Er streckte ihr die Rechte entgegen, die sie sehr vorsichtig an ihre Lippen zog.

Sie setzte sich zu ihm. Aus ihren tiefen Augen leuchtete nur Liebe. Ihr Gesicht war heiter und strahlend.

„Es wird alles gut werden,“ sagte sie, „ich weiß es.“

Er nickte und streichelte ihre Hand und schien frohen Mutes wie sie.

Nichts sollte sie von seiner Todesgewißheit merken.

Dann verlangte er Papier und Tinte, und als sie ihn bat, jede Anstrengung zu lassen, erwiderte er demütig, es sei auch nicht vonnöten.

Während der ganzen Nacht waren sie beisammen.

Im Zimmer brannten die silbernen Leuchter.

Sie mußte sich an den Rand seines Bettes setzen, und einmal sagte er mit verklärter Miene:

„Wie schön bist du — wie schön.“

Er blickte eine Weile aufwärts, ehe er fortfuhr:

„Warum war ich gegen viele Menschen so grausam?“

„Du warst es nicht,“ antwortete sie liebevoll. „Aber

diese Menschen lasteten auf dir wie schwere Gewichte und nahmen dir den Atem. Ich will dir leicht sein. Niemals sollst du mich spüren. Ich liebe dich, ich begreife dich."

Er breitete jehnsüchtig die Arme aus, und sie küßte ihn zum erstenmal.

Nun schloß er die Augen und schlief eine knappe Stunde.

Als er erwachte, suchte sie sein erster Blick.

„Vergiß, daß ich einmal böse gegen dich war," sagte er.

Mit übermenschlicher Kraft entgegnete sie:

„Niemals warst du böse gegen mich. Jede Stunde, die du bei mir warst, erhöhte mein Dasein. Denn in dir," setzte sie leiser hinzu, „ist der Rhythmus des Lebens, in dir ist Tanz und ewige Bewegung. In dir ist Urkraft und Melodie."

Da hob er sich aus den Rissen.

Der Adel des Todes lag auf seinen Zügen.

Seine Augen strahlten wie die eines Siegers.

Er lächelte.

Und mit dem letzten Aufgebot seines Willens sagte er klar und deutlich:

„Ich komme wieder."

Dann sank er zurück und verlöschte.

Und in solcher Schönheit und Reinheit lag er da, daß Marlene Rüst mit keinem Laute seine Totenruhe störte.



Werke

von

Felix Hollaender

R o m a n e :

Jesus und Judas  
Magdalene Dornis  
Frau Ellin Röte  
Sturmwind im Westen  
Erlösung  
Das letzte Glück  
Der Weg des Thomas Truch  
Traum und Tag  
Der Baumeister  
Charlotte Adutti  
Agnes Feustels Sohn  
Unser Haus  
Der Eid des Stephan Huller  
Der Fänger

N o v e l l e n :

Pension Fratelli  
Die Witwe  
Der Pflegsohn





FL. 3.7.68

LG  
H733t

358959

Hollaender, Felix  
Der Tänzer.

**University of Toronto  
Library**

**DO NOT  
REMOVE  
THE  
CARD  
FROM  
THIS  
POCKET**

Acme Library Card Pocket  
**LOWE-MARTIN CO. LIMITED**

